D. v. S.

S
1814

-2

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte.

Säugthiere Zweyter Theil.

Augsburg,
in der Engelbrechtischen Kunsthandlung.
1792.

Unterhaltungen
aus der
Naturgeschichte.

Der Säugethiere Zweyter Theil.

Augsburg,
In der Martin Engelbrechtischen Kunsthandlung.
1792.

Tab. I.

Der Bår.

Urſus, *l'Ours.*

Der braune Ameiſenbår. (1)
Der Eis= oder Polarbår. (2)

Die håufigen Widerſprůche, die man hie und da in den Beſchreibungen des Båren findet, haben vorzůglich darin ihren Grund, daß man die verſchied=nen Gattungen derſelben nicht ſorgfåltig genug unterſchied, und der Einen das zuſchrieb, was nur von einer Andern ausſchließlich gilt. So muß man vor allen Dingen den **Landbåren** vom See= und **Eisbåren** wohl unterſcheiden; Thiere, die in der Bildung wie in der Lebensart ſehr voneinander abgehen. Aber auch unter den **Landbåren** ſelbſt finden ſich Spielarten, die ihre Eigenheiten haben. Sie ſind: Der große, braune Ameiſenbår, der röthlicht lichtbraune Honig= oder Zeidelbår, der ganz ſchwarze Bår, der weiße Landbår, der Silberbår. Dieſe Letzteren finden ſich in der großen Tartarey, Litthauen, Moskau und andern nördlichen Låndern. Allein ihr weißes, auch Grau mit Weiß vermiſchtes Fell iſt nicht, wie etwa bey dem Haſen

und Hermelin, ein vergänglicher Winterrock, sondern ein bleibendes Eigenthum. Der Wildeste und Grausamste ist der große braune. Nur er frißt Fleisch, und fällt selbst Menschen an. Auch langwieriger Aufenthalt unter Menschen macht ihn nicht humaner und sanfter, und so viele Wohlthaten die in Bern auf öffentliche Kosten im Stadtgraben reichlich verpflegten Bären empfangen, so haben sie doch ihre Wildheit so wenig verloren, daß schon mancher Unvorsichtige daselbst ihr Opfer ward. Die nördlichen Alpen sind die Heimath dieses grausamen und menschenfeindlichen Thieres. Mehr scheu als wild ist der schwarze, der in den nördlichen Wäldern von Europa und Amerika wohnt. Er frißt durchaus kein Fleisch, und liebt Honig und Milch so sehr, daß er sich über dieser Leckerey eher todtschlagen läßt, ehe er sich von ihr trennte. Nach diesen vorläufigen Winken von dem Eignen der Gattuugen wenden wir uns zur Geschichte des Bären überhaupt.

Der Bär, ein reissendes Säugethier, ist von einer unförmlichen Gestalt, die dadurch, daß ein dicker Pelz die wahren Umriße seines Körpers verhüllet, gewiß an Reizen nichts gewinnt. In seinem wolfsähnlichen Kopfe liegen die kleinen Augen etwas schief. Die Schnauze ist vorn aufgeworfen. So

klein

Tab. I.

1

2

klein auch das Auge und die Ohren, und so dick die Haut ist; so ist doch der Sinn des Gesichtes, des Geruchs und des Gefühls sehr scharf. Besonders übertrifft er am Geruch fast alle Thiere, wovon der Grund in der beträchtlichen Ausdehnung der innern Nasenfläche liegt. Er wird leicht blind, und soll sich alsdann dadurch Erleichterung schaffen, daß er sich von Bienen und Wespen den Kopf wund stechen läßt. Sein Kreuz läuft hinten sehr abwärts, sein Schwanz ist kurz; seine Beine sind fleischig, die Fußsohlen breit und fünfzehig, die Klauen schwarz und hart. Das aufrechtstehende Bärengerippe hat mit dem eines Menschen, so wie die Fährte des Bären mit dem Fußtritt eines Barfußgehenden, viele Aehnlichkeit. Seine Stimme ist ein Brummen, und wenn er gereizt wird, knurrt er zornig mit den Zähnen. Ein Schlag auf den Kopf tödtet ihn, aber in den Tatzen hat er große Stärke. Er schleppt damit ein Pferd ohne Mühe, und reißt ihm alles Fleisch bis auf die Knochen weg. Als Feind aller menschlichen und thierischen Gesellschaft sucht er die Einsamkeit. Da, wo die Natur ganz verwildert und keine Spur menschlicher Kultur zu entdecken ist, da, wo uralte Bäume die finstersten Grotten und Felsen die unzugänglichsten Höhlen bilden, da wohnt er am

Liebsten, und bewegt sich im Winter gar nicht von der Stelle, ohne deswegen den Winterschlaf mit andern Thieren gemein zu haben. Er setzt diese Zeit über das Fett, das sich im Herbst in ungeheurer Menge angelegt hat, zu, und verläßt als ein ausgehungertes Gerippe seine Höhle. Aber dann frißt er auch alles was er findet, so wie er überhaupt kein Kostverächter ist. Er überfällt schlafende Hirsche und Hasen, durchwühlt Ameisenhaufen, bestiehlt die Bienenstöcke und Kornhäuser, plündert Weinberge und leert Bäume ab: und weil ihm das Herabsteigen von denselben zu beschwerlich ist, so nimmt er den Kopf zwischen die Beine, und fällt wie ein zottichter Sack herab. Sein **Lager** wählt er gerne hoch. Sein Alter bringt er auf 20—25 Jahre. Seine **Brunft**zeit ist im Herbste. Die **Bärinn** bereitet ihren künftigen Jungen ein weiches Lager von Moos und Kräutern, **trägt** 9 Monate und wirft 2—5 Junge, die sie säugt und mit der äußersten Zärtlichkeit liebt. Für sie bekämpft sie muthig jede Gefahr mit mehr Grimm, als ihr Mann. Dieser liegt ihr, außer der Brunftzeit, nicht sehr am Herzen; sie wohnt nie mit ihm zusammen, und läßt ihn auch die Junge nicht sehen, die sein gefräßiger Zahn verzehren würde. Lächerlich ist es, daß man glauben konnte, die jungen

Bä=

Bären kommen als unförmliche Brocken auf die Welt, die erst durch mütterliches Lecken die Bärengestalt erhielten. Sie werden als Bären geboren, und mögen freylich, nach der Schönheit ihrer Eltern zu urtheilen, ziemlich unförmliche Klümpchen seyn. Es ist dieses Vorgeben so grundlos als jenes: daß die **Bären** den Winter über an den Tatzen saugen; daß sie unter einer Heerde Kühe diejenige, die die Glocke trägt, zuerst anhalten, ihr, aus Zorn über das Geklingel, dieselbe abreissen, und ganz glatt klopfen, oder daß sie den schwangern Frauen höchst gefährlich seyn sollen. Das letztere Vorgeben ist um so auffallender, da die **Kamtschadalischen Bären** als ungemein höflich gegen das schöne Geschlecht beschrieben werden. Sie sollen, wenn sie Frauenzimmern, die Beeren sammeln, begegnen, sich ganz wie zahme Thiere betragen, und sich keine andere Unart gegen sie zu Schulden kommen lassen, als daß sie das Beerenkörbchen rein ausfressen. Auch, wenn der **Bär** schon lange gezähmt ist, was in der Jugend geschehen muß, darf man ihm nicht zu sehr trauen. Er fährt, besonders wenn man ihn auf die Nase schlägt, heftig auf. Smorgonie ist eigentlich die pohlnische hohe Schule, wo junge Bären in den Künsten unterrichtet werden, mit denen uns zuweilen arme Pohlen, unter einer abscheulichen,

dem Bären angenehmen Musik, unterhalten. Hier lernt der Tausendkünstler Trommelschlagen, Purzelbäume machen, tanzen, Allmosen mit einem Hute sammeln u. d. m. Sehr zu Statten kommt bey diesem Unterricht seine Gewohnheit, sich bey einem unerwarteten Schalle auf die Hintertatzen zu setzen und neugierig umzusehen. In diesem Augenblick muß man ihn tödten, und sehr gut treffen. Denn der nur leicht verwundete Bär rennt auf den ungeschickten Schützen und umfaßt ihn so stark, daß der Unglückliche in der Umarmung stirbt. Minder gefährlich zu jagen ist er, wenn man ihn durch auf Honig gegossenen Branntewein berauscht. In Kanada und Louisiana zündet man die alten abgestorbenen Bäume, in denen Bären ihr Lager haben, an. Hier ist es auch, wo sie den Früchten des Guianischen Baumes stark nachgehen. Rittlings setzen sie sich auf einen Ast, und beugen mit einer Tatze die Zweige ihrem Rachen zu. In Kamtschatka nimmt es Ein Mann mit einem Bären auf. Hier wird der Sieger als ein Held von großem Verdienst angesehen. Er ladet seine Nachbaren auf Bärenfleisch ein; und die Knochen hängen als Trophäen in der Hütte herum. Unerschöpflich an Kunstgriffen sind die nordischen Völker in der Bärenjagd. Die Finnmärkischen Lappen

ver=

verstopfen den Eingang der Bärenhöhle mit Reisern, so daß er nur den Kopf heraußtecken kann. So bald er dieß thut, so erwartet ihn ein tödtlicher Schlag. Oder sie umgeben einen von ihm angefressenen Raub mit einem Zaun, an dessen Eingang sie selbstschießsende Bogen anbringen. Die Kamtschadalen legen an den Eingang seiner Höhle Holzscheite. Um freyen Ausgang zu behalten, hohlt diese der dumme Bär so lange, bis er sich nicht mehr wenden kann. Dann gräbt man von oben hinab und tödtet ihn. Die Koräcken fangen ihn mit Schlingen, Klappen, Selbstschüssen und Brettern mit Fußangeln, auf die er, wenn auch nur Eine ihn verwundet, so lange zornig schlägt, bis alle vier Füße angefesselt sind. Die Einwohner an der Lena und am Ilim legen ihm eine Schlinge, an der ein Stück Holz befestiget ist. So bald er in der Schlinge ist, so trägt er grimmig das Holz an einen Abgrund, und stürzt es hinunter. Natürlich reißt es ihn mit sich in denselben. Geschieht ihm nichts, so wiederhohlt er den Versuch so oft, bis er ganz zerschellt liegen bleibt. Nicht umsonst gibt man sich so viele Mühe auf der Bärenjagd. Denn der Gewinn ist nicht geringe. Das Fleisch ist eßbar, obgleich nicht angenehm; das der Jungen und die Tatzen der Alten aber sollen ein wahrer Leckerbissen

bissen seyn. Aus dem Fett gewinnt man eine beträchtliche Menge vortreffliches Oel, und ein Einziger Bär gibt in Louisiana 120 Töpfe. Ihre **Haut** ist vorzügliches Pelzwerk, das nicht nur zu Matratzen und Satteldecken, sondern auch zu Wildschuren, Müffen, Fußdecken in Kutschen, Mützen u. d. häufig verarbeitet wird. Die alten Deutschen lagen wohl gewöhnlich auf **Bärenhäuten**; daher der bekannte Schimpfname dessen, der sein Bette über alles liebt. Um sein Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu bewahren, trägt der Kamtschadale getrocknete **Bärendärme** als einen Schleyer; mit dem scharfgemachten **Schulterknochen** mäht er sein Gras, und ihm ist das Fett des Bären sein vorzüglichstes Hausmittel, womit er die leidende Stelle beschmiert, wenn er, wie wir jetzt zu sagen pflegen, einen Rheumatismus hat. Nur bedient sich alsdann der Mann des männlichen und das Weib des weiblichen Bärenfettes. Und sicher ist dieses heilsamer als das rechte Auge, das Blut und die Galle des Bären, die ehemals unendlich hoch geschätzt wurden.

Größer und fetter noch als der **Landbär** ist der **Eis- oder Polarbär**. Sein **Leib** ist länger, sein Kopf einem Hundskopfe ähnlicher, sein Haar gelinder. Er wohnt nur am Meere und lebt von Fischen,

See-

Seehunden und dem Aase des Wallfisches. Ja, er wühlet Menschen aus den Gräbern. Die Hirnschale ist fast unverwundbar; Nase und Klauen zeichnet ihre Schwärze bey der bald blendend weißen, bald lichtgelben Farbe der **Polarbären** sehr aus. Ungeheure Reisen machen sie auf Eisschollen, und dann entgehen sie oft kaum dem Hungertode. Kommen sie so ausgehungert in Ißland an, so sind sie sehr gefährlich. Allein der Isländer weiß sich zu helfen. Er wirft nur einen Handschuh, oder etwas dergleichen, ihm in den Weeg. Das neugierige Thier beriecht und untersucht diesen Gegenstand von allen Seiten. Mittlerweile gewinnt der Mensch Zeit, sich zu retten. Die Stimme des Polarbären ist ein heißeres Bellen. Sein Fett ist thranartig, und seine Haut wird sehr hoch geschätzt.

Tab. II.

Das Eichhorn.

Sciurus, *l'Ecureuil.*

Das Eichhorn a) und das Fehe b) (3)

Dem Eichhorn scheint der Schöpfer bloß Bäume zum Wohnplatze bestimmt zu haben. Er schenkte

ihm zu dem Ende alles, was zum vollkommensten Klettern gehört, leichte, nervichte Springfüße, einen Schwanz, den es, im flugähnlichen Sprunge, bald als ein Seegel, bald als eine Hand gebrauchen kann, und breite, feuchte Fußsohlen, die auch auf der glättesten Rinde den Tritt sicher machen. Seine Bildung ist angenehm, sein Auge voll Feuer, die Unterlefze zurückgezogen. Wie einen Federbusch weiß es im Sitzen auf den Hinterbeinen den Schwanz in einer sanften Krümmung längs dem Rücken hin zu halten und sich Schatten zu machen. Seine Artigkeit, Unschuld und Reinlichkeit machen es den Menschen werth. Es ist immer munter und aufgeweckt, und beißt nur den, der es neckt, oder hastig nach ihm greift. Es putzt sich beständig, und knurrt gewaltig, wenn man ihm sein Futter nimmt.

Obgleich es auch im Zimmer fortkommt, so sind ihm doch der dichte Wald und die höchsten Bäume sein liebster Aufenthalt. In den erhabensten Wipfeln baut es sein Nest mit großer Kunst. Es durchflicht Reisig mit Moos, tritt alles recht feste, füttert es mit weichem Moos, und läßt eine kleine Oeffnung. Ueber dem Nest ist ein kegelförmiges Dach, das dem Regen den Eingang verbiethet. Nässe ist ihm so zuwider als Wind und Sonnenhitze: und doch wagt

Tab. II.

3

4

das kleine schüchterne Thier zuweilen eine Wasserfahrt. Dann ist eine leichte Baumrinde das Fahrzeug, und der Schwanz muß die Stelle des Steuerruders und Seegels vertreten. Nur bey Nacht verläßt es sein Lager, eilt von Baum zu Baum, und hohlt sein **Futter**, Knospen, Nüße, Rinden, Obst u. d. Daß es den Fichten- und Tannensamen so gerne frißt, macht es jenen Wäldern schädlich. Sein Trank ist der Thau. Im Winter erstarrt es nicht, sondern lebt von dem Vorrath an Nüßen ꝛc den es sich in seinem Magazin, einem hohlen Baume, weislich gesammelt hat. Die enge Kehle, die es hat, verhindert sehr wohlthätig, daß es, bey dem beständigen Auf- und Absteigen, die Nahrung nicht sogleich wieder von sich geben muß, und die scharfen Krallen, an den fünf Zehen, sind ihm zum Klettern eben so unentbehrlich, als die scharfen Schneidezähne zum Aufknacken der Nüße, worin es Meister ist. Die Hundszähne mangeln ihn gänzlich. Nach der Brunftzeit, die im März und April ist, wirft das Weibchen im May 3 — 4 schwarze Junge. Sie bekommen bald die Farbe ihrer Eltern. Diese ist sehr verschieden; röthlich, gefleckt, schwarz, braun, auch weiß mit rothen Augen. Das Eichhorn hat das feinste Vorgefühl von der Veränderung des Wet-

ters, und ist fast auf der ganzen Welt, Afrika ausgenommen, verbreitet. Sein Todfeind ist der Marder.

Nicht unangenehm soll ihr Fleisch schmecken. Das Fell wird zu Pelzwerk nicht besonders hochgeschätzt. Die Schwanzhaare geben gute Pinsel.

Unter den verschiedenen Gattungen dieses Geschlechts ist das **fliegende Eichhorn** sehr merkwürdig. Eine dünne durchsichtige Haut, die von den Vorder- zu den Hinterfüßen sich erstreckt, dient ihm zum Fliegen. Jedoch kann es dieß nie gerade aus- oder aufwärts, sondern nur schief herunterwärts, und höchstens eine Strecke von 100 Ellen. Es ist in Pohlen, Rußland und Amerika zu Hause, und meistens grau. Außer ihm ist noch das **gestreifte Virginische**, das **Amerikanische Liverey-Eichhorn**, mit 7 weißen Bandstreifen, das **schwarze**, das **gelbbauchige**, das **nacktschwänzige Indianische**, **Nierembergs Zwerg-Eichhorn**, die **Palmratze** u. a. m.

Am geschätztesten ist das **Virginische** und **Nordische**, am Ufer des Obi und Bakal-Sees, das auch den Namen **Fehe** führt. Lebensart und Sitten hat es mit dem Eichhorn gemein. Aber sein grauer Pelz auf dem Rücken und die schöne weiße Brust, geben die unter dem Namen **Fehwammen**, so bekannten

Pelz-

Pelzfutter. Freilich mag auch hier manches im Winter nur grau gewordne Fell im Handel mit unterlaufen. Denn die Industrie wußte von jeher die fruchtbare Mutter Natur durch allerley Künste noch fruchtbarer zu machen.

Tab. II.

Das Armadill. c)

Tatu, *l'Armadille.* (4)

Das formosanische Teufelchen. d)

Manis, *Phatagin.* (4)

Die Natur, die in allen Dingen sich Mannigfaltigkeit zum Gesetze machte, hüllte auch einige Thiere in undurchdringliche Panzer. Sehr weise schenkte sie gerade den unschuldigsten und stillesten Geschöpfen diese fast unverletzbare Decke. Ein Löwe oder ein Wolf, mit den Schuppen des Phatagins, könnte die halbe Welt entvölkern. Denn wer wollte, wer könnte ihn tödten? Aber so sichert nur Jene ihr Knochenharnisch, ohne Jemanden gefährlich zu seyn. Sie sind die friedlichsten Kürassiere der Natur, froh, wenn man ihnen nichts zu Leide thut. Diese Ordnung sonderbar bekleideter Thiere hat theils Stacheln,

theils Schuppen, theils Panzer. Nur von den beyden Letztern, den Panzer- und Schuppenthieren, reden wir jetzt.

Die Armadille, (Schildferkel, Panzerthiere) die in Amerika, ihrer Heimath, Tatu heißen, haben eine knochenartige Schaale; die den Kopf, Hals, Rücken, die Weichen, das Kreuz und den Schwanz bedeckt, mit einer dünnen Haut überzogen, und in verschiedene, durch Häute verbundene Reifen oder Gürtel abgetheilt ist. Die Zahl der Reifen ist verschieden. Es gibt Panzerthiere mit 3. 6. 8. 9. 12 und 18 Reifen. Die mit 8 und 9 sind vier- die Uebrigen alle fünfzehig. Das Panzerthier mit 3 Reifen (Apar) ist in Brasilien zu Hause. Der mit einer harten Schaale bedeckte Kopf ist pyramidenförmig, die Augen klein, die Ohren rund, der Schwanz kurz, das Maul spitzig, der Bauch und die Füße haaricht. Das ganze Thier eine halbe Elle lang. Etwas größer ist der Encubert auch Tatuheba in Mexiko, mit 6 Reifen. Die Farbe ist bräunlich, der Kopf dem eines Spanferkels ähnlich. Fast wie ein Kaninchen ist der Tatuete und Aitochli, mit 8 Reifen am Leibe und eben so vielen an dem sehr langen Schwanze. Bräunlich, weißlich auch eisengrau ist die Farbe dieses Brasilianischen Thieres. Von

ihm

ihm unterscheidet sich der **Atuco** und **Rachicame** nur durch Einen Reif mehr. Am größten, mit dem Schwanz fünf Schuh lang, ist der **Rabassu** mit 12 Reifen. Ihn zeichnen ein größerer Kopf, ein stumpferes Maul und gelbliche Borstenbüschel auf den Höckern der braunen Haut aus, wo er keinen Panzer hat. Fast so klein als der **Apar** ist endlich das **Tatuwiesel** mit 18 Reifen.

Das **Armadill** ist ein sanftes, gutes Thier, mit dem Kinder ohne Gefahr spielen können. Es **gräbt** so geschwind als ein Maulwurf, und rettet sich oft dadurch. Eher läßt es sich den Schwanz ausreißen, als mit Gewalt aus seinem Loche ziehen. Wenn es verfolgt wird, so zieht es den Kopf und die Füße ein, oder rollt sich in Kugelgestalt den gähesten Felsen hinab. Nur durch Feuer erwärmt, streckt es seine Glieder wieder von sich. Die **Schilde** sind so hart wie Stahl, und aus den regelmäßigsten Theilen, dem schönsten Mosaik ähnlich, zusammengesetzt. An **Fruchtbarkeit** gleicht es dem Kaninchen, und bringt alle Monate 4 Junge. Es hat nur **Backenzähne**, frißt Wurzeln, Baumfrüchte, Ameisen und Insekten, und bedient sich seiner langen **Klauen**, als eines Spatens, und seiner langen **Zunge** wie einer Angel, um Insekten aus der Erde zu hohlen. Sein **Fleisch**

ist süße, und die pulverisirten Schaalen — für den der Glauben hat, und sich recht warm hält — ein schweißtreibendes Mittel.

Das **Vaterland** der **Schuppenthiere** ist Ostindien und Afrika. Wie die Blätter einer Artischoke, oder wie Dachziegel, liegen die Schuppen dieser Thiere übereinander. Ihrer sind zwo Gattungen, der **Pangolin** und **Phatagin**. Jener, der auch der **Teufel von Java** heißt, hat in der Jugend gelbliche, dann röthliche, und endlich bräunliche Schuppen: und ist mit dem Schwanze fast 8 Schuh lang. Dieser ist kleiner, hat aber einen längern Schwanz, haarichte Füße, Bauch und Brust, und grünliche Schuppen, und heißt das formosanische Teufelchen. Beyde haben eine lange, runde **Zunge**, eine **Eidechsen-Gestalt**, fünf scharfe **Klauen**, und keine **Zähne**. Gereizt, sträuben sie die Schuppen empor, und bilden einen fürchterlichen Stachelklumpen, von dem die Kugel zurückeprallt. Kein noch so wüthender Tieger wird ihnen etwas anhaben. Jede Berührung verwundet ihn. Doch sind sie sanft und furchtsam. Ihr **Gang** ist träge, ihre **Nahrung** Ameisen und Insekten, und ihr **Fleisch** wohlschmeckend und gesund. Wahrscheinlich hat ihnen ihre **Unverletzbarkeit** den abenteuerlichen Namen Teufel erworben.

Tab.

Tab. III. IV.

Die Maus.

Die Ratte a). Die Hausmaus. b) (5) Die Feld= c) und Wassermaus. d) (6) Die Spitz= a) und Haselmaus. b) (7) Der Siebenschläfer. (8)

Ein sehr zahlreiches Geschlecht unter den **vielzehigen Säugethieren** sind die **Mäuse**. Ohne darüber zu streiten, ob dieses oder jenes Thier dazu gehöre, oder nicht, begnügen wir uns, die vornehmsten Gattungen zu beschreiben. Lasen wir oft mit Vergnügen von dem unübersehbaren Nutzen, den uns manche Thiere, für ein sehr geringes Futter, gewähren; so müssen wir freilich hier unsre Leser mit einem diebischen Geschlechte bekannt machen, von dem wir wenig Gutes rühmen können. Und doch sind wir fest überzeugt, es ist auch dieses in der grossen Oekonomie des Schöpfers nicht umsonst. Der Nutze, den es stiftet, muß den Schaden, den es anrichtet, überwiegen; sonst wäre es nicht da.

Ein länglicher Kopf, große Augen, eine hasenschartige **Ober**= und eine zurückgezogne **Unterlefze**, und breite, kahle **Ohren** zeichnen die **Ratte**

(Rattus, *le Rat* 5. a.) aus. Kleine Schuppen umgeben den nackten Schwanz, und bilden Ringe, deren Daubenton an einem 6 Zoll langen Schwanze 250 zählte. Dieser ist zwar sehr häßlich, aber nicht giftig. Die **Haare** sind Aschgrau, der **Knebelbart** schwarz, die 5 **Zehen** und **Klauen** klein; die **Zahl** der **Zähne**, unter denen kein Hundszahn ist, 16. Von ihrer sitzenden Lebensart mag es herkommen, daß sie zum **Stein** geneigt sind. Auch leidet manche Ratte am **Bandwurme**.

Die **Ratte** ist nicht bloß ein **fleischfressendes**, sondern ein wahres **allfressendes**, höchst diebisches Geschöpf. Es **wohnt** in Mauern, Sparr- und Tafelwerken, und frißt Wolle, Zeuge, Hausgeräthe, Korn, ja Skorpionen. Selbst todte oder schlafende Menschen verschont ihr nagender Zahn so wenig als Kinder in der Wiege. Landet ein Schiff, so schwimmt es ans Land, bis es wieder Proviant hat, und es geht mit dem Bergmann in die Schachten, und schmälert ihm sein armseliges Mittagsbrod. Um Korn zu stehlen, schiebt sich die **Ratte** rückwärts in den Kornhaufen, drückt sich fest an, damit in den aufgesträubten Haaren Korn hängen bleibe, eilt dann in ihr Magazin, schüttelt sich wie ein nasser Pudel, und hohlt hierauf neue Fracht. So böse uns diese Raubsucht

auf

auf sie macht, so versöhnt uns doch ihre kindliche Liebe gegen ihre Eltern mit ihr wieder. Im J. 1757 befand sich Purdew, ein Seeoffizier, auf einem Schiffe, das vor Spithead auf der Rhede vor Anker lag. Alles war stille, und er las im Bette. Ein Geräusch zieht seine Blicke auf eine junge **Ratte**, die sich neugierig umsieht, ob dem Landfrieden zu trauen sey. Nach einer kurzen Entfernung kömmt sie wieder, und schleppt mühsam, eine weit größere, als sie selbst ist, an den Ohren herbey. Jetzt durchläuft sie, mit wahrscheinlich, ihrer Schwester, geschäftig das Zimmer, sammelt alle Krumen von Zwieback, und bringt sie zärtlich ihrem alten, blinden Vater. In dieser schönen Beschäftigung stört die beyden guten Thiere der hereintretende Schiffschirurgus. Sie schreyen jämmerlich, und retten sich nicht eher, als bis sie den armen Blinden in Sicherheit wußten.

Die **Ratte** liebt die Wärme ungemein, und ist dem Trunk so ergeben, daß sie ihren Urin trinkt. Sie heckt mehrmalen im Jahre 5—6 Junge, und schreyt beym Belaufen. Die Mutter bereitet ihren Jungen ein weiches Lager, und nimmt es mit jeder Katze auf, die sie nicht selten besiegt. Weniger siegreich kämpft sie mit dem Wiesel. Nur die große **Fruchtbarkeit** macht, daß Gift, Katzen, Fallen, Wiesel rc. sie nicht

ganz ausrotten. Glücklicher Weise treibt die Ratten ihr Heishunger oft an, daß der Stärkere sein vermeyntes Recht gegen den Schwächern geltend macht, und ihn auffrißt. Ein Teig aus Mehl, gebratnem Speck und Eisenfeilspänen soll ihnen sehr schädlich seyn. Zuweilen verwickeln sich 12 — 20 Ratten mit ihren Schwänzen so, daß ein wahrer gordischer Knoten entsteht. Dieß ist dann der berüchtigte **Rattenkönig.** Ihr **Vaterland** sind alle gemäßigten Gegenden des festen Landes. Nach Amerika müssen sie sich nur als Kontrebande auf europäischen Schiffen hinübergeschlichen haben. Doch fanden sie auch da einen Todfeind in einer Schlange, die sie mit Haut und Haaren verschlingt. Nach ihrem Aufenthalte und ihrer Nahrung ist ihre **Farbe** bald braun, bald schwarz, bald roth, bald grau, bald weiß mit rothen Augen. In gewissen Gegenden, wo das Erdreich schweflichte oder arsenikalische Theile enthalten mag, sterben sie, sobald sie hinkommen. Ihr **Fleisch** verabscheuen wir. Aber der Schwarze in Jamaika kennt nichts Leckerhafteres. Hat er vollends eine fette Katze dazu, so glaubt er höher als Lucull zu schmaußen. Natürlich ließ sich die **Medicin** auch bey der Ratte ihr Recht nicht nehmen. Wir wollen jedoch unsre Leser damit nicht aufhalten.

Tab. III. 5

6

Kleiner und weniger wild und gefräßig, aber noch fruchtbarer ist die gewöhnliche **kleine Hausmaus** (Mus, *le Souris* 5. b) Sie hat vorne 4, und hinten 5 Zehen. Im Gefühl ihrer Wehrlosigkeit, entfernt sie sich nie weit von ihrem Loche, aus dem sie ohnehin nur dringender Hunger herausgehen heißt. Sie ist im Grunde ein drollichtes, neugieriges, zutrauliches Thier, das dem Menschen nur wegen seiner Dieberey und schnellen Ueberraschung verhaßt ist. Es würde gerne nähere Bekanntschaft mit ihm machen. Nachteulen und andere Nachtvögel, Igel, Katzen, Marder, Wiesel und Ratten arbeiten so unermüdet an der Zerstörung dieses Geschlechts, daß es derselben nur durch seine unermeßliche **Fruchtbarkeit** entgeht. In 14 Tagen ist die junge Maus vollkommen und reif. In kurzer Zeit hatte Aristoteles von Einer Stammutter eine Familie von 120 Mäusen. Ihre **Heimath** ist Europa, Asia und Afrika. Auch sie ist dem Menschen, oder vielmehr seinem Speck und Mehl, nach Amerika gefolgt. Es gibt unter ihnen viele **Kakerlacken**, nämlich weiße mit rothen Augen, denen ein sehr helles Licht unangenehm ist.

Verderblicher und furchtbarer ist vielleicht kein Thier als die **Feldmaus** (Mus agrestis, *le grand*

Rat des champs 6. c). Die etwas verschiedenen Eigenschaften der Feldmäuse geben ihnen auch verschiedne Namen: große und kleine Feldmaus, Waldratte, hüpfende Ratte, Stutzschwanz ꝛc. Indessen gehören alle zu der unübersehbaren Familie der Feldmäuse. Sie sind weit gefräßiger und boshafter als die Ratten. Trockne Felder und Waldungen sind ihr liebster Aufenthalt. Sie sammeln einen großen Vorrath von Eicheln, Buchеckern, Nüssen und Getreide, und richten sich dabey nicht nach ihrem Bedürfniß für den Winter, sondern nach der Größe ihrer Höhle, in der sie oft einen großen Theil verfaulen lassen. Diese hat zwo Abtheilungen, deren Eine zum Wohnzimmer, die Andre zum Magazin bestimmt ist. Entsetzlich ist der Schade, den sie der Holzsaat zufügen. Sie schleichen dem Säemann nach, und stehlen, was er in Hoffnung auswirft. Ein vortreffliches Mittel, sie zu vermindern, ist ein schief auf ein Stellhölzchen, woran eine geröstete Nuß befestigt ist, gelehnter Stein. Auf diese Art wurden in Zeit von 3 Wochen, auf 40 Morgen Feldes, über 2000 Stücke zerquetscht. Um sie und andere Gäste ihres Gelichters von seinem Korn zu entfernen, hat sich ein kluger Landwirth einer alle Viertelstunden schlagenden Uhr, mit dem besten Erfolg, auf seinem Kornboden

bedient; und ein anderer hat sie gar, dem Orpheus ganz unähnlich, mit seinem Fortepiano — weggespielt. Ein großes Glück für die Menschheit ist, ihre Wuth, mit der sie sich untereinander aufreiben. Von zwölf eingesperrten Feldmäusen wurde, da man nur Ein Viertelstündchen das Futter zu bringen zauderte, sogleich Eine aufgefressen: in wenigen Tagen war nur Eine noch übrig. Sie hecken mehr als Einmal im Jahre 9 — 10 Junge, sind in ganz Europa verbreitet, und von rothbrauner und grauer Farbe. Ihre Feinde sind Füchse, Marder, Wiesel, Raubvögel und sie selbst. Nur etwas kleiner als die Große ist die **kleine Feldmaus.** Ihr Kopf ist dicker und ihr Schwanz kürzer. Getreide ist ihre liebste Nahrung. Sie beißt die Halme ab, hält hinter dem Schnitter eine verderbliche Nachernte, und bestiehlt die neubesäeten Felder, um den Seegen der Natur im Voraus zu vernichten. Wäre nicht der Fuchs, die wilde Katze, die große Feldmaus ꝛc. und ihr eigner Heißhunger, der sie gegeneinander waffnet, so müßte der Landmann oft von seinem Acker mit leerer Hand abziehen. Unverschämt jagt die Feldmaus zuweilen den Maulwurf aus seinem väterlichen Hause. Sie heckt im Frühling und Sommer 5—9 Junge.

Viele

Viele Aehnlichkeit mit der Fischotter hat die **Wassermaus** (Mus aquaticus, *le Rat d'eau.* 6. d). Sie ist zwar nicht länger als die Ratte, sieht aber ihrer borstigen Haare wegen weit dicker aus. Ihr **Kopf** ist kürzer und ründer, die **Ohren** abgerundet, der **Schwanz** kurz. Ihre **Farbe** ist dunkelbraun, röthlich, aschenfarbig, und am Bauche immer heller. Sie bewohnt ganz Europa und Amerika, die Polarländer ausgenommen. Am Liebsten wohnt sie an den Ufern der Flüße, Bäche und Teiche. Gründlinge, Schmerlen und der Laich größerer Fische sind ihre Nahrung, der sie im Mondscheine nachgeht. Sie frißt ihre Beute am Lande, und schwimmt, ohne eine Schwimmhaut zu haben, sehr leicht. Oft beißt sie dem Krebse suchenden Fischer in die Finger. Auch Wurzeln und Kräuter kann sie essen. In Guiana bewohnt sie die Zuckerpflanzungen in furchtbarer Menge. Nach der Ernte zündet man die unten stehen gebliebenen Blätter an, und zernichtet so viele tausend Wassermäuse. Der Hund stellt ihnen mit wahrer Wuth nach. Ihre Brunftzeit ist am Ende des Winters, und die Zahl ihrer Jungen 6—7. In der Fastenzeit pflegen die Bauern ihr Fleisch zu essen.

Tab. IV.

7

8

Ein sehr sonderbares Thier, das den Uebergang von den Mäusen zum Maulwurf zu machen scheint, ist die **Spitzmaus** (Mus araneus s. coecus, *la Musaraigne* 7. a). Sie hat mit diesem viele Aehnlichkeit. Auch ihre Rüsselartige Schnauze geht weit über die Kinnbacken hervor, und ihre Augen sind zwar größer, aber eben so versteckt wie bey ihm. In der Größe gleicht sie der gemeinen Maus, doch hat sie an den Vorder- und Hinterfüßen fünf **Zehen**. Auch sind bey der **Spitzmaus** die **Hinterbeine**, die **Ohren** und der Schwanz kürzer, und die **Füße nackt**. Ihre **Farbe** ist mit Roth untermengtes Braun. Der Bauch ist von hellerer Farbe. Doch fand man auch aschgraue und schwarze.

Die **Spitzmaus** ist ein langsames, träges, lichtscheues Thier. Sie zu fangen ist daher gar nicht schwer. Zwar wird sie von der Katze verfolgt und getödtet, aber fressen wird diese wohl nie eine **Spitzmaus**. Denn ihr Geruch ist ihr zuwider, und theilt dem Fleisch einen unangenehmen Geschmack mit. Lächerlich ist das Vorgeben, ihr Biß sey den Thieren giftig. Sie **können** diese nicht einmal beißen. Denn die Oeffnung ihrer Schnauze ist viel zu klein, als daß sie die doppelte Dicke einer Thierhaut fassen könnten. Beweis genug für die Unschuld der Spitzmaus an ei-

ner gewissen Pferdekrankheit, die man dem armen Thiere gewöhnlich aufbürdet, weil man in der Geschwindigkeit keinen andern Grund fand. Der **Wohnort** der Spitzmäuse sind Heuböden, Kornspeicher, Ställe, Schachten, Wälder, auch Mistgruben. Sie **fressen** Korn, Insekten, Blumen und faulendes Fleisch. Gerne **lagern** sie sich in Maulwurfshöhlen, die ihre Besitzer verlassen haben. Sie lieben ein weiches, bequemes Lager, uud nehmen dazu Moos und Blätter. Nicht so oft, aber eben so viele Junge, als die gemeine Maus, **hecken** sie gewöhnlich. In Europa ist die **Spitzmaus** sehr gemein. Ob aber jenes Brasilianische Thier, das sich durch 3 schwarze Streifen auf dem Rücken auszeichnet, sonst aber ihnen sehr ähnlich ist, zu dieser, oder einer andern Gattung gehöre, müssen wir unentschieden lassen.

Von ihr unterscheidet sich die **Wasserspitzmaus** dadurch, daß sie größer ist, eine dickere **Schnauze**, und am **Schwanze** und an den Füßen mehr **Haare** hat. Diese Letzteren erleichtern ihr das Schwimmen ungemein. Höchst merkwürdig ist es, daß der Schöpfer diesem Thiere eine Art von **Klappe** gab, womit es im Wasser den Gehörgang verschließen kann. Es lebt vom Regenwürmern und Insekten, denen es am

frühen

frühen Morgen nachstellt. Seine Behendigkeit macht es schwer zu fangen. In seiner Gallenblase fand Daubenton kleine schwimmende Geschöpfe. So wußte der Urheber der Natur in den Thieren selbst für dem unbewaffneten Auge unsichtbare Wesen Seen anzubringen, worin sie sich ihres Daseyns freuen!

Selten in Häusern, fast immer in Gärten, Mauerlöchern und hohlen Bäumen wohnt die große **Haselmaus** (Sorex, *le Lerot* 7. b) Sie hat einen kurzen **Kopf**, lange **Ohren**, eine spitzige **Schnauze**. Ihr **Schwanz** ist gegen ihren kurzen Körper ziemlich lang, und, den Haarbüschel an der Spitze ausgenommen, wenig behaart. Am Kopfe hat sie hin und wieder schwarze Stellen. Die Stirne ist falb, der obere Theil des Körpers rothbräunlich, der untere etwas helle, bald weiß, bald gelblich. Sie hat an den Vorder- 4 und an den Hinterfüßen 5 **Zehen**. Die kostbarsten Früchte stiehlt sie, sobald sie reif zu werden anfangen, Unverschämt steigt sie auf Aepfel- und Birnbäume, zieht aber Pfirschen allem andern Obst vor. Zur Noth nimmt sie auch mit Mandeln, Nüssen und Hülsenfrüchten vorlieb. Sie legt reichliche Magazine davon an, und bereitet sich ein Lager von Moos und Blättern, auf dem sie,

den Winter über, wie eine gefrorne Kugel oder ein Knäuel, schlummernd zubringt. Im Frühlinge ist die Zeit ihrer **Paarung**. Die 5—6 Junge, die sie wirft, werden, so schnell sie auch wachsen, doch erst im folgenden Jahre reif. Nie wird die Haselmaus fett werden, und ein widriger Geruch krönt noch ihre übrigen Eigenschaften. In ganz Europa ist diese Räuberinn verbreitet.

Drollichter und kleiner ist die **kleine Haselmaus.** Ihr **Kopf** ist etwas breiter, ihre größern **Augen** blitzender, ihre **Ohren** kürzer, ihr **Schwanz** behaarter, ihre **Farbe** blonder. Am Liebsten **wohnt** sie in Wäldern, und ist eine große Freundinn der Einsamkeit und Stille. Sehr künstlich weiß sie ihr Nest mit Laub und Blättern zu bekleiden. In ganz Europa sind die kleinen Haselmäuse zu finden; am häufigsten aber in Italien, am Seltensten in England. Eine besondere Gattung derselben soll nach Muskus riechen. Der wohlthätige Winterschlaf ward auch **der Haselmaus**, nach ihrer Einrichtung, zu Theil. Sie liegt dann in einem mit Nüssen stark verschanzten Lager. Oft erobern die Landleute dasselbe und nehmen sie selbst gefangen. Ameisen, Marder und Füchse machen ihr nicht wenig zu schaffen. Doch kann sie tüchtig beissen. Sie ist es, die zuweilen

auch unter dem Namen kleine Schlafratte vorkommt.

Oft wurde der Siebenschläfer (die Rellmaus, große Schlafratte, Glis, *le Loir* 8) mit der Haselmaus verwechselt, ungeachtet ihre Verschiedenheiten in die Augen springen. Dieser kommt in der Größe und dem stark behaarten Schwanze dem Eichhorn nahe. Doch ist seine Schnauze schmäler, die Augen sind flacher, die Ohren kahler; Beine, Pfoten und Zehen kleiner. Seine Farbe ist grau. Er klettert gerne von Baum zu Baum; aber sein Fett wie sein Bau sind ihm ein großes Hinderniß, es zu der Vollkommenheit des Eichhorns darin zu bringen. Zahm wird er nie werden. So lange der starke Winterfrost dauert, so schläft er ungemein fest. Ueberhaupt ist der geringere Grad der innern Wärme, den Büffon sorgfältig untersucht hat, nach seinem Urtheile, der Grund der Erstarrung mancher Thiere im Winter. An einem warmen Orte erstarren sie aber nicht, sondern führen ihre Lebensweise wie im Sommer. Auch der Siebenschläfer liegt im Winterschlafe wie eine Kugel zusammengekrümmt. Allmähliche, gelinde Wärme erweckt, plötzliche und starke tödtet ihn. So sehr er alles Gefühls beraubt scheint und kaum merkbar athmet, so schreyt er doch,

wenn man ihn im Winterschlafe verwundet, heftig. Von dem Fett, womit er sich reichlich versehen in sein Schlafgemach begibt, verliert er nur wenig. Daß ihn aber der Schlaf nähre, und daß er sein Bette, nach Tagen und Monaten ohne alle Nahrung, noch fetter verlasse, als er es bestiegen hatte, das ist durchaus nicht erweislich, so ernsthaft auch Aristoteles es behauptet, und so witzig Martial (*) davon spricht. Liebliche warme Tage erwecken ihn zuweilen aus seinem Schlafe auch im Winter. Dann benützt er seinen Vorrath. Dieß mag unter dem milden griechischen Himmel oft geschehen seyn: und in dieser Rücksicht kann der berühmte Zoolog vollkommen Recht haben, daß der Siebenschläfer in Griechenland im **Winter** fetter werde.

In hohlen Bäumen und in die Ritzen hoher Felsen ist sein **Lager** auf weichem Moos und Blättern. Er frißt Bucheckern, Haselnüsse, Kastanien und andre wilde Früchte, ja, er wagt sich auch an Vögel. Er scheuet alle Nässe, und trinkt sehr selten. Im Sommer **wirft** das **Weibchen** etwa 4 bis 5 Junge.

Ihr

(*) *Glires.* Tota mihi dormitur hyems, & pinguior illo
Tempore sum, quo me nil nisi somnus alit.

Ihr Alter bringen sie nicht höher als auf 6 Jahre. Auch von ihnen rühmt man, daß die Jungen ihre Eltern treu verpflegen, wenn Altersschwachheiten ihnen das Ausgehen verbiethen.

Der Siebenschläfer ist so wehrlos nicht als man glauben möchte. Dem Fuchse entgeht er durch Klettern, und dem Wiesel wie den kleinen Raubvögeln weist er seine starken und scharfen Vorderzähne. Kommt es zum Kampfe, so wird er sein Leben nicht anders als sehr theuer verkaufen. In allen gemäßigten Ländern, England ausgenommen, ist er zu Hause.

Das Fleisch des Siebenschläfers fanden die alten Römer ganz vortrefflich, obgleich es die Censoren, seiner Unverdaulichkeit wegen, verbothen hatten. Man hielt da große Gehege für sie, und Varro lehrte Gliraria bauen. Apicius, der große Meister in der Kochkunst und der unersättlichste Fresser, (*) erfand

(*) Sehr vortrefflich heißt er bey Plinius: Nepotum omnium altissimus gurges. Mehrere Kuchen trugen seinen Namen, um ihn als Erfinder derselben zu verewigen. Diese Ehre verdiente aber auch ein Mann, der Stifter und Präsident einer förmlichen Eß-Akademie war. Doch ist dieser Apicius

erfand ein berühmtes Siebenschläfer-Ragout. Dieser elende Mensch endete sein Leben ganz seiner würdig. Denn als er sein ungeheures Vermögen bis auf 150,000 fl. verzehrt hatte, so gieng er mit seinem Magen zu Rathe: und weil er diesen Rest für seinen Appetit zu klein fand, so — vergiftete er sich. Uebrigens hat, den Italiäner ausgenommen, noch keine Nation dieser Rattenspeise einen Geschmack abgewinnen können. — Etwas größer als dieser Siebenschläfer ist die **amerikanische Schlafratte.** Sie hat eine Leber-Farbe, und ist schwer zu fangen, denn sie beißt gewaltig um sich herum. Auch ihre Nahrung besteht in Eicheln, Nüssen u. d. m. Wenn sie sich bewegt, so macht ihr Schwanz ein sonderbares Geklapper.

Wir können zwar nicht läugnen, daß dieses gefräßige Thiergeschlecht der **Ratten** und **Mäuse** der Natur einen beträchtlichen Aufwand mache, und daß sie ungemein viele Früchte zerstören. Allein, es bleibt

---

Apicius nicht mit einem andern großen Manne gleiches Namens zu verwechseln, der sich durch die Erfindung, dem Kaiser Trajan frische Austern ins Parthische Lager zu senden — unsterblich machte. — Wer denkt hier nicht mit Wehmuth an die Zeiten eines Cincinnatus?

bleibt demungeachtet gewiß, daß sie, wie wir oben sagten, mit zu der großen Oekonomie des Schöpfers gehören, und daß der Nutze, den sie stiften, den Schaden, den sie anrichten, bey Weitem überwiegen müße. Indessen bleibt es dem Scharfsinne des Menschen unverbothen, Mittel auszudenken, um ihrer allzugroßen Ausbreitung zu wehren.

Tab. V.

Der Hamster. (9)

Cricetus, *le Mulot.*

So viel Böses und so wenig Gutes wir bisher von dem gesammten Mäusegeschlecht sagen mußten; so können wir nicht nur bey dem Hamster keine Ausnahme machen, sondern müßen sogar gestehen, daß er mit der Raubsucht und der verderblichen Fruchtbarkeit der Mäuse noch eine Bosheit, einen Jähzorn und eine Wuth verbinde, die ihn mit Recht zu einem Gegenstande der allgemeinen Verfolgung macht.

Der Hamster übertrifft an Größe die Hausratte und hat einen weit dickern Kopf. Sein braunes Fell hat graue, röthliche und schwarze Stellen. Auf jeder Seite des Halses sind gemeiniglich drey

hellere Flecken. Doch findet man auch ganz schwarze und ganz weiße mit rothen Augen. Sein Schwanz ist kurz, breit und haarig. Die mit viel Kunst verfertigte **Wohnung** desselben ist mit Laufgraben versehen, und hat drey Abtheilungen. Die Eine derselben ist zur Erziehung und Uebung der Jugend bestimmt: die Andere ist das Magazin, und die Dritte dient zum Abtritt. Gewöhnlich weiß der Hamster die Höhlen unter den Wurzeln großer Bäume zu benutzen, und sie mit seiner Nahrung, Eicheln, Nüßen, Getreide, Rüben rc anzufüllen. Man fand schon oft bey 60 Pfund solcher Waare. Seine Kinnbacken umgibt eine lose Haut, die sich sehr ausdehnen läßt. In diesen **Backentaschen**, die, wenn sie voll sind, eine eyrunde Gestalt haben, schleppt er auf jedes Mal eine Handvoll Körner in sein Vorrathshaus. Zwar lebt er mit Einer **Gattinn** in der Ehe, aber diese ist nichts weniger als Muster einer friedlichen und zärtlichen Ehe. Im Gegentheil leidet der Hausfriede oft gewaltig Noth, und die Eheleute werden gar handgemein. Jetzt nimmt, wie es zu geschehen pflegt, auch die Nachbarschaft Antheil, und nun entsteht aus der kleinen Zwietracht ein allgemeiner Bürgerkrieg, der viele aufreibt. Ueberhaupt ist der Hamster ein boshaftes bissiges Thier.

Auch

Tab. V.

9

10

Auch vom Menschen läßt er sich nie ungerächt beleidigen, sondern springt ihm wüthend ins Gesicht und beißt und kratzt ungestüm. An Pferden beißt er sich am Maule fest, und selbst Hunde müßen sehr vorsichtig seyn, wenn sie von der kleinen Bestie nicht schwer verwundet werden wollen. Man zieht sie daher am Liebsten mit eisernen Haken oder Zangen aus ihrer Höhle heraus, oder sucht durch Graben ihrer habhaft zu werden. Die Begattungszeit ist im April und May. In gelinden Jahren hat der Hamster zweymal Junge. Seine Fruchtbarkeit ist so groß als verderblich. Man hat schon Jahre gehabt, wo bloß im Gothaischen mehr als 27,000 getödtet wurden. Seine Haare sind fein und sitzen fest in der Haut. Man benützt sie zu mancherley Pelzwerken. Sein Fleisch ist eßbar.

Weniger vielfärbig ist der afrikanische Hamster, dessen Farbe durchgehends aschgrau ist. An Größe und Gestalt kommt er mit dem Europäischen überein. Da in Afrika die Hamster gewohnt sind, zu gewissen Tagszeiten ihre Gänge auszuräumen; so weiß der Afrikaner, vermittelst einer Rübe, die er mit einer Flinte in Verbindung bringt, sie zu tödten. Sobald sie jene zu benagen anfangen, so geht diese los und erlegt sie. Uebrigens ist dieser schädliche

Fresser fast überall verbreitet, wo Nahrung für seinen genäschigen Gaumen ist.

Tab. V.

Der Leming. (10)

Lemmus, *le Leming*.

Was für unsre Gegenden der Hamster ist, das ist für Rußland, Schweden und Norwegen der Leming. Sein eyförmiger Kopf ist, seiner zottichten Haare wegen, dick und groß, die Schnauze stumpf, die Nase rund und gefurcht, die Augen und Ohren klein, und Letztere hart am Kopfe, der Hals breit, die Gliedmaßen kurz. Die Vorder- und Hinterfüße sind mit gelblichen zum Theil spitzigen Nägeln bewaffnet, und die Fußsohlen mit weißgrauen ziemlich steifen Haaren bewachsen. Der Schwanz ist kurz, dick und hinten pinselförmig. Die Farbe schön bunt. Regelmäßige schwarze Flecken und Streifen machen mit den gelblichen, röthlichen und weißen Theilen, bey dem Norwegischen Leming eine angenehme Abwechselung. Etwas verschieden von ihm ist der Russische. Sein Fell ist rothgelb mit sparsam eingestreuten schwarzen Haaren und hin

hin und wieder braunen Stellen bezeichnet. Die ganze **Länge** des **Lemings** bis zum Schwanze beträgt 5—6 Zoll. Gewöhnlich gräbt er sich eine Höhle. Seine **Nahrung** sind Wurzeln und Kräuter. Er sammelt aber keinen Vorrath, und schläft im Winter nicht. Aus 5 bis 6 blinden gefleckten Jungen besteht jeder **Wurf**.

Große **Wanderungen** haben die **Leminge** weltberühmt gemacht. Ihre ungeheure Vermehrung in den wüsten nordlichen Alpen, Klemme der Nahrungsmittel, und banges Vorgefühl eines bevorstehenden gänzlichen Futtermangels und strengen Winters, scheinen der Grund hievon zu seyn. Denn man hat bemerkt, daß nach ihrer Auswanderung die Gegend, die sie verlassen hatten, ein ungewöhnlich harter Winter betraf. So wurde nicht selten wahrgenommen, daß Hermeline, Eichhörner und Zobel, diese durch ihren Instinkt untrügliche Metereologen, vor dem Anbruch eines sehr kalten Winters, ihre Heimath verließen. In unübersehbarer Menge versammeln sich die **Leminge** zu der großen bevorstehenden Reise. Dieß geschieht aber bey Weitem nicht alle Jahre. Oft steht es 10 und mehrere an. Sie verlassen nun ihr **Vaterland**, die Alpen, die Nordland von Schweden scheiden, und wandern, theils

durch Nordland, theils durch Finnmarken nach der Westsee, theils durch das schwedische Lappland nach dem Bothnischen Meerbusen zu. In ununterbrochenen, geraden Linien marschiren sie so, daß Menschenhände keine regelmäßigern Furchen zu ziehen im Stande wären, als ihr gefräßiger Zahn und ihr Tritt auf Feldern und Aeckern zurückeläßt. Kein Hinderniß kann sie vom geraden Weege ablenken. Durch Strudel, Quellen, Wasserfälle, Seen, Moräste und Gebüsche setzt die muthvolle Armee ihren Weeg immer in schnurgerader Richtung fort: eine Liebe zur Ordnung, die freilich viele Tausende mit dem Leben bezahlen. Selbst wenn die trächtige Mutter im Zuge wirft, so nimmt sie Ein Junges ins Maul, ein Andres auf den Rücken, und überläßt die Uebrigen ihrem Schicksale — nur um nicht aus ihrem Gliede treten zu dürfen. Begegnen sie im Zuge einem Menschen, so gehen sie ihm, wenn der gerade Weeg so trifft, zwischen den Beinen durch; schlägt er nach ihnen, so beißen sie wüthend in seinen Stock; kommen sie an einen Haufen Heu oder Korn, so nagen sie sich durch, ehe sie einen Umweeg machen; stoßen sie auf einen Felsen, so gehen sie zwar am Fuße herum, aber in einem so schönen Halbzirkel, daß sie dann zuverläßig wieder auf die Linie kom=

kommen, auf der sie, wenn der Fels nicht im Weege gewesen wäre, geblieben wären: schwimmen sie durch einen See oder Strom, so wird keine Gewalt desselben die richtigen Parallelen des ganzen Zuges verändern: und befinden sich Fahrzeuge darin, so klettern sie darüber, um ja nicht von der geraden Linie abzukommen. In eben dieser bewunderungswürdigen Ordnung, sollen sie sich selbst untereinander Schlachten liefern. Denn das Thierchen ist sehr gallichter, reizbarer Natur. Selbst gegen einen Menschen stellet es sich auf die Hinterbeine, grunzt und belfert ihn an, und klammert sich wohl an seinen Knieen oder am Stocke fest. So ungeheuer die ausziehende Schaar auch ist, so viele Tausende kommen durch Raubthiere und im Wasser auf der Reise um. Nur der geringste Theil dieser armen Emigranten erblickt seine Heimath wieder. Die Ordnung des Rückzugs ist übrigens eben dieselbe. Zwar ists für den ersten Anblick eine fürchterliche Landplage, wenn so viele Tausend gefräßige Thiere auf einmal den Feldseegen fruchtbarer Länder heimsuchen und zerstören. Allein die Vorsehung wußte die Bewohner, denen der Besuch gilt, hinlänglich zu entschädigen. So wenig der Leming Werth hat, so ist sein Gefolge desto kostbarer. Rennthiere, Schneefüchse, Rosomacke,

macke, Bären, Hermeline und andere Raubthiere lieben das Fleisch desselben ungemein, begleiten haufenweise den Zug, und werden erlegt. So weiß sich der Schöpfer kleiner, und an sich schädlicher Thiere, als einer Lockspeise zu bedienen, um edlere und nützlichere Thiere aus unwegsamen Einöden herbeyzuführen, und dem Menschen in die Hände zu liefern!

Das Fleisch des **Lemings** wurde fälschlich für giftig ausgegeben, da es doch von armen Lappländern häufig gegessen wird. Es mag dieß Vorgeben daher entstanden seyn, weil die Hunde nur den Kopf und die Raubvögel bloß die Eingeweide fressen. Sein Fell ist wegen seiner Weichheit und Dünne fast ganz unbrauchbar.

Uebrigens weiß der **Aberglaube** — ein Kraut, das vom Nord- bis zum Südpol gedeiht — vom Leming allerley Sonderbarkeiten. Fast allgemein glaubte man sonst, und in Norwegen noch, die Leminge fallen zuweilen aus den Wolken. Dieses glauben wir auch selbst. Denn sicher hat schon mancher Rabe und manche Eule einen geraubten Leming wieder fallen lassen. Man stellt in Norwegen Gebethe gegen diesen Leming-Regen an. So glaubt auch jetzt noch der Lappländer steif und fest, wenn der Zug Leminge von Osten herkomme, so werde Schweden mit

Ruß-

Rußland, wenn aber von Westen her, mit Dännemark, Krieg bekommen. In der That, sehr hart für die nordischen Kabinete, daß sie solche Verräther ihrer Staatsgeheimnisse um sich haben. Wir bedauern nur, daß uns die näheren Nachrichten fehlen, wohin die Leminge im Jahre 1789 ihren Zug nahmen.

Tab. VI.

Die Fledermaus.

Vespertilio, *la Chauve-souris.*

Die gemeine. (11)

Das Hufeisen. (12)

So gewiß es ist, daß in Absicht der menschlichen Urtheile über das, was schön und geschmackvoll ist, eine unendliche Verschiedenheit herrscht; so ist doch der Sonderling vielleicht noch nicht geboren, der eine **Fledermaus** anders als sehr häßlich finden könnte. Wüßten wir nicht, daß Mannigfaltigkeit und stufenweise Vollkommenheit das große Gesetz der schaffenden Natur war, so möchten wir uns fast wundern, wie sie einem so abscheulichen Thiere das Daseyn geben konnte, und wir danken ihr von Herzen, daß sie demselben von Menschen verlaßne Ruinen, unbe-

suchte Gebäude und unterirdische Höhlen zum Wohnplatze gegeben, und nur in der Dämmerung und Nacht die finstern Sitze zu verlassen erlaubt habe. Selbst der Freund der Naturgeschichte ist diesem Geschöpfe nicht gut, weil es ihn für einen Augenblick verlegen macht, ob er ihm seinen Platz unter den Vögeln oder Säugethieren anweisen soll, und wenn er auch für die Letztern entschieden hat, so kann er nun wegen der sonderbaren Struktur der Vorderzehen und der verschiedenen Gebisse der Fledermaus-Gattungen über die Ordnung nicht einig werden, und er sieht sich mit Blumenbach genöthigt, bloß ihnen zu Liebe eine eigne Ordnung anzunehmen, deren Karakter die langen Zehen der Vorderfüße und die Flor-ähnliche Flügelhaut sind.

Die Fledermaus ist ein wahres Säugethier, so sehr sie in matter Dämmerung einem Vogel ähnlich sieht. Sie hat mit diesem nur den Flug gemein, und auch dieser ist kein ordentlicher, leichter Flug, sondern ein ungewisses Schwingen, das sie etwas Anstrengung kostet. Mit Mühe steigt sie auf und läßt sich herab. Doch hält sie lange in der Luft aus. Im Fluge hascht sie Fliegen, Mücken, Schmetterlinge rc und fährt auf Licht und helle Gegenstände, ja auf einen bloßen Degen, los. Sonst ist bey ihr

alles wie bey den Säugethieren. Sie hat mit ihnen die haarichte Decke, die Lunge, das Herz, die Eingeweide, die Zähne ꝛc. völlig gemein. Sie bringt ihre Junge lebendig zur Welt und säugt sie. Die Zeit der Paarung und des Werfens fällt in den Sommer. Mehr als zwey Junge hat sie nie. Mütterlich nimmt sie dieselben im Fluge mit, und lehrt sie fliegen und rauben. Im Herbste begibt sich die Fledermaus zum langen Winterschlafe, aus dem erst die milden Strahlen der Frühlingssonne sie wieder erwecken. Sie genießt dann nicht das Geringste, so wie ihr überhaupt der Hunger erträglicher ist als der Frost. Eben darum begeben sich sehr viele in Eine Höhle, um durch die Menge sich die Kälte erträglicher zu machen. Einige hüllen sich dann in ihre Flügel als in Mäntel; andere haken sich an den Wänden an; andere hängen sich am Gewölbe auf; wieder andere verkriechen sich. Wo sie so versammelt sind, entdeckt man ganze Klumpen schwärzlicher Erde, die man an den Millionen Insekten-Flügeln und Füßen für ihren Unrath erkennt.

Der Kopf der Fledermaus steckt hart am Rumpfe. Man sieht eine Nase mit zwey Wärzchen, ein weites Maul mit einem Thierbarte, und große Ohren, die wegen der Struktur des zweyten

Läppchens Veranlassung gaben, ihr 4 Ohren zuzuschreiben. Die Augen sind klein und in den Haaren versteckt. Die Zahl der sehr scharfen Zähne ist verschieden, und steigt von 26 — 38. Sie hat gewissermaßen an den Vorder- und Hinterfüßen fünf **Zehen.** Die an den Hinterfüßen sind von gleicher Länge. Die an den Vorderfüßen aber sind ungeheuer, sie haben vollkommene in die Flügel eingewebte Gelenke und bilden im Grunde eine sehr große **Pfote** mit Zehen, die sich durch eine Flughaut hinerstrecken. Der kurze **Daumen** hat eine starke **Klaue**, womit sich das Thier anhängt. Die **Haut**, die die Stelle von Flügeln vertritt, ist geschmeidig und Florähnlich, aber so stark, daß man sie nicht ohne Mühe zerreissen kann. Sie ist ein feines künstliches Gewebe, worin man Blutgefäße und muskulöse Fasern entdeckt. Der lange, wirblichte **Schwanz** steckt in einer häutigen Scheide.

Auf der ganzen Erde ist dieses Thiergeschlecht verbreitet. In heißen Ländern hängen sie sich den Tag über an Bäume mit den Hinterfüßen, so daß sie einer Baumfrucht ähnlich sehen. In kältern wohnen sie in Felsen, Mauern, Kirchen, Thürmen, Ruinen. Wo alles stille, todt und menschenleer ist, da sind sie am Liebsten. Ihr größter Feind ist ihr häßlicher

licher Halbbruder, die Eule. Zum Glück fliegt diese etwas später auf Raub aus. Sobald sie ihr Lager verläßt, eilt die Fledermaus nach Hause. Fliegen, Käfer, Vogelnester, Lichter, Speck u. d. sind ihre Nahrung. Sehr gerne besucht sie daher die Rauchkammern in den Schornsteinen, und klammert sich an den Speckseiten fest. Man verwahrt jene deswegen von oben mit stachlichten Gesträuchen. Im Gehen wird sie nie große Thaten thun. Ihr Gang ist sehr schleppend. Sie kann zwar mit Hülfe ihrer Füße sich vor- und hinterwärts bewegen, aber das Gewicht des Körpers ruht auf der Brust und dem Bauche.

Bloß in Europa sind 7 verschiedne Arten von Fledermäusen einheimisch. Sie unterscheiden sich vorzüglich durch die Länge der Ohren, die Bildung der Schnauze und die Zahl der Zähne. Es würde uns zu weit führen, wenn wir sie Alle näher beschreiben wollten. Wir begnügen uns, dieß mit zwo Gattungen zu thun, der **gemeinen Fledermaus** und dem **Hufeisen.**

Die **gemeine Fledermaus** (11) hat eine dicke, längliche Schnauze, kleine Augen und eine breite Nase. Die Ohren sind lang, und jedes derselben

hat ein besonderes Läppchen, das den äußern Gehörgang bedeckt. Die Farbe derselben ist ein Gemische. Die Ohren und die Schnauze spielen ins Braune, der Leib ist schmutzig weiß, gelb schattirt, der Rücken aschgrau mit Gelb, die Haut der Flügel schwärzlich. Der Schwanz steckt in der Haut. Im Sommer gibt sie einen Bisamgeruch von sich. Sie wohnt gerne in der Nähe der Städte und Dörfer.

Häßlicher als Alle ist das Hufeisen (12), es mag sitzen, oder zur Ruhe an einem Baume hängen, in welcher gedoppelten Lage wir es in der Abbildung erblicken. Auf der Schnauze scheint diese Fledermaus den Eindruck eines Hufeisens zu haben. Es gibt ihrer zweyerley Gattungen, die nur durch ihre Größe verschieden sind, und das große und kleine Hufeisen genannt werden. Die Augen sind klein und tief, die Ohren sehr lang. Man entdeckt bey ihnen kein zweytes Ohrläppchen. Unten ist ihr Leib schmutzig weiß, oben und an der Flughaut aschfarbig und braun gesprenkelt. Den ganzen Tag über hängen sie mit den Füßen an einem Baume, bis die Dämmerung sie zum gewöhnlichen Raube einladet.

Außer diesen zwo Gattungen gehören noch zu den Europäischen: die Großöhrige, die Speckmaus,

Tab. VI.

11

12

maus, der Spätling, die Zwergfledermaus und das Kurzmaul. Größer und zum Theile fürchterlicher sind die in andren Welttheilen einheimischen. So ist z. B. in Bourbon, Madagaskar, Ternate u. a. O. eine von der Größe einer Henne. Ihr hundsähnlicher Kopf erwarb ihr den Namen: der fliegende Hund von Ternate: sie tödtet viel Federvieh, und verwundet selbst Menschen empfindlich. Eine andere heißt wegen ihrem Katzenkopfe die fliegende Katze. Gefährlicher als diese ist unter den Amerikanischen der Vampyr oder Blutsauger. Er ist von der Größe einer Taube, und saugt schlafenden Menschen und Thieren das Blut aus. Trifft er eine Blutader, so erwacht der Schlummernde nie wieder. Denn wenn auch der Vampyr die Zehe verläßt, an der er sich gewöhnlich ansetzt, so verblutet sich der Gebißne. So ist die Montanara Fledermaus, am Oronoko, eine große Qual für Menschen und Thiere. Allein, man muß sich durchaus keine Wunde denken, die die Fledermaus mit den Klauen oder Zähnen machte. Denn das wäre doch ein sonderbarer Schlaf, aus dem der Mensch alsdann nicht erwachte. Vielmehr hat die Zunge des Vampyrs eine höchst wunderbare Struktur. Ihre feinen Spitzen gehen in die Schweißlöcher des Menschen, er-

weitern sie allmählich, öffnen unvermerkt die Ader, und pumpen ganz sachte das Blut aus. Vielleicht kam daher der alte Glaube an Harpyen und Vampyre, die todten Menschen das Blut aussaugen sollten.

So sehr uns schon der Gedanke an eine Speise von Fledermäusen mit Eckel erfüllt, so vortrefflich findet man ihr Fleisch in andern Welttheilen. Ausser diesem können wir von ihnen nichts weiter als die Zernichtung schädlicher Insekten rühmen.

Da die Fledermäuse sich gerne in einsamen Kirchhöfen aufhalten; so mag wohl schon zuweilen das Winseln eines unglücklichen lebendig Begrabnen, in der Voraussetzung, das Geräusch komme von einer Fledermaus, ungeachtet und ununtersucht geblieben seyn. Wir können die fürchterlichen Qualen, unter denen ein solcher Verlassener sein Leben enden mußte, nicht dem Thiere zuschreiben, von dem wir ohnehin so wenig Gutes zu sagen wußten: wohl aber dem Unmenschen, der da nicht gerne auf das leiseste Geräusch hin, Einen, ja hundert vergebliche Gänge daran wagt, wo eine Möglichkeit ist, daß ein Mensch so entsetzlich leidet. Doch ist uns auch ein Fall bekannt, daß man einen sehr verdienten Naturforscher lebendig begraben und winseln zu hören glaubte,

bey

bey näherer Untersuchung aber Fledermäuse als Urheber des Winselns entdeckte.

Es ist schlechterdings nicht abzusehen, woher die Meynung der Türken komme, die Fledermaus sey nicht mit den übrigen Geschöpfen, sondern erst von Jesu erschaffen worden. Die Lächerlichkeit dieses Wahns übertrifft vielleicht nichts, als jene erbauliche Anmerkung, die ein Gewisser dabey macht: Nicht geschaffen, sondern nur zuerst entdeckt und entlarvt habe Christus die geistlichen Fledermäuse und Nachtvögel dadurch, daß er versichert hätte: Wer Arges thue, hasse das Licht.

Tab. VII.

Die Beutelratte.

Didelphis Philander, *le Didelphe*. (13)

Der Aeneas.

Didelphis Marmosa, *le Didelphe*. (14)

Höchstwunderbar sind die Anstalten, die der Schöpfer zur Erhaltung der Thiergeschlechter zu treffen wußte. In der ganzen Natur ist kein Einziges verwahrloset, kein Einziges, für dessen Fortdauer nicht

sichtbar gesorgt wäre, und der Schluß aus unbekannten versteinerten Knochen, die hie und da gefunden wurden, auf ganz von der Erde verschwundene Thierarten, ist noch lange nicht sicher genug, um jene Behauptung einschränken zu müssen. Diese Anstalten für die Fortdauer der Thiergeschlechter fallen bey einigen mehr, bey andern weniger in die Augen. Sichtbarer sind sie vielleicht bey wenigen, als bey der **Beutelratte**, die auch den Namen **Philander, Opossum, Sarige** führt.

Ihr **Kopf** hat besonders durch die spitzige **Schnauze** und den weiten **Rachen**, voll scharfer **Zähne**, mit dem eines Fuchses Aehnlichkeit. Ausserdem hat sie schöne feurige **Augen**, große, abgeründete fast durchsichtige **Ohren**, einen kurzen Nacken und eine breite **Brust**. Der fast einen Schuh lange **Schwanz** ist nahe am Körper haaricht: nach vorne zu aber nackt, und wie mit weißlichen Schuppen und Häkchen besetzt. Diese Einrichtung des Schwanzes kommt ihr sehr wohl zu Statten: denn sie hängt sich gerne damit an Bäume auf, und lauert in dieser hängenden Stellung auf Vögel: auch schaukelt sie sich oft zum Spaße am Schwanze. Der **Kopf** der Beutelratte ist von etwas dunkler Farbe, und hat zween blaßgelbe Flecken über den Augen;

der

Tab. VII.

13

14

der Rücken ist sehr braun, die übrigen Theile des Leibes blaßgelb. Ein weiches, langes, seidenartiges Haar umgibt den ganzen Leib. An jedem Fuße hat sie 5 Zehen mit kurzen krummen Nägeln, nur fehlt der Nagel an dem Ersten, der wie der Daumen an einer Menschenhand abgesondert steht. Mit großer Fertigkeit weiß sie damit Vögel und Federvieh zu erhaschen, deren Fleisch sie ungemein liebt. Pfeilschnell klettert sie auf Bäume, wobey ihr der Schwanz sehr nützlich ist. Wenn sie einen kleinen Vogel fängt, so legt sie ihn als Lockspeise unter einen Baum, und hängt sich lauernd am Schwanze auf. Kommt dann ein größerer, so frißt sie Beyde. Kann sie kein Fleisch bekommen, dem sie nächtlicher Weile nachtrachtet, so begnügt sie sich auch mit Früchten, Blättern, Zuckerrohr, Mais, Rinden ꝛc. Ueberhaupt aber ist die Beutelratte ein drollichtes Thier, das sich gerne auf die Hinterpfoten setzt, und wie ein Affe tausend Possen macht. Ihr Gestank aber ist so unerträglich, als schmutzig und unreinlich ihr Fell.

Das Männchen ist dem Weibchen völlig gleich, nur hat das Letztere unter dem Bauche einen sonderbaren **Beutel**, dessen Einrichtung und Zweck unsre Aufmerksamkeit verdient. Eine ganz eigne innerliche Beschaffenheit der **Beutelratte** muß der Grund

seyn, daß sie ihre Jungen vor ihrer völligen Reife zur Welt bringt. Sie sollen dann nicht größer als eine Bohne seyn. Aber die Natur wußte für ihre Ausbildung auf eine andere Art zu sorgen. Sie wies denselben den Beutel ihrer Mutter, zum ersten Wohnhause nach ihrer Geburt an, denn sonst müßten die blinden, nackten und ganz hülflosen kleinen Geschöpfe in ihren ersten Lebenstagen umkommen. Bald nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben, ergreift die **Beutelratte** ihre Kleinen mit den Vorderfüßen, und steckt sie liebreich in die mütterliche, wundervoll gebaute Tasche. Sie hängen sich nun an die darin verborgnen Zitzen, die sie selten loslassen, ehe die Mutter ihnen ganz Abschied gibt. Eine Ritze von fast 3 Zoll ist die Oeffnung des Beutels, den zwo Lippen so gut schließen, daß man nur mit Mühe einen Finger hineinbringen kann. Zween Knochen, die sonst kein Thier hat, mit deren jedem mehrere Muskeln verbunden sind, dienen dazu, daß ihn das Thier willkürlich öffnen und schließen kann: und alles ist sichtbar so eingerichtet, um sowohl das Zusammenfallen des Beutels als auch ein schädliches Drücken der darin wohnenden Jungen auf die Eingeweide der Mutter zu verhüten. Höchstwohlthätig für die zarten Kleinen ist er mit weichen Haaren ausgefüt-

gefüttert. Außer dem Schutz vor Raubthieren und rauher Witterung, finden sie darin ein bequemes und durch die mütterliche Wärme ihnen sehr zuträgliches Lager. Sie verlassen auch diesen sichern Aufenthalt nicht eher, als bis sie sehen, und ihr Futter selbst suchen können. Zuweilen läßt sie die Mutter bey warmem Sonnenscheine heraus. Sie spielen dann freudig untereinander. Aber die sorgsame Mutter wacht für alle. Bey der geringsten Gefahr ruft sie ängstlich: Tik! Tik! Schleunig rettet sich alles in den Beutel, und nun eilt sie mit der kleinen Karawane wie im Fluge davon. Wenn die Wiege zu enge wird, und die Beutelratte nun weiß, daß die Jungen Stärke genug haben, ihre Nahrung zu suchen und zu fliehen, so müssen sie heraus. Oft zwar wollen sie nach dem gewohnten warmen Behältnisse zurückekehren, aber nun weist ihnen die Mutter die Zähne und verbiethet ihnen die Rückkehr für immer. Endlich erfolgt die gänzliche Trennung unter tausend Liebkosungen von beyden Seiten. Nun erst sind die Jungen sich selbst überlassen und stiften eigne Familien. Wer kann sich des freudigsten Erstaunens über eine so höchstgütige Anstalt des Schöpfers enthalten? Und wo ist ein Dürftiger, ohne Dach und Fach, wo ein Waise, ohne Freunde und Gönner,

der hier nicht voll Trost und Ruhe an das erhabne Wesen, unter dem auch er steht, gedächte, das für ein so unbedeutend scheinendes Geschöpf so liebreich sorgt?

Ehe das Weibchen wirft, so sammelt es feines und zartes Gras zu seinem Lager. Hiebey soll der Mann ihm treulich helfen. Ob aber wirklich das erstere sich auf den Rücken niederwerfe, sich vom Manne zwischen den vier in die Höhe gestreckten Füßen beladen, und dann am Schwanze von eben demselben nach dem zur Niederkunft ersehenen Orte ziehen lasse, das müssen wir unentschieden lassen. Der sonstigen Aufführung des Mannes sieht es kaum ähnlich. Er ist ein Flüchtling, der, während sein Weibchen die Jungen mit aller Zärtlichkeit besorgt, andern nachläuft. Erst wenn die kleine Haushaltung auseinander ist, kommt er wieder, und erneuert den unterbrochnen Umgang.

Im unangenehmen **Geruche** kommt die **Beutelratte**, wie im Hange zum Stehlen, mit dem Fuchse überein. So äußerst geübt sie im Klettern ist, so ist doch ihr Gang so langsam, daß ein Mensch sie einhohlen kann. Sobald sie Stand halten muß, so stellt sie sich vollkommen todt. Man mag dann Feuer und Schwert zu Hülfe nehmen, sie bewegt sich

nicht. Eher läßt sie sich den schmerzhaftesten Tod anthun, ehe sie das geringste Lebenszeichen von sich gäbe. Läßt man sie aber liegen und geht davon, so macht sie sich plötzlich auf und versteckt sich.

Ihr **Vaterland** ist das südliche Amerika. Doch werden auch in Ostindien und Afrika einige mit ihr verwandte Gattungen gefunden. Ihr Fleisch soll sehr angenehm schmecken, und ihre Wolle spinnen die Amerikanerinnen und färben sie roth.

Der **Aeneas** (**Marmose**) hat mit der Beutelratte so viele Aehnlichkeit, daß einige ihn als eine bloße Gattung derselben ansehen, die nur durch ihren Aufenthalt, Surinam, und den **Mangel des Beutels** sich von jener unterscheide. Doch bringt auch das Aeneas **Weibchen** ihre Jungen sehr klein zur Welt, und soll unter dem Bauche zwo **Falten** haben, in die die Jungen kriechen, wenn sie saugen wollen. In der Gestalt kommt der Aeneas wie in der **Farbe** sehr mit der Beutelratte überein. Ein dunkler Kreis umgibt die hellen **Augen**. Der Leib ist oben rothfalb, mit sehr weichen Futterhaaren. Der Bauch, die Schnauze, die Stirn und die Füße haben eine gelblichweiße Farbe. Außerdem zeichnen ihn nackte, steife **Ohren**, starke **Borsten** um die

Schnauze und die Augen, spitzige Zähne, ein nackter bleichgefärbter Schwanz, der bey den Männchen hin und wieder dunkle Flecken hat, aus. Die fünfzehigen Füße haben mit den Affenhänden große Aehnlichkeit. Sie sind mit einem kurzen Daumen versehen.

Ungemein merkwürdig ist die Art, wie die Mutter ihre Jungen gegen Nachstellungen in Schutz nimmt und zu retten weiß. So wie eine Gefahr droht, erhebt sie ihre pfeifende Stimme. Plötzlich eilen die erschrockenen Junge herbey. Der niedergesenkte Schwanz der Mutter dient ihnen mit seinen krausen Haaren zu einer Treppe, über die sie auf den Rücken steigen. Sobald die Familie da angekommen ist, so schwingt jene ihren Schwanz längs dem Rücken hin. Nun rollen alle Junge ihre Schwänzchen um den mütterlichen. Ist alles in Richtigkeit, so eilt die gute Mutter davon. Die Junge halten sich so fest, daß keine Erschütterung sie aus ihrem Posten bringen kann. Eine unterirdische Höhle ist gewöhnlich ihr Zufluchtsort; denn sie sind gewohnt unter der Erde zu bauen. Die Junge grunzen wie kleine Ferkel.

Uebrigens werden von den Lehrern der Naturgeschichte mehrere mit der Beutel- und Buschratte

bald

bald mehr, bald minder Aehnlichkeit habende Thiere und eine Menge verschiedener Namen derselben angeführt und beschrieben, die wir aber mit Stillschweigen übergehen müssen.

Tab. VIII.

Die Gazelle.

Dorcas, *la Gazelle.* (15)

Das Bisamthier.

Moschiferus, *le Musc.* (16)

Ein sehr großes und ausgebreitetes Geschlecht unter den Thieren mit gespaltnen Klauen sind die Gazellen (*), oder, wie sie Pallas nennt, die Antilopen. Sie bestimmte die Natur, den Uebergang von der Ziege

(*) Eine der ältesten deutschen Beschreibungen der Gazelle ist wohl in Hans Tuchers Reisen (gedruckt durch Anthoni Sorg zu Augspurg nach christi gepurt M.cccc. vnnd im Lxxxvj Jare.) Dieser ehrliche Mann sagt: man siiht jn dñ art vil kleiner rechlin vnnd rechpöcklin dye seind vast liecht von haren. vnd am pauch vndẽ vast weyß herauff in dye seyten dye heißt man an demselben end gazelli.

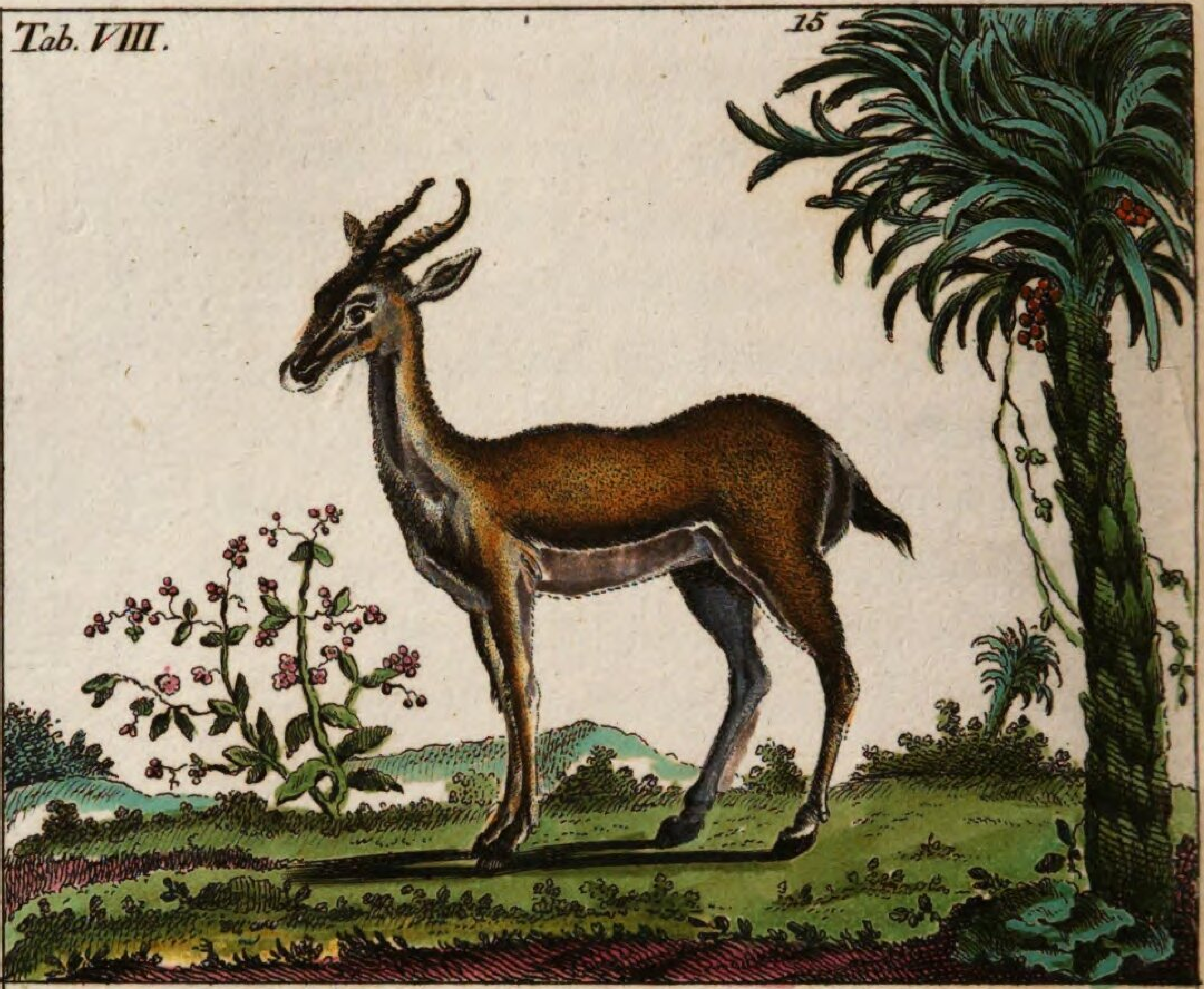
Ziege zum Hirsche und Rehe zu machen, und gab ihnen von beyden etwas. Von den Letztern hat die Gazelle, die schöne, anmuthige Gestalt, die Leichtigkeit und das friedliche Gemüth; von jener die Hörner, die hohl sind und nie abfallen. Asien und Afrika sind der Wohnplatz dieses Geschlechtes. Unter dem milden Himmel Asiens ziehen die Gazellen zu Hunderten und von verschiedner Bildung herum. Anmuth, Leichtigkeit und Schönheit haben alle Gattungen miteinander gemein; und nur die Größe und Struktur der Hörner, so wie auch die Farbe unterscheiden sie. Pallas fand 23 Gattungen, die nicht etwa bloße Spielarten, sondern durch ein beständiges Gesetz untereinander verschieden sind. Es würde uns zu weit führen, hier Alle zu beschreiben. Nur einige der Vorzüglichsten wollen wir unsern verehrten Lesern bekannt machen.

Die gemeine Gazelle wohnt in Syrien, Mesopotamien, in der Barbarey und dem nördlichen Afrika. Sie ist von der Größe eines Rehes, hat aber noch dünnere Füße. Die Hintern sind etwas länger als die Vordern, an denen man kleine dem feingebauten Thiere sehr bequeme Polster wahrnimmt. Ziemlich spitzige gespaltene Klauen, die sie etwas weit von einander sperren kann, lange, kurzhaarige

Ohren,

Tab. VIII.

15



16

Ohren, die innen nackt sind, ein unbeträchtlicher Schwanz, der nur oben mit Haaren bekleidet, und gegen das Ende zu äußerst dünne ist, und Hörner, die beyden Geschlechtern eigen sind, zeichnen die Gazellen noch überdas aus. Diese Hörner sind schwärzlich, gewöhnlich einen Fuß lang, und mit erhabnen Ringen, zwischen denen unzählige kleine Striche parallel laufen, besetzt. Sie sitzen nicht weit über den Augen, haben ihre Richtung nach hinten zu, und enden sich in eine scharfe Spitze, die sich etwas vorwärts krümmt. Aus der Zahl der Ringe kann man das Alter dieses Thieres beurtheilen, das es nicht höher als auf 13 — 14 Jahre bringt. Das Haar ist glänzend, weich und fein. Der Rücken fällt ins Gelbe; die Seiten sind, so wie der Hintere, weiß, und ein brauner Streif macht die Scheidewand zwischen den beyden Farben am Bauche. Diese braunen Haare sind viel länger als die weißen. Sie dienen dem blendend weißen Bauche zu einer Art von Decke, um ihn zu schonen. Das Thier scheint sich auf den den Schnee übertreffenden Glanz desselben nicht wenig einzubilden, und sträubt im Springen die braunen Haare aufwärts, wodurch die weißen sichtbarer werden. In der Kunst zu springen thut es den Gazellen kaum ein Thier gleich. Wenn sie

verfolgt werden, so machen sie 2, 3, ja mehr Ellen hohe Sätze unter- und übereinander weg. Und doch fördern diese Sprünge die Flucht nicht besonders, weil sie mehr in die Höhe als in die Weite gehen. In äußerst verschiednen Stellungen geschehen diese Sprünge. Bald krümmen sie den Rücken nach Oben bald nach Unten zu; bald halten sie die Füße sehr nahe zusammen, bald sperren sie dieselben weit auseinander. Wie leicht zu erachten, geht es bey einer Gazellen-Jagd sehr hurtig, und der burlesken Sprünge wegen, sehr lustig her. Der ganze fliehende Trupp von oft mehr als Hunderten, bleibt zuweilen plötzlich stehen, und sieht sich neugierig nach seinem Verfolger um. Allmählich zerstreuen sie sich, und man hat am Ende nur noch ein Paar zu verfolgen. Eben darum sucht man ihrer lieber durch List habhaft zu werden. Man sendet ein zahmes Männchen, mit Schlingen an den Hörnern, zu der Heerde, die frey herumzieht. Sobald er hinkommt, so eilt ihm der Bock derselben entgegen, um ihm den Eingang in sein Gebiethe streitig zu machen. Man weist sich nun ein Weilchen die Hörner, fängt den Kampf an, und der Arme verwickelt sich in den Schlingen, und verliert Leben, Freyheit und alle seine Weiber auf einmal. Auf eine ähnliche Art fängt man auch die

Weib-

Weibchen. Auch zahmer Unzen bedient man sich zur Gazellen-Jagd.

Die Gazelle ist ein gutes, sanftes Geschöpf. Eine gewisse liebenswürdige Furchtsamkeit und weibliche Schüchternheit hängt ihr beständig an. Doch ist sie nicht menschenscheu, und sobald man keine feindselige Miene macht, so darf man sich ihr auch zu Pferde nähern. Mit wahrer Zärtlichkeit liebt sie der Morgenländer. Vorzüglich schätzt er ihre schönen, lebhaften Augen ungemein, und wenn er die bezaubernden Augen seiner Gebietherinn erheben will, so kennt er keine erhabnere Vergleichung als Gazellen-Augen. Daher sind auch die Lieder der arabischen schönen Welt so voller Gazellen-Augen, als die der Unsrigen vom Monde. Sicher ist das Thier, das im Hohenliede unter dem Namen Rehe vorkommt, kein anders als die Gazelle. Bey all dieser Liebe findet der Morgenländer doch ihr Fleisch vortrefflich. Auch ihr fehlen die Schneidezähne in der obern Kinnlade. Sie nimmt ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche, und käuet wieder.

Von der gemeinen Gazelle unterscheidet sich die egyptische und arabische nur durch ihre dünnen fast 3 Schuh langen Hörner. Kleiner als sie sind die beyden, die Revel und Korinne heißen,

und am Senegal wohnen. Aber größer ist der **Rob** und der **Roba**. Ersterer ist in der Größe dem Hirsche völlig gleich. Der **Tzeiran** oder Bockhirsch kommt im Wuchse mit dem Rehe, in der Größe mit dem Damhirsche überein. In Persien und andern Gegenden der Levante ist die Heimath des **Pasans** oder der Bezoargazelle. In seinem Magen ist der berühmte Bezoar, der weiter nichts als eine grünliche, längliche Kugel ist, die aus vielen übereinander liegenden Blättern, fast wie der Zwiebel, besteht. Zwar haben sehr viele Thiere in ihren Eingeweiden solche an Größe und Gestalt verschiedne Körper. Allein, so hoch wird der Bezoar von keinem Thiere geschätzt, als vom Pasan und dem Stachelschweine. Wir wollen jedoch unsre Leser mit den Erzählungen von seiner Kraft gegen Ansteckung und andern solchen Wundern nicht ermüden. Auch die Gazellen, mit Namen **Nanguer** und **Lidmee** verdienen hier noch, jene wegen der vorwärts= diese wegen der schlangenförmig gekrümmteu Hörner Erwähnung.

In den Streit, ob das **Bisamthier** mit Recht zum Gazellengeschlechte gerechnet werde, können wir uns hier nicht einlassen. Wir begnügen uns, sein Eigenthümliches zu beschreiben. Es ist meistens

horn=

hornlos. Sein schmaler Kopf endigt sich in eine spitzige Schnauze, die mit Fangzähnen versehen ist. Der Hals ist lang und dünne. Die Haare sind lang und spröde, und fallen ins Bräunliche mit Weiß und Gelb vermischt. Das Thier ist hochbeinig und schlank, aber äußerst schüchtern und wild, daher man es selten lebendig gefangen bekommt. In düsterer Einsamkeit lebt es in den Wäldern und bergichten Gegenden von Tybet, China und dem südlichen Sibirien. Der Bisamtasche, in der Gegend des Nabels, die aber nur dem männlichen Bisamthiere eigen ist, verdankt dieses Thier seine Celebrität. In diesem außen mit Haaren bewachsenen, innen mit einer Blase und Drüsen versehenen Beutelchen, sondert sich eine klebrichte starkriechende Feuchtigkeit ab. Dieß geschieht am häufigsten in der Brunftzeit. Das Thier scheint krank, verliert die Lust zu essen, wälzt sich auf der Erde, und bemüht sich, den den Menschen so werthen Unrath wegzuschaffen. Was man alsdann an den Steinen und Baumstämmen findet, ist der reinste und beste Bisam. Denn derjenige, der dem gefangnen Thiere aus dem Beutel genommen wird, ist nicht so reif. Ueberdas hat man die Gewohnheit, denselben ganz wegzuschneiden, und mit Blut zu vermischen, um destomehr Bisam zu haben.

haben. Man verkauft ihn in dem weggeschnittenen Bisamnabel, und hält den mit bräunern Haaren für besser, als den mit hellern. Jener kommt aus Tunkin, dieser aus Bengalen. So groß der Betrug und die Verfälschung in einem besonders ehemals so kostbaren Handelsartikel war, so feine Kenner sind die Orientalen. Ist der Bisam gut, so muß er von schwarzgrauer etwas bräunlicher Farbe, von starkem Geruche und scharfem, bitterm Geschmacke seyn, und fast wie geronnen Blut aussehen. Besonders für die Chineser war sonst der Bisam ein sehr beträchtlicher Handelszweig. Allein, die Vorsehung wollte es, daß ein Thier, von dem, wenigstens bisher ein so unbedeutender Nutzen gezogen wird, ungemein selten wäre. Eben diese Seltenheit des Bisamthieres selbst, macht es begreiflich, daß bey Weitem nicht Alles, was man für Bisam ausgab, wirklich Bisam seyn konnte. Wohl uns Menschen, daß wir seiner weit eher entbehren können, als der Wolle unsrer Schafe und des Fleisches unsers Rindviehes!

Wenn der Bisam nicht mit andern Dingen vermischt wird, so ist der Geruch fast unerträglich stark und dauernd. Von der Wahrheit dieser Eigenschaft desselben, überzeugen jeden seine Geruchsnerven.

Daß

Daß er aber das Herz und sogar das Gehirn stärke, und die verlornen Kräfte wieder herstelle, dazu gehören mehr als Nerven: dazu gehört Glaube, der freylich, besonders hierin, nicht Jedermanns Ding ist.

Tab. IX.

Das Lama.

Lama, *le Lama.* (17)

Ehe die Spanier nach Amerika kamen, und mit allen europäischen Lastern und Grausamkeiten auch einige Hausthiere, als einen geringen Ersatz für das durch sie gestiftete Böse, hinbrachten; kannten die Peruaner nur dreyerley solcher nützlichen Geschöpfe, deren Fleisch, Wolle und Fähigkeit zum Lasttragen ihnen sehr zu Statten kam. Diese waren: das **Lama**, das **Alpaca** und das **Vigogne**. Ueberhaupt nannten jene Amerikaner das ganze Geschlecht wolltragender Thiere **Lamas**, und beobachteten nur den Unterschied, daß sie das zahme **Haus-Lama** schlechtweg **Lama**, das wilde aber **Guanaco** nannten. So viele Aehnlichkeit übrigens die drey oben angeführten Thiere haben, und so häufig sie miteinander verwechselt wurden; so vermischen sie

sich doch nie miteinander, und können also als eigne, für sich bestehende Gattungen, aus der **Ordnung der Thiere mit gespaltnen Klauen**, angesehen werden.

Das **Lama**, von dem unsere jungen Leser schon in ihrem Campischen Robinson so viel Gutes gelesen haben, hat einige, aber, wie die Abbildung lehrt, nur schwache Aehnlichkeit mit dem Kameele der alten Welt, und heißt darum auch die **Kameelziege**. Es ist dasselbe ein **ungehörntes Thier** mit gespaltnen **Klauen**, und kommt in der **Größe** einem Esel ziemlich gleich. Sein **Kopf** ist wohlgebildet, sein **Hals** lang, sein Auge groß und feurig, die **Schnauze** länglich, die **Oberlippe** gespalten und die **Untere** herabhängend, die **Ohren** groß. Diese trägt das Thier immer steif und etwas vorwärts gerichtet, und bewegt sie ungemein schnell und leicht. Den nicht gar langen **Schwanz** hält es, selbst im Liegen, immer in die Höhe. In der **obern Kinnlade** finden sich weder **Hunds**= noch **Schneidezähne**. Die **Füße** sind sehr stark, haben besonders vorne große **Kniee** und sind über den **Klauen**, die eine schöne Schwärze haben, mit verdeckten **Sporen** bewaffnet, die dem Lama sehr gute Dienste im Auf= und Absteigen der Berge leisten sollen. Eine sehr lange, feine

Tab. IX.

17

18

und dichte Wolle bekleidet vorzüglich das Kreuz, den Bauch, den Schwanz und den obern Theil der Füße. Die Farbe ist ungemein verschieden. Man findet braunrothe, weiße, schwarze und gefleckte Lamas. In der Brunstzeit sind sie ungemein hitzig. Sie knurren und brummen mehrere Tage um einander herum, und erweisen sich die unerklärliche Galanterie, einander mit ihrem scharfen, ätzenden Speichel anzuspeyen. Höchst selten wird ein Lama-Weibchen mehr als Ein Junges werfen. Wie lang es aber trage, wie es sich gegen seine Junge verhalte, und andere dergleichen dem Freunde der Naturgeschichte merkwürdige Dinge von diesem wichtigen Geschöpfe, sind noch nicht genau bestimmt und beobachtet; denn unglücklicher Weise ist, wo das Lama lebt, Gold in der Nähe; und wo der Mensch das ahndet, da vergißt er die Kleinigkeiten, Beobachtung der Natur und Bereicherung der menschlichen Einsichten und Kenntnisse.

So sehr das Lama schon seine angenehme Gestalt empfiehlt, so werth, ja noch werther macht es seine Sanftmuth, Genügsamkeit und Unverdrossenheit. Es hält sich gerne zu dem Menschen; doch verliert es mit seiner Freyheit und dem Aufenthalt in der reinen Luft, die in den Gebirgen ist, die ihm

sonst natürliche Heiterkeit. Daher sind die wilden Lamas, die ihre Heimath, die ungeheure Bergkette, die sich von Neuspanien bis an die magellanische Meerenge erstreckt, nie verlassen haben, stärker und lebhafter. Doch ist ihre Wolle bey Weitem nicht so gut, als der zahmen. Friedlich gehen Heerden von Hunderten und mehreren miteinander. Erblicken sie Jemand, so sieht der ganze Zug starr und unverwandt auf ihn. Alle blasen nun mit einem Pferdähnlichen Wiehern die Nasenlöcher auf, und nun gehts mit großer Schnelligkeit den Gebirgen zu. Diese sind ihnen je kälter, desto lieber, und die reine Luft in denselben scheint auch ihrem Körper am angemessensten zu seyn.

Das **Lama** ist für die Südamerikaner ein höchst wohlthätiges Geschenk des Himmels. Sie lieben es daher mit ungemeiner Zärtlichkeit, schmücken es sehr kostbar und richten es mit allerley Feyerlichkeiten zum Lasttragen ab. Sanfter und wehrloser kann kaum ein Thier gedacht werden. Willig läßt es Jeden aufsteigen, und geht einen sanften Schritt. Auch Frauenzimmer reiten es daher sehr gerne, und ihre Schüchternheit wagt bey einem so friedlichen Geschöpfe nicht das Geringste. So werth das Fleisch und so nützlich die **Wolle** dieses Thier

dem

dem Amerikaner macht, so unentbehrlich sind ihm auch seine Dienste zum Lasttragen. Anderthalb auch 2 Centner sind die gewöhnliche Ladung. Auf ganzen Karawanen von Lamas werden die Silberbarren aus den Bergwerken von Potosi weiter geliefert. Zwar sind ihre Tagreisen nur kurz, aber ihr Schritt ist desto sichrer, und über steile Felsen, über die sich kein Mensch wagt, klettern sie mit Leichtigkeit. Nach einem Marsche von 4—5 Tagen nehmen sie sich selbst einen Rasttag. Sie ruhen dann 24—30 Stunden, und lassen sich dieses unter ihnen herkommliche Recht durchaus nicht streitig machen. Gerne verstattet ihnen auch diese Erhohlung der Wilde, der überhaupt die Thiere weit besser behandelt, als unter gesitteten Nationen gewöhnlich ist. Will man ein **Lama** überladen, oder mit Gewalt von der Stelle treiben, so legt es sich nieder — um nie wieder aufzustehen. Man mag es schlagen oder streicheln; alles ist umsonst. Unwillig speyt es den an, der es mißhandelt, und verursacht ihm durch die Schärfe seines Speichels die Krätze. Voll Verzweiflung wirft das arme Thier den Kopf immer gegen die Erde, und entgeht endlich durch seinen Tod der fernern Tyranney des Menschen. — Was das **Lama** im Dienst der Menschen thut, geschieht mit großer Bedächtlichkeit.

lichkeit. Sehr langsam beugt es das Knie, um sich niederzulegen, und eben so langsam steht es wieder auf. Es braucht nie gefüttert zu werden, denn das Wenige, was es bedarf, nimmt es im Gehen zu sich, und käuet es bey Nacht wieder. Aber fressen wird es, selbst nach einem Fasten von mehrern Tagen, bey Nacht nie. Seine festen Fußsohlen machen das Beschlagen desselben, und seine Willigkeit jeden Zaum unnöthig. Mit 15 Jahren ist dieses gute Thier ausgearbeitet, da es bey mehr Schonung 20 erreichen würde.

Tab. IX.

Das Vigogne.

Vicunna, *la Vigogne.* (18)

Kleiner, schwächer, und zum Lasttragen unfähiger, ist das Vigogne oder Schafkameel, das aber sonst Heimath, Sitten, Temperament, Lebensart ꝛc mit dem Lama gemein hat. Die Kälte kann es noch besser ertragen, und wohnt daher gerne auf den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Bergspitzen. Zum Menschen hat es nicht die geringste Neigung, und auch Wohlthaten gewinnen es nicht. So war in

der

der Thierarzneyschule in Paris ein Schafkameel 14 Monate, das selbst den, der es täglich fütterte, nicht im Geringsten auszeichnete. Denn wenn er es zu etwas zwingen wollte, so konnte er so gut wie alle Uebrigen sicher darauf rechnen, daß es nach ihm beißen und ihm ins Gesicht speyen würde. Sonderbar ists, daß es nie getrunken hat. Ueberhaupt ist das Trinken für das Vigogne, wie für das Lama, ein Bedürfniß, das ihr Ueberfluß an Speichel ihnen sehr entbehrlich macht. Die Dummheit und Schüchternheit der Schafkameele macht sie zu jagen leicht. Man umspannt einen Platz, worin sie sind, mit Stricken, an denen Leinwand-Lappen flattern. Eher als daß sie einen Sprung darüber wagten, lassen sie sich tödten. Ist aber etwa ein Guanaco oder ein Alpaca unter ihnen, der den ersten Satz darüber wegmacht, dann springen ihm Alle nach. Ihre Fährte und ihr Koth, den sie immer an einen und denselben Platz zu legen gewohnt sind, verräth ihre Gegenwart dem Jäger. Obgleich zum Lasttragen nicht so brauchbar, als das Lama, so gibt ihnen doch ihre vortreffliche Wolle einen großen Vorzug vor demselben. Die Farbe derselben ist braun, auch rothfahl mit hin und wieder lichtern Stellen. Fast wie eine verwelkte Rose und ungemein dauerhaft ist

die

die Farbe der Wolle von wilden Schafkameelen. Sehr selten wird man sie ganz unvermischt erhalten. Sie macht einen beträchtlichen Zweig des spanischen Handels aus, und die Halstücher, Decken, Strümpfe und Hüte, die daraus verfertigt werden, haben an Vortrefflichkeit nicht ihres Gleichen. Auch kommt der occidentalische Bezoar von diesem Thiere, dem der Alpaca in der Gestalt ziemlich gleichkommt, an Güte der Wolle aber weit nachstehen muß.

Zuverläßig ließen sich diese nützlichen Thiere in den gebirgichten Gegenden von Europa einheimisch machen. Die in Spanien mislungenen Versuche beweisen nichts dagegen. Denn, statt sie in die Pyrenäen zu bringen, hielt man sie auf dem flachen Lande; statt Männern von Einsichten dieses Geschäffte zu übergeben, die mit der Natur dieser Thiere bekannt gewesen wären, hatten es Unwissende zu besorgen; und statt, ehe sie ankamen, das ihnen so liebe Ycho = Gras anzubauen, sollten sie spanische Produkte fressen. Unläugbar wäre die Verpflanzung des Brodbaums, wie der Lamas und Vigognen, nach Europa von unübersehbaren Vortheilen; sie würde für den Fürsten, der sie glücklich ausführte, eine weit beträchtlichere Eroberung seyn, als die zu Grunde gerichtete Provinz, die ihm ein schwankender

Friedensschluß zusichert. Doch — schon Voltaire und Büffon äußerten diese beyden Wünsche ganz umsonst. Hohe Zeit wäre es übrigens, daß die Europäer wenigstens dem Vigogne und Alpaca ein Asyl anböthen, und diese reichlich lohnenden Geschöpfe als Hausthiere aufnähmen, ehe die Grausamkeit der Südamerikaner und die Habsucht ihrer europäischen Gäste, das ganze Geschlecht vollends zerstört.

Tab. X.

Die Katze.

Felis, *le Chat.*

Die wilde. (19)

Die zahme. (20)

Weder die Wachsamkeit und Treue, die den Hund, noch auch die Unverdrossenheit, die das Pferd dem Menschen so werth machte, haben der Katze die Ehre erworben, Hausgenossinn desselben zu seyn. Sie verdankt diesen Vorzug unter den reissenden Thieren weniger ruhmwürdigen Eigenschaften, und nur ihr Blutdurst, ihre natürliche Erbitterung gegen kleinere Thiere haben ihr unsre Häuser geöffnet. Bey ihr suchen wir Schutz gegen Ratten und Mäuse,

müssen es uns aber gefallen lassen, wenn ihre Raubbegierde sich an Dingen vergreift, die wir ihr nicht bestimmt hatten, und wenn sie, neben der Maus, auch unsern Lieblingsvogel ermordet. Von ihr hat ein ganzes beträchtliches **Thiergeschlecht** seinen Namen, worein selbst der König der Thiere gehört.

Ursprünglich ist die **Katze** ein wildes reissendes Thier. Sie hat 28 nicht ganz regelmäßige **Zähne** und eine rauhe **Zunge**, die sie, wie der Hund, im Saufen als eine Schaufel zu gebrauchen weiß. An den **Vorderfüßen** hat sie 5 und an den **Hintern** 4 Zehen. Die scharfen **Klauen**, womit diese bewaffnet sind, nützen sich nie ab, weil sie dieselben einziehen und auf den bloßen Fußsohlen gehen kann. Immer behalten sie daher die nöthige Schärfe, um den Raub festzuhalten. Wie bey allen Hausthieren, so ist auch die **Farbe** der Katzen mannigfaltig. Ihr ungemein trockner und reinlicher **Pelz** ist sehr elektrisch, so daß man ohne Mühe, durch Streicheln, Funken herauslocken kann. Weniger Abwechslung findet man in der Gestalt und Farbe der **wilden Katze**. Sie ist etwas **größer** und **stärker** als die zahme, und hat steifere **Ohren**, sprödere **Haare** und einen dickern, geringelten **Schwanz**. Ihre **Lefzen** sind schwarz, und das Grau ihres Felles ist

mit

Tab. X.

19

20

G. P. Thelott sculp.

mit braunen und schwarzen Streifen geziert. Mit großer Vorsicht lauert sie auf ihren Raub, schießt wüthend auf ihn los, und zerreißt nicht selten ein junges Reh. Hasen und Kaninchen sind ihre gewöhnliche Speise. Ja selbst die Katzen, denen wir, schon seit vielen Generationen her, das Bürgerrecht in unsern Städten und Häusern schenkten, legen ihre angeborne **Wildheit** und **Lust zum Raube** nie ganz ab. So drollicht auch die junge Katze ist und mit den possierlichsten Sprüngen unterhält; so entwickelt sich doch mit den Jahren die Falschheit und Blutbegierde immer mehr, und nur unser reichliches Futter, bey dem das Bedürfniß nie laut werden kann, nicht aber sanftere Sitten, halten sie von den grausamen Räubereyen ihrer Voreltern ab. Selten wird sie für die beste Kost und Pflege Dankbarkeit und Gegenliebe äußern. Höchst undankbar und rachgierig müssen selbst ihre Freunde oft die Schärfe ihrer Zähne und Klauen erfahren. Dieß bestätigte sich auf eine unglückliche Weise an einem großen Katzenfreunde in England. Gewöhnlich saß seine Lieblingskatze bey Tische neben ihm auf einem Stuhle, und empfieng aus seiner Hand die besten Speisen. Weil er einmal Gäste bey sich hatte, so mußte er sich für dießmal die Gesellschaft der Katze verbitten.

Nach Tische hielt der Herr des Hauses seine Mittagsruhe länger als gewöhnlich. Man öffnete die Thüren seines Schlafzimmers, aus dem die Katze, scheu wie das böse Gewissen, heraussprang, und fand ihn erwürgt von der so großmüthig ernährten Katze, die sich für das Ausschließen vom Mittagsessen so fürchterlich gerächt hatte.

Im Frühlinge und im Herbste ist die **Rammelzeit der Katzen.** Die **Kätzinn** ist weit hitziger als der **Kater.** Sie schreyt vor Brunst, und nöthigt wohl gar den spröden Kater mit ihren Klauen und Zähnen ihre Begierde zu befriedigen, ob es gleich ohne empfindliche Schmerzen von ihrer Seite nie geschehen kann. Nach ungefähr 50 Tagen sucht sie einen einsamen Ort und bringt 4—6 Junge, die sie mit Tiegerswuth, selbst gegen die größten Hunde, mit denen sie ohnehin nicht leicht harmonirt, beschützt. Daß der blutgierige **Kater** zuweilen seine Jungen frißt, ist wohl weniger auffallend, als daß die so zärtliche Mutter, die **Kätzinn**, sie nicht selten zerbeißt, und dann doch wieder, selbst für die, welche sie verstümmelt hat, alle nur ersinnliche Sorge trägt. Vielleicht thut sie nur aus blinder Wuth, im Augenblick der Schmerzen, das, was ihr Mann, aus Zorn über die jetzige Sprödigkeit seiner sonst so zudringlichen

chen Gattinn, thut. Die junge Katze ist vor Einem Jahre reif und mit anderthalb Jahren ausgewachsen. Höher als 10—13 Jahre wird eine Katze ihr Leben nicht leicht bringen, ob es gleich so zäh und dauerhaft ist, daß man das Beyspiel einer Katze weiß, die selbst 20 Gran des stärksten Sublimats nicht tödteten. Ohne Schaden geht oft der gefährlichste Sturz vorüber, und es ist in der That bemerkenswerth, daß wenn Katzen auch in einer Richtung fallen, vermöge deren sie nothwendig auf den Kopf oder Rückgrat stürzen müßten, sie dennoch, durch eine instinktmäßige Wendung, auf die Füße zu stehen kommen. Ohne den geringsten Unterricht ist die Katze ein ausgelernter Jäger. Sie besitzt Geduld, Wachsamkeit und Fertigkeit in einem hohen Grade, und nie wird ihr das entgehen, worauf sie einmal lauert. Was ihr bey dieser nächtlichen Beschäfftigung ungemein zu Statten kommt, ist die Bildung ihres Auges. Der bey Tag kleine, ovale Augapfel erweitert sich bey Nacht und wird rund. Da er nun nicht nur weit geschickter ist, alle noch vorhandenen Lichtstrahlen aufzufassen, sondern auch vom Lichte des Tages so viel eingesogen hat, daß er im Finstern funkelt; so ist es sehr begreiflich, daß die Katze, auch in der dicksten Finsterniß, jeden Gegenstand

wahrnimmt. Weit sonderbarer als dieses ist aber die Bemerkung, daß, wenn man eine Katze ins Wasser, und gegen ihre Augen ein starkes Licht hält, der Augapfel alsdann, statt kleiner, weit größer als gewöhnlich, erscheint, und man sehr deutlich die außer dem Wasser unsichtbare Netzhaut schimmern sehen kann. Ihr Geruch ist für gewisse Dinge ziemlich scharf. Auf eine beträchtliche Weite wittert sie das Katzenkraut und andere Pflanzen, denen sie mit größter Gierigkeit nachtrachtet, und sie weiß dem Rahme, der Milch und dem Fleische sehr wohl auf die Spur zu kommen. Ihr Schlaf ist leise wie bey allen Raubthieren; gerne sitzt sie mit gekrümmten Rücken, und sonderbar ist das ewige Schnurren oder Spinnen, das in zwo zarten, in ihrem Kehlkopf ausgespannten Häutchen seinen Grund hat. Noch hat sie nicht das sonstige Zeichen der langwierigen Sklaverey eines Thiergeschlechts, daß sie Ohren und Schwanz hängen ließe. Ihre Freyheit im Hause liebt sie über alles, so daß sie, derselben beraubt, selbst ihrer Blutbegierde vergißt. Dieß bewies der Versuch, da einst eine Katze mit mehrern Mäusen in einem Käfig versperrt wurde. Die kleinen Thierchen zitterten beym Anblick ihres Würgers. Allein dieser dachte auf nichts als Freyheit. Die Mäuse wurden allmählich

ver=

vertraulicher und spielten mit der Katze. Sanfte Streiche mit der Pfote waren das Einzige, wodurch sie dieselben zurückewies, und die ganze Sache nahm ganz und gar keinen tragischen Ausgang. So eigensinnig und ungelehrig die Katze um dieser Freyheitsliebe willen ist, so gelang es doch dem Menschen, hie und da eine abzurichten. Hievon sah man in Frankreich eine komische Probe. Das Publikum zu Paris wurde in eine Bude zu einem Miau-Konzert (*Concert miaulique* — nannte es der glückliche Erfinder) eingeladen. Hier fand man nun mehrere Katzen vor Musikpulten mit Noten sitzen. In der Mitte befand sich der solcher Virtuosen würdige Konzertmeister. Dieß war ein Affe, der drollicht genug den Takt schlug. Auf ein Zeichen fiengen die Katzen das erbärmlichste Geheul taktmäßig an. Nicht so lustig, aber gewiß nützlicher war es, daß einige griechische Mönche auf der Insul Cypern Katzen abrichteten, auf gewisse Schlangen, die den Einwohnern höchst beschwerlich waren, Jagd zu machen und sie zu tödten.

Die ganze alte Welt ist die Heimath der Katzen, unter denen man auch einige Spielarten findet. Blaue und schieferfarbige sieht man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Lange und seidenartige

artige Haare und dicke Schwänze haben die angorischen, wo sich überhaupt, wie in Spanien, alle Thierarten zu veredeln scheinen. Die sogenannten fliegenden Katzen scheinen fliegende Eichhörnchen zu seyn. Zum Luxus halten sich die Chinesischen Damen niedliche Kätzchen mit hängenden Ohren. Hier muß also diese Thiergattung schon längere Zeit als bey uns die natürliche Freyheit mit der häuslichen Sklaverey vertauscht haben.

Ob wir gleich darüber nichts entscheiden können, ob wirklich der Hauch, die Blicke und das Gehirn der Katze so äußerst gefährlich seyen, als viele behaupten wollen; so müssen wir doch der Antipathie mancher Menschen gegen Katzen als eines sonderbaren Umstandes gedenken. Heinrich III. König von Frankreich erblaßte und fiel in Ohnmacht, so oft er eine Katze sah; und uns ist ein nun Verstorbener bekannt, der in ein Zimmer kam und heftig zu zittern anfieng, weil, wie er sagte, eine Katze darin seyn müßte. Umsonst versicherte man ihn vom Gegentheile. Nach langem Suchen fand man endlich wirklich eine, die sich in einem Schranke verkrochen hatte.

Hie und da mästet man Katzen und ißt sie sehr gerne. In Egypten wurden sie sonst für eine Gottheit gehalten. Ihr Todestag war ein Trauer-

tag

tag für das ganze Haus, und nicht selten umschloß ein prächtiges Grabmahl ihre Ueberreste.

Daß die Katze unsre Häuser von Ratten und Mäusen reinigt, wenn wir nicht durch übermäßiges Fressen sie in ein träges, phlegmatisches Geschöpf umschaffen, und uns ein Fell hinterläßt, das zu Unterfuttern dient, ist das wenige Gute, was wir von ihr sagen können. Sie bleibt immer ein treuloses Hausthier, das man von Schlafzimmern so sorgfältig, als von Küchen und Ofenlöchern entfernt halten muß. In jenen haben sie schon manches schlummernde Kind erdrosselt und erdrückt; und aus diesen jezuweilen in ihren Haaren glühende Asche an gefährliche Orte getragen, und eine Feuersbrunst veranlaßt.

Tab. XI.

Der Löwe.

Leo, *le Lion.* (21)

Die Löwinn.

Leaena, *la Lionne.* (22)

Nicht ohne Ursache nannten den Löwen die Dichter von jeher den König der Thiere. Seine vielver-

sprechende Gestalt, sein stolzer Gang, seine donnernde Stimme, sein feuriges, ernsthaftes Auge, seine Großmuth und Mäßigung haben ihm mit Recht dieses vorzügliche Ansehen erworben. Alles an seinem Körper verkündet Kraft und Gelenkigkeit. An ihm ist fast alles Nerve und Muskel, kein überflüßiges Fleisch noch Fett. Daher die ungeheure Stärke und Muskelkraft, die uns das glaublich macht, was Kolbe sah, wie ein **Löwe** einen afrikanischen Büffel niederriß und ganz gemächlich auf eine Anhöhe trug. Ohne sichtbare Anstrengung thut er den gewaltigsten Sprung auf seinen Raub; ein Schlag seines Schwanzes ist schon hinreichend, einen Menschen zu Boden zu werfen; auf den Rücken ladet er ein Rind, und trabt damit seiner Höhle zu; und im Zorne bewegt er Mähne und Stirnfalten mit unglaublicher Geschwindigkeit, wodurch sein fürchterliches Ansehen noch schauererregender wird. Lauter Beweise von der Stärke seiner Muskeln.

Der **Löwe** hat einen außerordentlich großen **Kopf**, eine flache **Stirn**, schiefliegende **Augen**, kurze **Ohren**, große, weitgespaltene **Nasenlöcher** und einen fürchterlichen **Rachen**. Seine **Lefzen** hängen wie bey ächten Doggen in mehrern Falten herab. Mit vielen rückwärts liegenden, hornartigen

Sta-

J. P. Thelott sculp.

Stacheln ist die Zunge besetzt. Sie sind so scharf, daß sie die Haut dessen, den der Löwe leckt, aufritzen. Kommt dann Blut, so wird auch der zahmste Löwe höchst gefährlich. Denn mit dem Anblick des Blutes erwacht die ganze Heftigkeit seines Temperaments. In den gewaltigen Kinnbacken stehen 28 scharfe Zähne, und die starken, fleischigen Füße sind vorne mit fünf, hinten mit vier Klauen bewaffnet, die er im Gehen einziehen kann. Seine Farbe wie seine Größe ist verschieden; jene, gewöhnlich ein Gemische von Braun, Falb, Gelb und hie und da Weiß: diese, von 5 — 9 Schuh in die Länge und von 3 — 5 Schuh in die Höhe. Der dicke, muskulöse Schwanz endigt sich in einen Büschel, und ist 3 — 4 Schuh lang. Die starke Mähne, die so viel beyträgt, diesem Thiere eine majestätische Gestalt zu geben, bekleidet fast den ganzen vordern Leib. Mit den Jahren wird sie immer stärker und lockiger. Im Zorn schüttelt es dieselbe hin und her. Falsch ist das Vorgeben, daß der Hals des Löwen aus einem einzigen Knochen bestehe. Er hat, wie alle vierfüßige Thiere, ja selbst der Mensch, sieben Wirbel, die aber durch Sehnen genau untereinander verbunden sind. Nicht weniger grundlos ist die Behauptung, seine sehr festen Knochen seyen ohne Mark. Sein

Geruch und Gesicht sollen nicht besonders scharf seyn. Um nun dem Mangel des letztern abzuhelfen, soll ihn auf seinen Streifereyen der scharfsehende Karakal (eine Luchsart) begleiten, dem er die Ueberreste seines Raubes an Besoldungsstatt gibt. Auch soll ihm am Senegal der Wolf sehr oft Gesellschaft leisten. So funkelnd und feurig sein Auge ist, so kann es doch den Anblick des Feuers nicht ertragen.

Die brennend heißen Sandwüsten von Asien und Afrika sind seine Heimath. Die Hitze des Landes, in welchem er wohnt, hat auf sein Temperament einen unverkennbaren Einfluß. Sanfter und weniger wüthend sind die, welche sich in der reinern, kühlern Luft hoher Berge, oder überhaupt in mildern Gegenden aufhalten, als die Bewohner des glühenden Sandes der Einöden von Zaara. Doch hat sich ihre Zahl gegen ehemalige Zeiten ungemein vermindert, und es ist unstreitig, daß die Römer zu ihren Schauspielen funfzigmal mehr lybische Löwen brauchten, als man heut zu Tage in ganz Lybien antreffen würde. Auch in Persien und Indien sind sie etwas seltner als sonst. Hier scheinen sie mehr Furcht vor dem Menschen zu haben, als in Afrika. Auch von Weibern lassen sie sich mit einem Stecken verjagen

und für ihre ungebethenen Besuche züchtigen. Jener der afrikanische hingegen kennt keine Furcht. Immer zu siegen gewohnt, fällt er aus Hunger selbst die zahlreichsten Karawanen an. Nicht verzagter, sondern wüthender und kühner macht ihn jede Wunde. Muß er weichen, so geschieht es unter immerwährendem Brüllen und Beissen. Gewöhnlich fällt er kämpfend. Wird er gefangen, so scheint die Schaam über diesen Unfall alle seine Muskeln gelähmt zu haben. Er ist nun so sanft und wehrlos als ein Lamm. Doch kann er auch im Zustande der Gefangenschaft durch Hunger oder durch Beleidigungen bis zur äußersten Wuth gereizt werden. Ohne dieses wird er leicht so zahm, daß sein Wärter, ohne Gefahr, zur Belustigung der Zuschauer, das gräßliche Kunststück wagen kann, ihm die Hand, ja selbst den Kopf, in den Rachen zu stecken. Kennt er ihn aber nicht sogleich, weil er etwa ein anderes Kleid anhat, so wird er ihm sehr gefährlich. So nahm ein Löwenwärter in Dresden ein trauriges Ende, der, im schwarzen Kleide von der Kommunion kommend, den sonst so vertraulichen Löwen unkenntlich war. Die alten Römer zeigten ihre Herrschaft über diese Thiere, wie über die damaligen Menschen, auffallender, als je eine Nation. Sie spannten sie in Triumphwagen,

nahmen sie zuweilen mit in den Krieg und auf die Jagd, und diese edelmüthigen Geschöpfe dienten nun ihren Ernährern mit aller ihrer Stärke gegen ihre Feinde. Antonius fuhr oft mit zahmen **Löwen**, und Karakalla spielte mit ihnen bey der Tafel. Sie wurden sanft und schmeichelnd, und thaten gewiß auch keinem Kinde etwas zu Leide, wenn man sie nicht entweder neckte, oder über die Gebühr Hunger leiden ließ. Und dieß waren nicht etwa ausgeartete **Löwen**, wie die in Indien, sondern ächte **Lybische**. Ueberhaupt ist in dem **Betragen** des **Löwen** viel Adel, Mäßigung und Großmuth, und selbst im Zorne wird er diese Eigenschaften nie ganz verläugnen. Kleine Beleidigungen verachtet er; große aber prägen sich seinem Gedächtnisse so unauslöschlich ein, als empfangene Wohlthaten. Er wird es nie vergessen, diese zu belohnen, und für jene blutige Rache zu nehmen, sobald er Gelegenheit dazu hat. Oft aber schon wendete ein **Löwe** seine Stärke zum Schutze des Unglücklichen an, den man, entweder zur Strafe, oder um das tiegermäßige Vergnügen eines blutigen Schauspiels zu genießen, ihm vorwarf. „**Die Christen den Löwen vorgeworfen!**“ (Christiani ad Leones) das war der wilde Ausruf, mit dem die ausgearteten Römer die gefangenen

nen Christen aus den Gefängnissen forderten, um sie von **Löwen** zerreissen zu lassen. Aber nicht selten sahen die Unmenschen, wie der **Löwe** das ihm bestimmte Schlachtopfer großmüthig in seinen Schutz nahm, seine Speise mit ihm theilte, und lieber hungern, als sich an dem vergreifen wollte, dem er einmal seinen Schutz freywillig gleichsam zugesagt hatte. Umsonst suchte man ihn zu reizen, umsonst rief und tobte das Volk in den Gallerien! Zu ihrer Beschämung, wenn diese Menschen einer Schaam fähig gewesen wären, war der **Löwe** menschlicher, als sie. An große und starke Feinde, Pferde, Nashörner, junge Elephanten u. dgl. macht sich der **Löwe** am Liebsten. Kleinere verschont er gerne, wenn ihn nicht der Hunger reizt. Mit Schmerzen sah einst eine Mutter einen **Löwen** auf ihr im Grase liegendes Kind zueilen. Mit einem ernsthaften Blick schien das großmüthige Thier die Kleinheit und Wehrlosigkeit des unschuldigen Kindes zu messen, und kehrte um. Kann ein Mohr sich nicht mehr retten, so wirft er sich schweigend zur Erde nieder; der Löwe scheint mit dieser Ehrfurcht zufrieden und geht stolz vorüber. Auch das Frauenzimmer soll er vorzüglich schonen. Man kann ihn eben daher nicht eigentlich grausam nennen. Nie wird er, wie Tie-

ger, Füchse, Iltisse rc. die auch gesättigt zum Vergnügen morden, einen Blutdurst äußern, der alles aufzureiben droht. Nur das Bedürfniß des Hungers macht dieses Thier, das, so bald es satt ist, mit Menschen und Thieren Friede hält, zu einem Feinde des Thierreichs. Weil ihn alles flieht, so muß er auf seinen Raub im Gebüsche lauern. Mit Einem Schlag wirft er alles nieder. Gazellen und Affen sind seine gewöhnliche Nahrung. Er frißt sie mit Haut und Knochen, und ist von Einer Mahlzeit gewöhnlich auf drey Tage satt. Er liebt immer nur frisches Fleisch, und wird lieber hungern, als Aas fressen. Ueberhaupt kann er Hunger besser als Durst ertragen. Er säuft fast wie der Hund, so daß er die Zunge wie eine Schaufel gebraucht: nur pflegt er dieselbe unterwärts, jener oberwärts, zu krümmen: Sein Athem ist ungemein stark; der Geruch seines Urins fast unerträglich. Fünf bis sechsmal des Tages brüllt er langsam und feyerlich, und der Wiederhall macht sein Brüllen dem in der Ferne rollenden Donner sehr ähnlich. Ist er zornig, so folgen die Töne schneller aufeinander, die Augen funkeln wie Flammen; mit dem Schwanze schlägt er auf die Erde und sich in die Seiten, schüttelt die Mähne, bewegt die gräßlichen Stirnfalten, und zeigt

Zähne

Zähne und Zunge, die gleich schrecklich sind. Bey Nacht sieht er, schläft sehr leise, und kann, auch ohne Hilfe der Augenlieder, vermittelst eines beweglichen Häutchens, das Auge schließen. Daher die Sage, er schlafe immer mit offnen Augen. Sein Gang ist stolz und langsam, aber immer etwas schief. Im Laufe macht er Sätze. Springt er auf ein Thier los, so packt ers mit seinen scharfen, schneidenden Klauen. Sein Biß soll Konvulsionen hervorbringen. In der Jugend jagt er gerne in Gesellschaft seines Karakals. Im **Alter**, das er auf 25 Jahre bringen mag, ists ihm zu unbequem. Er begibt sich nun näher zu den Wohnungen der Menschen, und wird ihnen selbst gefährlich. Doch müssen wir zu seiner Ehre sagen, daß, wenn er Menschen und Thiere beysammen sieht, er allemal zuerst die Letztern angreift. Vor der Schlange bebt er zurück. Dieß wissen die Mauren. Wenn sie daher keinen Ausweeg mehr haben, sich vor dem auf sie zueilenden Löwen zu retten, so nehmen sie ihren Turban ab, und machen damit eine schwankende Bewegung. Der Löwe hält diese auch wirklich für die einer Schlange, und kehrt zurück.

Die **Löwinn** ist um den vierten Theil kleiner, hat eine etwas gewölbtere Stirne, einen kürzern

Kopf und kleinere schwärzere Klauen. Sie entbehrt die Mähne, die ihren Mann ziert. Nach einer heftigen Brunftzeit, in der oft 6—8 Löwen um Eine Löwinn werben, und sich die fürchterlichsten Treffen liefern, wirft sie im Frühlinge 4—6 Junge, von denen der größere Theil am Zahnen umkommt. Sie sind sehr klein, und vermögen erst nach 2 Monaten zu gehen. Die Zärtlichkeit der Löwinn für ihre Junge gränzt an Wuth. So schützte die Natur diese kleinen Thiere, die in den Klauen einer so blutgierigen und gefräßigen Mutter wohl am Schlechtesten aufgehoben wären durch den so hohen Grad von mütterlicher Liebe, den sie ihr einpflanzte. Diese macht die Löwinn höchst fürchterlich. Sie fällt alle lebendigen Wesen, die sich ihr nähern, an, bringt die Beute ihren Jungen, sucht aber sorgfältig mit ihrem Schwanze die Spuren im Sande, die nach ihrem einsamen Lager führen, zu verwischen und unkenntlich zu machen. Oft trägt sie auch ihre Junge an andere Orte, wo sie dieselben sichrer glaubt. Aber diese lassen, wenn sie nun erwachsen sind, ihren jetzt bejahrten und kraftlosen Eltern diese treue Sorgfalt nicht unbelohnt. Willig jagen sie, um ihnen Speise zu hohlen, und brüllen freudig, um sie aus der Ferne von ihrem glücklichen Fange zu benachrichtigen.

So heftig die Löwinn ist, so ist sie doch für empfangne Wohlthaten sehr dankbar. So sollte einst Eine von Fort-Louis verschickt werden. Sie war todtkrank, und wurde daher aus der Stadt fortgeschafft, und ihrem Schicksale überlassen. Ein Vorübergehender labte das kranke Thier mit Milch. Es genaß, und von nun an hatte er keinen zärtlichern unzertrennlichern Gefährten.

Man fängt die Löwen in Fallgruben, auch jagt man sie mit Feuergewehren, Spießen und Hunden. Merkwürdig ist, daß der Löwe nur auf die losgeht, deren Pfeile ihn getroffen haben. Der andern schont er großmüthig. So sehr jedes Thier vor dem Löwen, dessen Ueberlegenheit es kennt, zittert; so überwand doch auch diese Furcht, des Menschen treuester Freund im Thierreiche, der Hund. Aus Gehorsam gegen ihn geht er selbst diesem furchtbaren Thiere entgegen. Der Gewinn der Löwenjagd ist nicht groß. Sein Fell, das sonst der Schmuck der Helden war, dient jetzt in Afrika zu Decken, Betten und Riemwerk. Auch soll es die Kraft haben, daß dahin, wo ein Löwenfell aufbewahrt wird, keine Ratte noch Maus sich wagt. So wäre also auch der todte Löwe den Thieren noch fürchterlich. Doch vielleicht gehört dieses Hausmittel mit zu den Wun-

dern, die die Magenhaarballen, die Galle, das Herz, und das Blut des Löwen schon gethan haben sollen.

Wahre Ehre macht es übrigens dem Menschen, und seinem auch der Stärke des Löwen überlegnen Verstande, daß er durch seinen Muth und die Erfindung tödtender Gewehre, die sonst so große Anzahl der Löwen zu vermindern, und, bey zunehmender Bevölkerung, selbst dem Könige im Thierreiche Land abzugewinnen wußte. O hätte er seinen Muth, hätte er sein Eisen und seine mörderischen Waffen immer nur gegen Löwen und Tieger gebraucht, so würde sich in dieses Gefühl von der Ueberlegenheit des Menschen keine Wehmuth mischen!

Tab. XII.

Der Tieger.

Tigris, *le Tigre.*

Der königliche Tieger. (23)

Der Jaguar. (24)

Vielleicht hat die ganze Erde kein grausameres, fürchterlicheres Geschöpf, als den Tieger. Allem, was lebt, scheint er den Tod geschworen zu haben.

Statt

Statt der edeln Großmuth, der weisen Mäßigung, und des schonenden Gebrauchs seiner Stärke, die wir am Löwen bewundern, ist unersättliche Wuth und blinde Raserey dem Tieger eigen. Auch übersatt vom Fleische, dürstet er nach Blut, fällt über jedes Geschöpf, es sey wehrlos oder bewaffnet, mit fürchterlichem Zähnefletschen her, streckt den Kopf schadenfroh in die noch zitternden Eingeweide, und saugt mit sichtbarer Wollust das Blut aus. Ihn schrecken in seinem wilden Zustande keine Waffen der Menschen noch Thiere, keine überlegne Anzahl, und er würde die größte Heerde von Hausthieren nicht eher verlassen, als bis er alle gemordet hätte. Selbst seiner Jungen verschont sein blinder Blutdurst nicht. Er zerreißt zuweilen sie und die Mutter, die sie schützen will; und diese Verminderung seines mordlustigen Geschlechtes ist das einzige Gute, das wir von ihm zu sagen wissen.

Schon sein Aeußerliches ist der Verräther seines bösen Gemüths. Wenn an dem Löwen das schöne Verhältniß der Theile, der feste Blick, der Gang voll Würde, Majestät und Großmuth verkünden: so trägt hingegen des Tiegers nackter Kopf, sein treuloses Katzenauge, sein langgestreckter Leib, seine blutrothe, oft zum Rachen heraushängende

Junge unverkennbar das Gepräge eines tückischen, schadenfrohen und mordlustigen Bösewichts. Seine Bildung hat viel mit der Bildung einer Katze gemein. Er hat einen kürzern Kopf und einen spitzigern Hinterkopf als der Löwe. Seine Augen, Ohren und Nasenlöcher sind kleiner, Füße und Schwanz im Verhältnisse der übrigen Theile, kürzer, und nur ein unbeträchtlicher Ansatz einer Mähne ist bey ihm zu finden. Auch er kann die Haut seines Gesichts fürchterlich zusammenziehen. Seine Größe übertrifft die des Löwen bey Weitem. Erreicht der sogenannte königliche Tieger in Stande der Wildheit seine völlige Größe, so kommt er dem Pferde nahe. Mit dem größten getödteten Thiere rennt er in vollem Trabe seiner Höhle zu. Zwar sind die Tieger, die in Thiergärten aufbewahrt werden, so wie die, welche wir zuweilen in Buden zu sehen bekommen, um Viel kleiner. Allein bey jenen, die meistens noch ganz jung gefangen werden, trägt das Klima, die Gefangenschaft, die Nahrung, und der Mangel an Bewegung sicher sehr viel bey, daß sich die wahre Größe nicht völlig entwickeln kann; und bey diesen dürfen wir nicht vergessen, daß man uns gewöhnlich junge Leoparde, Panther, Unzen u. d. für Tieger ausgibt. Sehr oft nennt man alle der-

Tab. XII. 23

24

gleichen fleckige Thiere Tieger, und sagt auch von Pferden und Hunden, die mit schönen Flecken bezeichnet sind, sie seyen getiegert, da doch der Tieger eigentlich Streifen, aber keine Flecken hat. Seine Grundfarbe ist fahl, auch blaßgelb. Weiße Futterhaare, die besonders am Bauche und dem Innern der Füße am häufigsten sind, und regelmäßige schwarze auch graue Streifen, geben diesem Thiere ein schönes Ansehen. Seine Stimme ist ein rauhes Brüllen. Aus seinem Hinterhalte macht er entsetzliche Sprünge auf seinen Raub. Nie geht er, wie der Löwe in seiner vollen Jugendkraft, einem Thiere zu offnem Kampfe entgegen. Er bedient sich immer der List. Erblickt man ihn ehe er den Sprung gethan und seine Beute erreicht hat, so schleicht er öfters beschämt davon. Dieß erfuhr ein muthiges Frauenzimmer, das mit einigen Engländern in einem Lustwäldchen in Bengalen spazieren gieng. So wie sie einen Tieger, der gerade im Begriffe war, auf die Gesellschaft loszurennen, erblickte; hielt sie ihm kühn die zerbrechlichen Waffen ihres Sonnenschirms entgegen. Der Tieger stutzte und floh wieder zurück. Auch er fürchtet das Feuer, und hat einen unangenehmen Geruch, wie der Löwe. Ihn soll der Schakal als Spürhund begleiten, und dafür die

Ueberbleibsel von dem Raube erhalten. Vielleicht folgt derselbe bloß seinen Spuren, von denen er sicher wissen kann, daß sie ihn zu zerrißnen Thieren hinführen. Wenn er einmal Menschenblut gekostet hat, so wird er diesen höchst gefährlich, weil er es für die wohlschmeckendste aller Blutarten hält. Ein Vorzug, für den wir Menschen ihm nicht den geringsten Dank wissen.

Die **Tiegerinn**, die etwas kleiner ist, **wirft** 4—5 **Junge**. Ihre Wuth erreicht alsdann den höchsten Grad. Sie verfolgt die Räuber derselben, und erhebt, wenn alle Mittel umsonst waren, ihrer wieder habhaft zu werden, das gräßlichste Geheul. Gerne lauern die Indianer auf den Augenblick, wo die säugende **Tiegerinn**, für ihre Jungen Vorrath hohlt. Dann nehmen sie plötzlich die Jungen aus der Höhle. Findet die beraubte Mutter das Nest leer, so geht sie den Räubern auf der Spur nach. Sobald diese sie auf sich zueilen sehen, so legen sie Ein Junges an den Weeg. Freudig trägt die Mutter dasselbe in die Höhle zurück. Bis sie aber wieder kommt, haben jene bereits mit den Uebrigen ihren Kahn erreicht und sind vom Lande abgestoßen.

Die heißen und gemäßigtern Gegenden von Asien sind das **Vaterland** des **Tiegers**. Er wohnt

in

in Schina, Siam, Malabar, Bengalen, am Kaukasus 2c. Doch sind die in den weniger heißen Strichen Landes etwas milder. Oft soll der Tieger mit dem Nashorn oder dem Elephanten in Gesellschaft gehen, und ihren Unrath als ein Kühlmittel brauchen. An den Gestaden und Küsten lauert er auf die Thiere, die die Hitze des Tages zur Tränke treibt. Statt der gesuchten Erquickung finden sie den Tod in seinen Klauen. Man läßt es sich daher sehr angelegen seyn, die Zahl dieser gefräßigen Thiere zu vermindern. Auch hat diese bereits sehr abgenommen, welches man daraus schließen kann, daß Pompejus 420, und Augustus noch mehrere zu Schauspielen nach Rom kommen ließ. Eine Menge, die man heutiges Tages schwerlich aufbringen würde. Es müßte denn, wie man vermuthen möchte, mancher Panther oder Leopard darunter gewesen seyn. Wer in Ante einen Tieger erlegt, genießt das Vorrecht, allen Palmwein, der zu Markte gebracht wird, umsonst wegzunehmen.

Und auch dieses grausame Thier bändigte und zähmte der Mensch. Unter einer Menge thörichter Einfälle, hatte der nichtswürdige Kaiser Heliogabal auch Den, Tieger vor seinen Wagen zu spannen, um den Bacchus vorzustellen. Doch merkwürdiger

wegen Zahmheit ist der Tieger, den Kapitain Manning 1790 auf seinem Schiffe aus Bengalen nach England brachte. Dieser Tieger konnte allerley Künste, schlief mit den Matrosen in ihren Hängmatten, spielte oft mit ihnen, ließ sich als ein Kissen brauchen, und trieb immer mit einem Hunde seinen Spaß. Zuweilen stahl er den Seeleuten ihre Sachen und versteckte sie; so daß man einmal 25 Paar Hosen beysammen fand. Wenn er ihnen ihr Essen raubte, so war doch Niemand kühn genug ihn dafür zu züchtigen. Nur allein der Schiffszimmermann konnte seinen Ròst-bèef, den ihm der Tieger so eben gestohlen hatte, nicht verschmerzen. Er reißt ihm denselben aus dem Rachen und prügelt ihn derb durch. Der **Tieger** leidet es so geduldig als ein Schooshund.

Außer dem **Gebrauch** des **Tiegerfelles** zu Decken und Stuhlüberzügen, wissen wir von seinem Nutzen nichts zu rühmen. Doch essen die Indianer das **Tiegerfleisch** gerne. Schon daraus läßt sich die Nichtigkeit des Vorgebens, daß seine **Barthaare** das stärkste Gift seyen, abnehmen.

In der neuen Welt vertritt seine Stelle der **Jaguar.** Ihn nannten die Mexikaner Tlatlauhquiocelotl: ein Pröbchen, woraus unsre Leser auf

die Leichtigkeit und den Wohlklang ihrer Sprache schließen können. Ohne so groß zu seyn wie jener, ist er doch fast eben so grausam. Doch ist er nur muthig und wüthend, wenn er hungrig, feig und sanft aber, so bald er satt ist. Dann macht ihn sein Phlegma und seine Trägheit den Wilden ähnlich, mit denen er ein Vaterland, Mexiko, Guiana, Brasilien, Paraguay und Patagonien gemein hat. Er soll das Fleisch der Wilden dem Fleische der Europäer bey Weitem vorziehen. So wenig wir jenem diese Ehre mißgönnen, und so gerne auch wir Europäer lesen, daß wenn der Jaguar die Wahl zwischen einem afrikanischen Neger, einem amerikanischen Wilden und einem Europäer hätte, er zuerst den Neger, dann den Amerikaner, und endlich unsern Landsmann auffressen würde, weil wir, bis er mit den ersten beyden Bissen fertig ist, uns zu retten Zeit gewännen; so können wir doch den bedenklichen Umstand nicht verschweigen, daß diese Anekdote bald vom Tieger, bald vom **Jaguar**, und bald von einem andern Thiere erzählt wird. Dieser hat die Größe eines Windhundes. Sein **Kopf** ist länglich, die **Stirne** breit und flach, die **Ohren** sind rund, die **Augen** grünlich braun, die **Beine** kurz, die **Klauen** scharf. Seine Farbe ist ein ins Röthliche fallendes Gelb, hie und

da weiß mit regellosen Streifen. Ganz schwarz aber ist die Jaguarette, die auch der schwarze Tieger heißt. Immer seltner wird der Jaguar, weil man auf seinen Kopf einen ansehnlichen Preis gesetzt hat; denn er besucht die Hühnerhöfe, tödtet Hunde, und nimmt selbst Kinder in seine Höhle mit. Auch er saugt zuerst das Blut aus. Man behauptet von ihm, daß er mit dem Kaiman (*) oft einen Kampf wage. Wenn dieser den Kopf aus dem Wasser streckt, so soll der am Ufer lauernde Jaguar mit seinen Klauen ihm plötzlich in die Augen hacken. Der Kaiman fährt dann unter das Wasser und reißt den Jaguar mit sich hinab, so daß oft beyde ums Leben kommen. Wir wissen nicht, ob nicht eher vom großen Panther dieser Kampf gelte. Die Wildheit dieser Thiere ist überhaupt an vielen Lücken in ihrer Geschichte Schuld. Denn wer ist kühn genug, sie in der Nähe zu beobachten? Alles Fleisch, selbst Fische frißt der Jaguar, und heult vor Hunger wie ein Hund. Sein Todfeind ist der zahnlose Ameisenfresser, der ihn mit den Klauen zerreißt.

Tab.

(*) Das amerikanische Krokodill, das aber bey Weitem weder so groß, noch so grausam ist, als das Nilkrokodill.

Tab. XIII.

Der Panther. (25)

Der Leopard. (26)

Nichts wurde vielleicht häufiger verwechselt, und nicht leicht sind die Namen verschiedener Thiere unbestimmter gebraucht worden, als wenn man von Panthern, Leoparden, Unzen und Tiegern sprach. Zwar haben sie in der That, was ihre Gestalt und Sitten betrifft, manche Aehnlichkeiten. Indessen finden doch sehr wesentliche Verschiedenheiten statt, und wir machen es uns daher zur Pflicht, nach den neuesten, jetzt allgemein festgesetzten Bestimmungen, das, was ein Jedes Eignes an sich hat, genau zu bezeichnen. Doch verstatten uns die engen Gränzen dieses Werkchens nicht, alle die Thiere, die zum furchtbaren Katzengeschlechte gehören, als z. B. den Ozlot, Kanul, Maragua ꝛc. näher zu beschreiben.

Der **Panther** oder **Parder** (Panthera, Pardus, *la Panthère*) ist nach dem Tieger das größte **Raubthier** des heißen Erdstriches, und für Afrika gerade das, was der Tieger für Asien ist. Seine **Länge** beträgt, den Schwanz, der alleine bey drey Fuß ist, ungerechnet, 5 bis 6 Fuß. Sein **Kopf** ist rund und groß, seine Schnauze dick, die

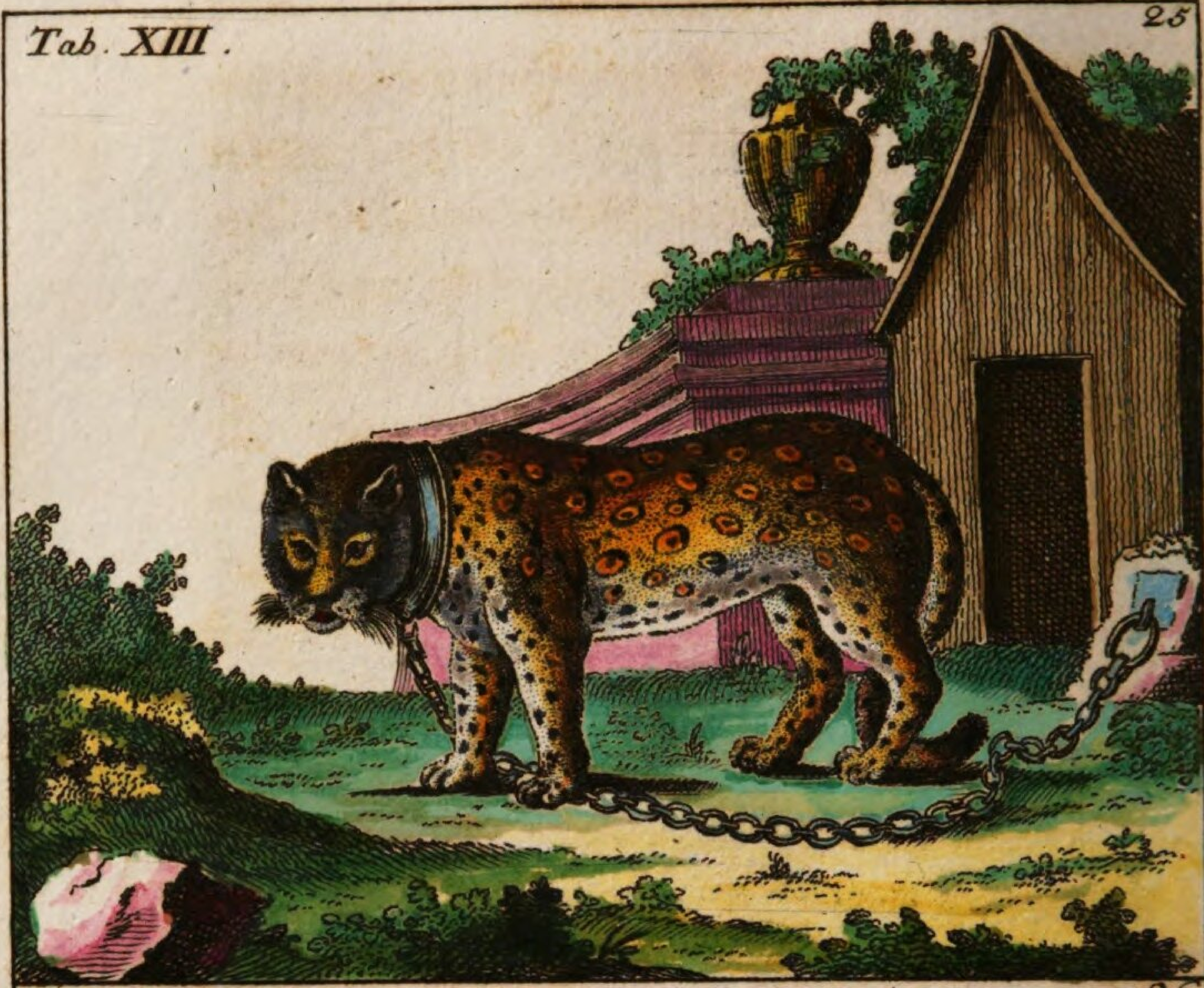
Ohren kurz und zugespitzt, die Nase glatt. Ziemlich weit von einander stehen die Augen, und starke, fleischige Füße tragen den lang gestreckten Leib. Der wilde, blutgierige Blick, das rollende, unstäte Auge, die fürchterliche Stimme, die raschen, heftigen Bewegungen, die hochrothe, scharfe Zunge, die spitzigen, festen Zähne, und die gewaltigen, harten Klauen verkünden in ihm den Würger der Menschen und Thiere. Dummheit, Fühllosigkeit und Grausamkeit sind die hervorstechendsten Züge seines grämlichen Gesichtes. Dicht am Körper liegen seine kurzen Haare glatt an: denn sein Aufenthalt macht ihm einen wärmern Pelz überflüßig. Auf dem Rücken ist seine Farbe bald ein helleres, bald dunkleres Falb, das an der Kehle, am Bauche und am Innern der Füße in Weiß übergeht. Ringelförmige Flecken, die bald ganz geschlossen, bald wie Hufeisen etwas geöffnet, bald ganz rund, bald oval, und fast orangefärbig ausgefüllt sind, mit einem schwarzen Mittelpunkte, geben seinem Felle ein sehr schönes Ansehen.

Unbiegsam und wild bleibt immer sein Karakter. Auch die Gefangenschaft macht ihn nicht milder. Er brummt unaufhörlich und geht zornig an seiner Kette auf und ab. Alles, was da lebt, ist ein Gegenstand

seines

Tab. XIII.

25



26

seines Hasses. Ganze Gegenden könnte er von Thieren reinigen. Doch fällt er sie nur an, wenn er hungrig ist. Von hinten stürzt er mit entsetzlichen Sprüngen auf seinen Raub zu. Auch auf Bäume klettert er, was der **Löwe** zuverläßig nie, und der **Tieger** wahrscheinlich nur höchst selten thut. In den dichtverschlungenen Zweigen raubt er nun die kleinern Thiere, die in ihnen Schutz und Schatten suchten. Er schleicht in Häuser, stiehlt die Hauskatzen, und soll schon oft — was freilich viel sagen will — Kühe und Ochsen getödtet haben, und mit ihnen über hohe Mauern gestiegen seyn. Ganz Afrika, von Egypten bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung hin, beherbergt diesen Räuber. Je heißer die Gegend ist, die er bewohnt, desto grimmiger ist seine Wuth, und im Grimme soll er sogar Leoparden anfallen. Auch von ihm haben Chardin und andere Reisende behauptet, daß man ihn zähmen und zur Jagd abrichten könne. Allein zuverläßig waren das keine **Panther**, sondern **Tschittahs**, die Büffon Guepards nennt. Diese Thiere haben einen mittelmäßigen Schwanz, schwarze Flecken in falbem Grunde und eine kurze Mähne. Sie sind es, deren man sich in Ostindien, statt der Unzen, zur Jagd bedient. Doch muß das mit der größten Vorsicht geschehen.

Man

Man führt den Tschittah in einem Käfig mit sich. Diesen öffnet man, so bald man eine Gazelle oder sonst ein Wild ansichtig wird. Wüthend eilt er darauf zu und reißt es zu Boden. Entgeht es aber seinen Klauen, so ist die höchste Gefahr für seinen Herrn selbst. Will dieser nicht selbst zerrissen werden, so muß er ein Lamm, ein Rehkalb oder ein anderes Thier bey sich haben, womit er seinen Tschittah beschäftigen und seine gereizte Mordlust sättigen kann. Während er daran frißt, wirft man ihm die Kappe über den Kopf und fesselt ihn.

Noch größer und grimmiger als der afrikanische ist der **amerikanische Panther.** Er erreicht die Größe eines Pferdes und hält seine gewöhnliche Mahlzeit mit einem Ochsen, Pferde, oder andern großen Thiere, das er ohne Mühe erwürgt und zerreißt. In den dichten Wäldern des südlichen Amerika in Neuspanien, Peru rc. ist seine Wohnung. Auf dem schönen orangegelben Grunde seines Felles stehen braunrothe Kreise, die weiß ausgefüllt und mit einem schwarzen Mittelpunkte bezeichnet sind.

Vielleicht bedauert mancher unsrer gutmüthigen Leser im Stillen die Bewohner jener Länder, in denen solche räuberische Ungeheuer zu Hause sind.

Ohne

Ohne Zweifel denkt sich Mancher die Afrikaner als sehr unglückliche Menschen, daß die Vorsehung sie mit Löwen, Panthern, Unzen, Leoparden und andern reissenden Thieren umringt hat. Allein eben diese Raubthiere sind das größte Glück für Afrika. Ohne sie wäre es unbewohnbar. Denn bald würden die unverschämten und frechen Affen, die oft im Angesicht des Eigenthümers zu Hunderten in Obstgärten steigen, und die zahllosen Antilopen, die in mehr als tausend starken Heerden herumziehen, bald würden diese alle Bewohner von Haus und Hof jagen, und das ganze Land ausfressen, wenn nicht jene gewaltigern Thiere ihrer viele Tausende aufrieben, und der übermäßigen Vermehrung derselben Gränzen setzten. So weiß der Schöpfer immer das nöthige Gleichgewicht zu erhalten: und das, was Plage scheint, ist in Seiner Hand wohlthätig. Ein weitfürchterlicheres Raubthier als der Löwe und Panther ist für Afrika — der Mensch. Dieser stiehlt daselbst die Neger, die er in seinen Pflanzungen zu Tode quält; dieser bombardirt sogar afrikanische Städte, um den Preis dieser Waare herabzusetzen, und sich durch Menschenhandel zu bereichern. Wer kann noch zweifeln, daß der Mensch dem Afrikaner furchtbarer, als der grimmige Löwe oder Panther seyn, und daß er beym Anblick ei-

ner englischen Flagge ein größeres Entsetzen fühlen müsse, als wenn ein Schiff voll Panterthieren käme?

Der Name des Leopards, (Leopardus, *le Léopard*) läßt vermuthen, daß man seinen Ursprung aus einer Vermischung des Parders mit dem Löwen hergeleitet habe. Allein nichts ist fabelhafter als dieses Vorgeben. Er ist kleiner, aber schöner als der Panther. Wenn dieser der Dogge gleichkommt, sie auch wohl übertrift, so ist der Leopard hingegen nur von der Größe eines gewöhnlichen Fleischerhundes. Ein mittelmäßig großer Kopf, lebhafte Augen, ein wilder, grausamer Blick, eine kurze Schnauze, ein weiter, mit scharfen Zähnen besetzter Rachen, eine scharfe Zunge, kurze Ohren, ein dicker Hals, starke Schenkel und Füße mit scharfen Klauen, Zehen, die er wie die Finger einer Hand auseinander thun und schließen kann, um seinen Raub recht gewiß zu packen, und ein magerer Leib, bey all der Menge Nahrung, die er zu sich nimmt, fallen bey der äußerlichen Gestalt des Leopards in die Augen. In dem schönen glänzenden Braungelb seines Felles bilden je 4 — 5 Punkte kleine Kreise, in deren orangefarbiger Ausfüllung, schwarze Mittelpunkte stehen. Die Kehle, die Brust, der Bauch und das Innere der Füße ist

weiß, mit ganz schwarzen Flecken besäet, und an der Oberlefze entdeckt man eine Reihe kleiner Punkte. Am Schwanze sind sehr große, schwarze Flecken. Er wohnt in Senegal, in Guinea und andern heißen Ländern Afrikas. Nie ist er in wärmere Gegenden gewandert. So zahllos die Menge der Leoparden war, die die alten Römer nach Rom führten, um den Pöbel mit blutigen Thierkämpfen zu belustigen, und über den geräuschvollen Schauspielen des allmählichen Sinkens des Staates und der frechen Eingriffe in die Freyheit des Volkes, vergessen zu lassen; so wohnen doch im Innern von Afrika noch ungemein viele. Gerne lauern sie an den Ufern der Flüße auf die zahmen und wilden Thiere, die dahin zur Tränke kommen. Sie verfolgen wilde Katzen und andere Raubthiere, und klettern ihnen, mit großer Fertigkeit, auf Bäumen nach. Sie verschonen weder Menschen noch Thiere, und werden von den Negern, noch mehr als der Panther, gefürchtet. Auch etwas zahm geworden, bleibt ihm noch immer ein tückisches Wesen, und wenn man ihm die Hand zu lecken gibt, so reizt ihn sehr leicht der Blutgeschmack, den seine scharfe Zunge wittert, zu gefährlichen Bissen. Schon viele traurige Erfahrungen bestätigen diese Behauptung.

Das Fleisch der Leoparde soll nicht übel schmecken. Freilich sind über diesen Punkt die Neger keine kompetenten Richter für uns. Denn Menschen, die an Katzen, Hunden und Fledermäusen Geschmack finden, können auch wohl einen Leopardsbraten ungemein delikat nennen, wenn er unsern verwöhnten europäischen Gaumen höchst eckelhaft wäre. Doch wollen wir damit nicht geradezu diesem Fleische, das so weiß und zart wie Kalbfleisch seyn soll, allen Werth abgesprochen haben. Sein Fell ist sehr kostbares Pelzwerk, und wird, je nachdem die Farbe glänzend und die Flecken recht pechschwarz sind, sehr hoch bezahlt. Seine Zähne sind ein dem afrikanischen schönen Geschlechte ungemein werther Halsschmuck. Vielleicht spotten wir über diese Mode; allein liegt in dem Tragen eines solchen Halsbandes, das von dem Muth und der Tapferkeit der Gatten und Brüder zeugt, und eine feine Belohnung des Kühnen, so wie eine stillschweigende Aufforderung ist, das Vaterland von solchen Ungeheuern noch ferner muthig zu befreyen, liegt darin nicht offenbar mehr Sinn, als in faden Glasperlen?

Nur halb so groß, als der jetzt beschriebne, war das Thier, das Pennant im Tower von London, unter dem Namen des kleinen Leopards, sah. Sein

Schwanz lief gegen das Ende spitzig zu, da der des Leopards allenthalben gleich dick ist. In einem glänzendgelben Grunde standen ringelförmige Flecken. Sein Naturell war sanft und mild.

Eine sonderbare Gewohnheit der Afrikaner in Absicht des Leopards können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie sehen ihn für den König des Waldes an, und halten sich daher verpflichtet, ihn, sie mögen ihn nun fangen, wo sie immer wollen, nach der Residenz ihres Königes zu bringen. So wie sie sich derselben nähern, so ziehen ihnen die Bewohner derselben zum Kampfe entgegen, weil sie es für unanständig halten, ganz ohne Widerstand an dem Orte einen König einzunehmen, wo der Ihrige wohnt. Ein Deputirter des Negerkönigs endigt das Treffen, und führt die Kämpfer im Triumph ein. Jetzt ist ein Festtag in der Residenz. Der Leopard wird ausgezogen. Mit den Zähnen beschenkt der König seine Gemahlinnen, mit dem Fleische das Volk, und die Haut wird auf der Stelle verkauft. Keinen Bissen ißt der König von dem Fleische, weil Sr. schwarze Majestät allemal gegen das Volk die weise Bemerkung machen: Kein Thier esse seines Gleichen. Auch würde er sich um keinen Preis auf eine Leopardenhaut setzen, weil er einen ähnlich weisen Grund dagegen anzuführen hat.

Tab. XIV.

Der Luchs. (27)
Der Serval. (28)

Offenbar bezeichnen die verschiednen Benennungen Wolf-Kalb-Fuchs-Füllen-Luchs und Luchskatze nur verschiedene Spielarten des Luchses. So wie unter den Menschen verschiedene Physionomieen gefunden werden, so auch unter den Thieren Einer Gattung, und sehr leicht konnte ein Luchs dem Einen ein Wolfsgesicht zu haben scheinen, da der Andere die Züge einer Katze zu entdecken glaubte. Vielleicht haben ihm die Flecken, die man an einigen bemerkt, und die denen eines Hirschkalbs ähnlich seyn sollen, so wie seine Raubsucht, die ihn für jede Wildbahn, besonders Hirschen, gefährlicher, als den Wolf macht, den Namen Hirschwolf erworben. Uns ist gleichgiltig, wie man das Thier nennen mag; wir beschreiben den Luchs, (Lynx, *le Lynx*, *le Loup-cervier*) überhaupt.

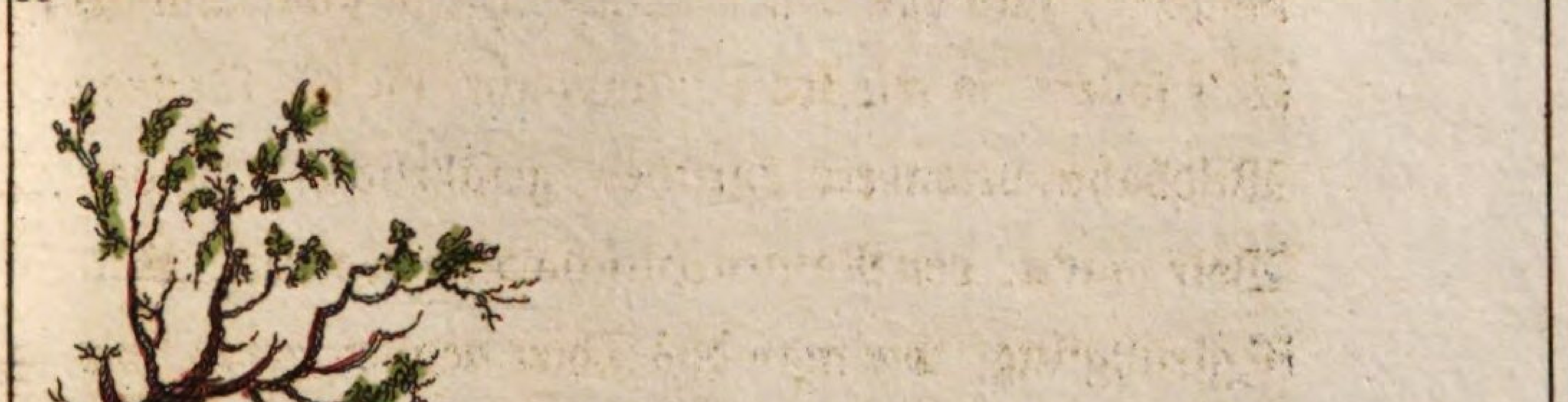
In der Größe kommt er dem Fuchse gleich. Er hat eine stumpfe Schnauze, steife Ohren, plumpe, haarige Füße, spitzige Klauen, und einen kurzen Schwanz. An der Spitze haben seine Ohren Haarbüschel, die sonst kein Thier hat. In seiner Miene

herrscht

Tab. XIV.

27

28



herrscht eine gewisse Heiterkeit, und sie läßt mehr Sanftmuth von ihm erwarten, als er wirklich beweist. Er hat ein langes, rothgelbes Haar. Die Flecken desselben sind nicht so scharf abgeschnitten als bey dem Panther, und verlieren sich in der Hauptfarbe. Man findet welche, die bestimmte, wahre Flecken, und wieder welche, die keine haben, sondern bloß vom Rücken her nach den Seiten zu dunkler schattirt sind. Am Ende hat der Schwanz ganz schwarze Haare. Die funkelnden Augen umgibt ein heller Kreis. Im Winter ist sein Fell schöner als im Sommer.

In seinen Sitten, und besonders in der Reinlichkeit, hat er viel von der Katze. Wie sie, pflegt er seinen Unrath sorgfältig zu verscharren. Dieß mochte einmal irgend ein Neugieriger wahrgenommen haben. Wahrscheinlich grub er nach, fand von ungefähr einen Stein, und so war das Wunder fertig, das noch immer geglaubt und nacherzählt wird: aus dem Urin des Luchses werde ein Edelstein. Die Alten nannten ihn Lyncurium. Auch hat der Luchs mit der Katze das leise Nachschleichen, das boshafte Lauern, bis der gehoffte Raub eine Blöße gibt, und die Sätze auf denselben zu, gemein. Sein Geruch ist vortrefflich, was sonst beym Katzengeschlechte nicht ist, und sein Gesicht hat eine Schärfe, deren sich vielleicht

leicht kein vierfüßiges Thier zu rühmen hat. Doch ist sehr begreiflich, daß das Vorgeben, er könne durch undurchsichtige Körper sehen, eine lächerliche Fabel sey.

Das **Luchsweibchen** ist kleiner, aber eben so grausam. Ihr Fell ist nicht so schön, als das womit ihr Mann prangt. Neun Wochen nach der **Begattungszeit**, die im Jänner und Februar ist, sucht sie einen stillen und einsamen Ort, und **wirft** 3 — 4 Junge, für die sie zärtlich besorgt ist.

Der **Luchs** ist ein geborner Jäger. Die wilden Katzen, Marder, Wiesel, Eichhörner rc die er sich einmal zur Speise ausersehen, entwischen ihm gewiß nicht leicht. Mag auch das arme geängstete Thier bis auf den Gipfel des Baumes hinanklimmen, der Luchs folgt ihm nach. Auch Vögel überfällt er in ihrem Lager, und wenn er einen Hirschen oder ein Reh überfällt, so wissen seine Zähne plötzlich die Drosselader zu finden, um das Blut auszusaugen. Wenn sein Raub entkräftet durch den Blutverlust niedersinkt, so öffnet er ihm den Hirnschädel und frißt das Gehirn. Hiemit ist die erste Mahlzeit geschehen. Er verscharrt nun seinen Raub und bedeckt ihn mit frischen Zweigen. Der Hunger treibt ihn, wenn er nichts Frisches findet, wieder zu seinem verscharrten

Raube.

Raube. Sind aber die Vorrathskammern leer, so führt er ihn wohl auch in Dörfer und Bauernhöfe, und dann erfahren Hühner, Schafe und Ziegen seine räuberischen Zähne. Von Hunden verfolgt wirft er sich auf den Rücken, wehrt sich grimmig mit Zähnen und Klauen, und verkauft seine Haut ziemlich theuer. Seine Heimath sind die nördlichen Länder der alten und neuen Welt. Seltner ist er in heißen Ländern. Doch findet man in Neapel ziemlich viele. Gerne sucht man diesen Zerstörer des Wildes auszurotten. Doch ist zu wünschen, daß indem wir die Thiere verbannen, die das nöthige Gleichgewicht unter dem Wilde erhalten sollten, wir dieses Letztere nicht zu einer Menge anwachsen lassen, wodurch es der Menschheit schädlich wird, und die Ernte-Hoffnungen des fleißigen Landmannes zernichtet.

Das Fleisch des **Luchses** ist schmackhaft, und sein Fell eines der schönsten Pelzwerke. Je mehr Nordländer der Luchs, desto schöner ist sein Kleid, desto ausgezeichneter seine Flecken. Schade ist es, daß die Haare, ihrer Sprödigkeit wegen, leicht abbrechen. Ihm sehr ähnlich ist der **Karakal**, eine Luchsart. Doch hat er, den Bauch ausgenommen, der zimmtfarbig gefleckt ist, keine Flecken, sehr lange Ohren mit Pinseln, eine längere Schnauze, und einen

einfärbigen Schwanz. Er ist wilder und grimmiger als der Luchs. Wo der Löwe wohnt, da ist auch er zu Hause. Denn er ist sein Sklave, begleitet ihn auf seinen Streifereyen, und nährt sich von den Brocken der königlichen Tafel.

Auch der Serval (Serval, *le Chat-pard*) trägt verschiedne Namen; z. B. Maraputе, Tiegerkatze, Katzenparder 2c. Doch werden jetzt diese Namen andern Thieren gegeben, die vom wahren Serval wesentlich verschieden sind. Er ist ein wildes, grimmiges Thier. Seine fleckige Haut sowohl als seine Wildheit mögen Veranlassung gegeben haben, ihn für einen Bastard vom Panther und der Kätzinn, oder vom wilden Kater und dem weiblichen Panterthiere zu halten. Allein er ist eine eigne für sich bestehende Thiergattung. Seine Größe übertrifft die einer Katze bey Weitem. Sein Kopf ist rund, seine Ohren stehend, seine Augen feurig, mit schönen weissen Kreisen umgeben, sein Schwanz ziemlich kurz. Seine Grundfarbe ein schönes Gelb, die Kehle, der Hals, die Brust und der Bauch aber weiß. Häufige, ganz kleine Flecken, oder vielmehr Punkte, bezeichnen das Fell, und geben ihm ein ungemein schönes Ansehen. Seine Heimath ist in Indien, Malabar, am Senegal und auf dem Vorgebirg der guten

Hoff=

Hoffnung. So behende, als ein Affe, klettert er auf Bäume, stellt Vögeln, Ratten, Affen und andern Thieren mit großer Fertigkeit nach. Sein Lager soll er, was jedoch schwer zu glauben ist, auf Bäumen haben, und da die Junge hecken und erziehen. Mit Grausamkeit und Blutbegierde soll er über die Thiere, die sein Opfer werden, herfallen. Er klammert sich fest, reißt ihnen mit seinen scharfen Klauen die Augen aus, und verzerrt wüthend ihre Haut. Er kennt nicht die geringste Furcht, und wagt sich an Thiere, die größer sind als er. Ihn, wenn er schon erwachsen ist, zahm zu machen, ist jede Mühe fruchtlos. Man mag mit einer liebreichen Behandlung oder mit Schlägen ihm seine Wildheit abzugewöhnen suchen, er bleibt immer ein wildes, reissendes Thier, zu welcher Ordnung er so gut wie seine Vorgänger gehört.

Tab. XV.

Die Unze. (29)
Der Kuguar. (30)

Die Unze (Uncia, *l'Once*) ist um viel kleiner als der Panther, und übertrifft in der Größe den Schäferhund

serhund nur wenig. Sie hat vom Löwen das Gesicht und die Ohren, von der Katze aber den gestreckten Leib, die Bildung der Füße, die Schärfe der Klauen und den treulosen, tückischen Blick. Ihr raubbegieriges Gemüth ist in ihren grünlichen Augen deutlich zu lesen, und die scharfen Zähne, die jedes Holz leicht zermalmen, lassen in ihr eine gefährliche Feindinn des Thierreichs vermuthen. Ihre Grundfarbe ist weißgelb. Sie hat unregelmäßige braune Flecken, und ist auf dem Rücken etwas aschgrau. Ein weißer Streif, den kein Flecken unterbricht, lauft längs demselben bis zum Schwanze hin, der ungemein lang und etwas stärker gefleckt ist als die übrigen Theile ihres Leibes. Hinter jedem Ohre steht ein großer schwarzer Flecken, und auch die Nase ist schwarz. Ihre etwas längern Haare, als man an den übrigen Raubthieren zu sehen gewohnt ist, sind ihr wegen ihres Aufenthalts in etwas kältern Ländern, an der Küste der Barbarey, längs dem mittelländischen Meere hin, und in den gemäßigten Gegenden Arabiens, Persiens rc Bedürfniß. Ihre Begattungszeit ist im Junius, und dann ist das etwas kleinere Weibchen besonders grausam und heftig. Oft sind diese Thiere so unbändig, daß ihr Aufseher sie fast halbtodt schlagen muß, ehe sie sich von einem Orte zum andern

brin=

Tab. XV.

29

30

bringen lassen. Dennoch gelang es dem rastlosen Menschen, dieses grausame Thier da als Jagdhund zu gebrauchen, wo die Hitze die Hunde ihres Muths und ihrer Stimme beraubt. Der Jäger hat es an einer Kette hinter sich auf dem Pferde. Die Augen sind aber verhüllet. Sobald er ein Wild z. B. eine Gazelle erblickt, so nimmt er ihm die Binde oder Haube ab, und macht es von der Kette los. Mit einem fürchterlichen Schrey nähert sich die Unze gemeiniglich auf drey Sprünge demselben. Entwischt es ihr, so ist sie so beschämt und niedergeschlagen, daß ein Kind sie fangen könnte. Auch in Europa sahe man schon eine Jagd mit Unzen, da Immanuel dem Pabst Leo X. eine abgerichtete zum Geschenke machte. Ueber Mauern zu springen, über Graben zu setzen, auf Bäume zu klettern ist der Unze sehr leicht, und oft lauert sie von diesen herab auf ihren Raub. Manche sollen so gut abgerichtet seyn, daß sie, wie Chardin als Augenzeuge versichert, ganz leise auf dem Bauche an einer Hecke hinkriechen, bis sie ihrer Beute nahe genug sind. In Alexandrien sahen Reisende zwey so zahme Unzen, daß sie sich ganz friedlich und ordentlich miteinander zu Bette legten und zusammen schliefen.

Der Kuguar (Pagi, Puma, Leo Americanus, *le Cougouar*) ist ein schlankes, geschmeidiges Thier, mit ziemlich hohen Beinen. Ihn zeichnet unter dem Katzengeschlechte sein kleiner, spitzig zugehender Kopf, seine lange Nase, seine glatte Stirne, seine hervorragende Schnauze und kurze Ohren aus. Der Schwanz des Kuguars ist sehr lang, sein Haar aber kurz und fein. Die Hauptfarbe des Thieres ist rothbraun, auf dem Rücken schwärzlich, unter dem Halse und Bauche aber weiß. Die verschieden spielende Farbe der Haare kommt daher, daß einige weisse, andere aber schwarze Spitzen haben. Denn nicht immer hat das ganze Haar eines Thieres diejenige Farbe, die uns zuerst ins Auge fällt, und wir würden nicht wenig erstaunen, wenn wir z. B. ein Mäusehaar unter einem Mikroskope sähen, und die vielen schwarzen und weißen Ringe bemerkten, die allein an der grauen Farbe dieses kleinen Thieres Schuld sind. Der leichte Bau und die langen Beine machen, daß der Kuguar ungleich geschwinder laufen und weit fertiger klettern kann als der Jaguar, und seine Stärke ist so außerordentlich als seine Blutbegierde und seine Grausamkeit. Mit einer Heftigkeit, der nichts gleicht, fällt er über seinen Raub her: zerreißen, das Blut aussaugen und verschlingen, ist bey ihm fast das

Werk eines Augenblicks. Ungemein merkwürdig ist es, wie er Pferde erlegt. Spielend nähert er sich, und macht allerley Späße, als wäre es ihm jetzt gar nicht um einen Mord zu thun. Hat er das arme Thier sicher gemacht, so springt er ihm auf den Rücken. Weicht aber das Pferd durch eine schnelle Wendung ihm aus, so faßt ers mit den Zähnen am Maule, und dreht ihm mit solcher Gewalt den Kopf um, daß er ihm das Genicke zerbricht. Ist das geschehen, so haut er mit einem Fuße in dasselbe, und schleppt es so in seine Höhle. So tödtete einmal ein Kuguar von zwey zusammengekoppelten Pferden das Eine. Jetzt zog er Beyde mit sich fort in seinen Wald, und schlug uuter dem Ziehen mit Einem Fuße auf das noch lebende zu, um es zu ermuntern, ihm ziehen zu helfen. Weit klüger als das Pferd weiß sich der Esel gegen den Kuguar zu benehmen. Bleibt dieser stehen, so steht er auch; scherzt der Kuguar, so macht auch der Esel seine Späße. Dabey versieht sich aber der Letztere seines Vortheils, und gibt dem Kuguar, nur wie im Spaße, so derbe Streiche auf die Nase, daß er ganz betäubt davon geht. Gelingt es diesem, dem Esel auf den Rücken zu springen, so ist er darum noch nicht Sieger. Denn nun fällt

der

der Esel plötzlich rückwärts nieder, und drückt den Kuguar so fest an die Erde, daß er gerne seinen Raub fahren läßt: oder er rennt wie wüthend ins Dickicht eines Waldes, damit die niederhängenden Zweige den grausamen Reiter abstreifen. Nähert sich der Kuguar einer Heerde Hornvieh, so schließt dieses einen Kreis um die Jungen. Horn an Horn erwartet nun die Heerde ihren Feind, der aber diese Verschanzung nicht anzugreifen gemeiniglich für rathsamer hält. So gefräßig und grausam der hungrige Kuguar ist, so schweigt doch mit der Stillung seines Hungers die Raubbegierde so ganz, daß man nichts von ihm zu besorgen hat. Er ist dann träg und feigherzig. Zuweilen geht er auch an den Strand des Meeres, um Eyer, Schildkröten, Eidechsen rc zu hohlen. Ob er sich aber, wie einige behaupten, alsdann auf den Bauch lege, im Wasser mit den Füßen plätschere, wie ein junger Hund knurre, oder wie ein Mensch huste, um den Kaiman herauszulocken, und dann zu verschlingen, das können wir eben so wenig für zuverläßige Wahrheit ausgeben, als daß er die Stimme des Aguti (eine Art Ferkelkaninchen) nachmache, um dasselbe in seine mördrischen Klauen zu bekommen. Wachende Menschen haben von ihm

wenig oder nichts zu besorgen; aber im Schlafe überfällt er dieselben gerne. Daher pflegen die Reisenden in den Gegenden, wo der Kuguar zu Hause ist, ein Feuer aufzumachen, um mit den Besuchen dieses ungebethenen Gastes verschont zu bleiben: denn er hat die Furcht vor dem Feuer mit manchen andern Thieren seines Geschlechts gemein.

So ungesellschaftlich der im melancholischen Schatten der Wälder wohnende **Kuguar** ist, so sieht man doch in der **Brunstzeit** mehrere miteinander gehen. Sie brüllen dann fürchterlich. In einen ausgefaulten Baum **wirft** das Weibchen gemeiniglich nur Ein Junges.

Diese Art **Kuguar**, von der wir reden, ist im mittäglichen, eine von dieser aber sehr verschiedne, im nördlichen Amerika zu Hause. Ehemals waren die Kuguare in Guiana sehr gemein. Sie schwammen sogar in großer Anzahl nach Kajenne, und richteten unter den Heerden fleißiger Kolonisten große Verheerungen an. Allein der Fleiß und die Beharrlichkeit des Menschen wußten sich dieser Plage zu entledigen, und sie ferne von ihren Wohnsitzen zu verbannen. Jetzt findet man den **Kuguar** am häufigsten in Bra-

silien, in Paraguay und im Amazonenlande. Wahrscheinlich sind die Art Thiere, die einige Reisende unter dem Namen Orokome beschreiben, und die sich im Lande der Moxes in Peru aufhält, so wie die sogenannten Tieger, mit denen die Irokesen so viel zu kämpfen haben, Kuguare.

Gewöhnlich schlägt man den Kuguar mit Knütteln todt, oder schießt mit Pfeilen nach ihm. Seine Haut ist so dünn und zart, daß die Indianer sich bloß eines Blasrohres hiezu bedienen dürfen. Wenn er sich verwundet, oder sehr in der Enge sieht, so sieht man große Zähren aus seinen Augen fließen. Den Hunden ist er todtfeind. Die Indianer pflegen daher dieselben mit einem gewissen Kraut einzureiben, dessen Geruch ihm unerträglich ist. Zuweilen geschah es wohl schon, daß, indem man irgend ein Wild mit Hunden jagte, hinter diesen ein Kuguar lief, der sie jagte. Ueber das Fleisch des Kuguars sind die Urtheile verschieden. Einige finden, besonders das von den Jungen, sehr vortrefflich. Entschiedener ist der Werth der Kuguar-Felle zu Decken, Gebrämen ꝛc. Wie aber die Indianer sich desselben gegen die Sonnenstrahlen bedienen, das ist eben so ungewiß, als die Wirksamkeit des Fetts gegen den Schlagfluß.

Tab. XVI.

Der Fuchs.

Vulpes, *le Renard.*

Der Birk= (31) Der Brandfuchs (32)

So manche bewunderungswürdige Aeußerungen des Instinktes wir an vielen Thieren wahrnehmen, die für ihre Nahrung, Sicherheit und Erhaltung ihres Geschlechts ungemein zweckmäßige Anstalten zu treffen wissen: so sind sie vielleicht bey keinem Thiere häufiger und besser ausgedacht, als bey dem **Fuchse.** Ihn hat seine List weltberühmt gemacht. Alle Fabeldichter haben sich beeifert, ihm die feinsten Einfälle und Wendungen zuzuschreiben, und er spielt ihn in ihren Fabeln, von Aesop bis auf Gellert und Pfeffel herab, fast immer die bedeutendste Rolle.

Der Fuchs ist ein **Säugethier**, das unter die Ordnung der **Reissenden** gehört. Denn wenn auch Menschen von ihm nichts zu besorgen haben, so ist er dafür unter den wehrlosen Thieren ein desto fürchterlicherer Würger. Er hat einen, für seine übrige Größe, ziemlich dicken und großen **Kopf**, kleine **Ohren**, schiefliegende, tückische **Augen**, eine schmale **Schnauze** und einen dicken **Hals**. Sein **Gebiß** ist wie das eines **Hundes** beschaffen. Der ziemlich

schlanke Leib endigt sich in einen sehr langen, zottichten Schwanz, den er auf die Erde hängen läßt, und er hat sehr lange feine Haare, die er alle Jahre verliert und wieder neu bekommt. Dieß geschieht im Sommer. Er ist dann niedergeschlagen, träger, schreyt seltner, und ist schlechter am Balge als sonst. Er hat sehr scharfe Sinnen, ein feines Gefühl, und für jede Leidenschaft eine eigne Stimme, bald klaffend, bald bellend. Besonders ist ihm ein gewisser scharfer Schrey des Schmerzens eigen, den er nur dann thut, wenn ihm durch einen Schuß ein Glied zerschmettert wird. Bey leichten Wunden hingegen ist er völlig stumm, und er läßt sich eher todt prügeln, als daß er einen Laut von sich gäbe. Sein Gebiß ist sehr scharf und stark. Zuweilen verbeißt er sich so sehr in der Wuth, daß man mit einem Eisen die Kinnladen auseinander brechen muß. Sein Schlaf ist fest, und er überläßt sich demselben in der gekrümmten Lage, die dem Hunde gewöhnlich ist. Aus seinem Körper duftet beständig ein unangenehmer Geruch, der schon allein hinreichend wäre, ihn von der Ehre, ein Hausthier der Menschen zu werden, auszuschließen. Doch würde sich vielleicht dieser Gestank bey einer andern Lebensart und andern Nahrungsmitteln, nach einigen Generationen, verlieren.

We=

Tab. XVI. 31

32

Wenigstens behaupten viele, man würde vom Fuchse und einer Hündinn eine sehr brauchbare Bastardart bekommen, und die alten Schriftsteller nehmen als ausgemacht an, daß die berühmten lazedämonischen Hunde solche Bastarde gewesen seyen. Unläugbar hat man schon hie und da welche gehabt. Ein Förster in England hatte von einer Füchsinn eine Hündinn, die wieder Junge bekam. Sehr sonderbar ist es übrigens, daß in der Gegend des Schwanzes sich ein Drüschen befindet, das mit etwas sprödern Haaren bewachsen ist, die einen vollkommnen Violengeruch haben. Ihn zahm zu machen, würde, wenn er schon bey Jahren ist, viele Mühe kosten. Er liebt seine Freyheit so sehr, daß wenn er mit dem Fuße in ein Fuchseisen tritt, er lieber den eingequetschten Fuß abbeißt, als daß er sich gefangen nehmen ließe. Man darf ihm im Kerker eine Henne ganz in die Nähe bringen, und er berührt sie nicht: so sehr hat bey ihm der Wunsch nach Freyheit alle andre Begierden zum Schweigen gebracht. Sichtbar härmt sich der arme Gefangne ab und stirbt vor langer Weile. Mit ganz jungen Füchsen ist es besser gelungen, sie zahm zu machen: ja, man hat sie sogar zur Jagd abgerichtet. Allein sie durften alsdann von Jugend auf keinen Bissen Fleisch bekommen haben.

Der **Fuchs** ist kein Kostverächter, und hohlt sich im Thier- und Pflanzenreiche seine Nahrung. Er frißt alles, was ihm in den Wurf kommt. Wenn gleich Hasen, Rebhühner und alles andre Federvieh seine Leckerbissen seyn mögen; so verschmäht er dennoch Obst und besonders Weintrauben nicht im Geringsten. Eyer, Milch, Käse, Schlangen, Eidechsen, Kröten, ja sogar Fische, Käfer und Honig werden oft sein Raub. Die Vögel kennen ihn als ihren grausamen Feind. Ganz leise schleicht er ihnen an Zäunen nach, in deren Schatten sie sorglos ihr Futter suchen. Plötzlich fällt er über sie her. Gelingt es dem Vogel, noch zu rechter Zeit aufzufliegen, so erhebt er ein ängstliches Geschrey. Jetzt versammeln sich mehrere Vögel; sie scheinen sich über das Glück ihres Bruders geschwätzig zu erfreuen, und verfolgen den Fuchs mit Hohngelächter und Spottgeschrey bis an seine Höhle.

Die **Ranz-** oder **Brunftzeit** der **Füchse** ist im Winter, gewöhnlich im Februar. Nur einmal im Jahre trägt die **Füchsinn**, und wirft (**wölft**) im April, neun Wochen nach der Begattung, nie weniger als drey und nie mehr als sechs Junge, auf ein Lager, das sie mit vieler Treue und Sorgfalt zubereitet hat. Diese kommen blind und mit einer weiß-

gelben

gelben Farbe auf die Welt, die sich aber bald verliert. Wenn die Mutter in der Nähe ihres Lagers eine Gefahr merkt, so zieht sie mit Sack und Pack an einen Ort, wo sie sich sicherer glaubt. Schon im fünften Monate erwacht bey den jungen Füchsen die Begierde nach Hühnern und Enten. Länger als ein halbes Jahr gibt sich ihre Mutter nicht mit ihnen ab. Sie überläßt sie nun ihrem Schicksale. Höher als 12 — 13 Jahre werden Füchse ihr Alter nicht bringen. Doch haben Menschen und Raubthiere dafür gesorgt, daß die wenigsten eines natürlichen Todes sterben.

Unerschöpflich ist der **Fuchs** an **List**, um seine Nahrung zu suchen, Gefahren zu entgehen und Unbequemlichkeiten abzuwenden. Alles, was der Wolf durch seine Stärke leistet, das vermag jener durch Schlauigkeit. Nie wagt er sich zu einem offnen Kampfe; er genießt also seinen Raub sicher und ohne Gefahr. Jedes Hilfsmittel weiß er zu benützen, und er hat Geduld und Beharrlichkeit genug, wenn ihm eins fehlschlägt, ein andres zu versuchen. Plagen ihn Flöhe, so nimmt er einen Büschel Moos ins Maul, geht rückwärts ganz langsam ins Wasser und hält nur den Kopf mit dem Moose in die Höhe. Sobald sich nun seine Plaggeister in dem Moose, als

dem

dem einzigen trocknen Plätzchen, versammelt haben, so läßt ers ins Wasser fallen. Will ihm das nicht recht gelingen, so hat das listige Thier ein anderes Kunststück in Bereitschaft. Es geht ganz langsam ins Wasser, doch so, daß nur der Schwanz außerhalb desselben im Trocknen bleibe. Sobald nun die Flöhe sich zu ihrer Rettung in demselben verkrochen haben, so läuft der **Fuchs** plötzlich aus dem Wasser und schlägt den Schwanz gewaltig wider Bäume, um sie herauszuschütteln. Verfolgen ihn Hunde, so pißt er in seinen Schwanz, um durch den abscheulichen Geruch sie zu verjagen. Geht er auf den Krebsfang, so setzt er sich hart an das Ufer eines Wassers, und läßt den Schwanz ins Wasser hängen. Sobald ein Krebs ihn kneipt, so zieht er plötzlich den Schwanz heraus, an dem gemeiniglich der Krebs hängen bleibt. Sucht er wilden Honig zu bekommen, so läßt er erst geduldig die Wespen sich auf seinem Pelze versammeln. Sobald ihrer genug da sind, so wälzt er sich auf der Erde so heftig, daß er ihrer eine Menge erdrückt. Diese Operation setzt er so lange fort, bis er ungehindert den Honig verzehren kann. Bekommt er Appetit zu einer Krähe, so legt er einige Dorschköpfe als Lockspeise hin und versteckt sich. Sobald diese in Ruhe dieselben zu verzehren anfängt, dann

eilt

eilt er aus seinem Hinterhalte hervor und erwürgt sie. Will er den stachlichten Igel fressen, so wälzt er dieses Thier, das zu seiner Sicherheit die Gestalt einer mit Spitzen besetzten Kugel anzunehmen weiß, so lange hin und her, bis es in einer Betäubung alle Glieder von sich streckt, und er, ohne sich zu stechen, es nun packen kann, oder er besprengt es mit seinem stinkenden Harn. Hat er einen Dachs aus seinem Baue vertrieben, was er sehr gerne thut, um sich die Mühe des Grabens zu ersparen, und er fühlt sich nicht stark genug, gegen den Dachs seine Eroberung mit Gewalt zu behaupten; so legt er an den Eingang seine Losung hin, deren unerträglicher Gestank den Dachs für immer entfernt. Wittert er am Ausgange seines Baues eine Falle, so duldet er lieber den entsetzlichsten Hunger, als daß er herausgienge. War aber ein Kaninchen mit ihm in seinem Loche, und er bemerkt es nun nicht mehr, so geht er heraus, überzeugt, daß die Falle nun ihre Dienste gethan habe, und ihm nicht mehr schaden könne. Selbst die Wahl seines Baues verräth viele List. Muß er selbst graben, weil er keinen schicklichen Dachsbau findet, so geschieht dieß unter den Wurzeln eines Baumes; aber immer am Ende eines Waldes gegen Dörfer zu, um in der Nähe der Bauernhöfe zu seyn. In der Stille

der Nacht schleicht er in die Hühnerställe. Erst erwürgt er alles, und dann trägt ers nach und nach in seine Höhle. Sorgfältig verbirgt er seine Fährte, und er wiederhohlt seinen Besuch, so lange noch etwas zu hohlen ist, bis ihm die Morgendämmerung oder ein Geräusch in der Nähe in seiner Freystätte zu bleiben räth. Sehr oft kommt er dem Vogelsteller zuvor, erspart ihm die Mühe, die in den Schlingen auf seinem Vogelheerde gefangnen Vögel loszumachen, und versteckt sich einen ansehnlichen Vorrath. Wenn er gejagt wird, so kehrt er öfters nach seinem Bau zurück; erblickt er aber hier einen Jäger auf dem Anstande, so rennt er ins Dickicht, um den Hunden das Nachsetzen zu erschweren. Hat er sich aber in seinen Bau gerettet, so wird ihm mit Fallen, Fuchseisen und Dachshunden nachgestellt, und dann geräth oft eine ganze Familie in die Hände der Jäger.

In allen Welttheilen, Afrika ausgenommen, sind Füchse in Menge. Sie scheinen aus kältern Gegenden sich in wärmere gezogen zu haben. Doch sind große Verschiedenheiten unter ihnen. In unsern Gegenden finden sich Birk- Brand- und Bergfüchse. Der Birkfuchs (31) ist röthlich, und hat eine weiße Blume oder Spitze am Schwanze, und röthere Füße. Die Farbe des Brandfuchses (32)

hingegen ist mehr grau als röthlich; die Schwanzspitze, Füße und der untere Hals aber sind schwarz. **Der Bergfuchs** ist etwas seltner und gelblich. In kältern Ländern, Lappland, Grönland, Kanada rc ist der **schwarze Fuchs** zu Hause. Sein Balg wird sehr hoch geschätzt und mit 30 — 400 Thlr. bezahlt. Die glänzenden Haare sind so fein, daß sie sich vor- und rückwärts im Streichen legen lassen. In der Russischen Tartarey, und zwar nur allein im Walde Heetkoi-Wollok, findet man graue oder **aschfarbige**, die auf die Erhaltung ihrer schönen und großen Fuchs-Rasse so eifersüchtig seyn sollen, daß sie jeden neuen Ankömmling in ihrem Gebiethe ermorden und fressen. Ihr kostbarer Pelz dient nur zum Gebrauche des Hofes, und ist auszuführen bey hoher Strafe verbothen. Im nördlichen Schweden sieht man **graublaue** mit sehr zottichtem Leibe, und in Amerika **eisenfarbige, silbergraue, ganz weiße, weiße** mit **schwarzem Kopfe**, und **Kreuzfüchse**, (**Isatis**) deren durch einen Querstrich gegen die Schultern zu durchschnittner schwarzer Streif, längs dem Rücken hin, ein Kreuz bildet u. a. m.

Außer dem mit Recht geschätzten **Balge** bringen uns die Füchse wenig Nutzen. Denn nur die Grönländer, Lappen, Tungusen und andre Halbwil-

de essen ihr Fleisch. Uns dient ihr Balg zu Müffen, Futtern, Gebrämen ꝛc. Auf Reisen bedient man sich im Winter gerne schöner Fuchsschwänze als Halskrausen. Die schlechtern braucht man zur Reinigung schöner Hausgeräthe und Gemälde, die durch die sprödern Borsten eines andern Kehrwisches leicht beschädigt werden könnten. Sonst stand Fuchsöhl, Fuchsschmalz, Fuchskoth u. s. w. in großem Ansehen. Sie verlieren es allmählich. Doch kauft noch mancher arme Lungensüchtige im Stillen eine Fuchslunge, die er pulverisirt zu sich nimmt. Denn was thut der Mensch nicht in der süßen Hoffnung, sein Leben zu retten? Aber wie sehr vermehrt er oft seine Leiden durch Täuschung derselben — und wie trostlos war nicht schon mancher Arme, der all sein Bischen noch mühsam für den Aufwand einer Fuchslunge zusammengerafft hatte, und doch den Tod immer näher kommen sah. Eben darum sollte der Dürftige, der gerade für solche Mittel am Meisten verschwendet, am Ersten vor diesen Thierapotheken gewarnt werden.

Die Grausamkeit, die mit der simpeln Fuchsjagd nicht zufrieden war, erfand auch das Fuchsprellen. Es mag für den, der an den Qualen seiner Mitgeschöpfe Freude findet, ungemein unterhaltend seyn.

Der Gefühlvolle aber denkt mit Unwillen an Lustbarkeiten, die die Menschheit entehren und allmählich gewöhnen, unschuldige Geschöpfe zur Belustigung leiden zu sehen.

Tab. XVII.

Der Wolf.

Lupus, *le Loup.*

Der Gemeine, (33)

Der weiße Wolf. (34)

Eine dummboshafte Miene, ein wilder Blick, ein unbändiges Naturell, eine unersättliche Mordlust, ein abscheulicher Geruch, und eine widrige Stimme machen den Wolf allen Geschöpfen verächtlich, und er bezahlt den Schaden, den er im Leben anrichtet, nach seinem Tode nur ganz kärglich mit seinem Felle. Zwar hat dieser fürchterliche Feind des Thierreichs für den ersten Anblick eine so auffallende Aehnlichkeit mit unserm getreuesten Hausthiere, dem Hunde, daß viele sie zu Einem Geschlechte gerechnet haben: indessen herrschen doch in den Sitten, der Dauer der Tragezeit, der Nahrung und Lebensart ꝛc Verschiedenheiten zwischen diesen beyden

Thieren, die es schwer zu glauben machen. Außerdem hat der junge Hund einen so natürlichen Abscheu vor dem **Wolfe**, daß er sich zitternd seinem Herrn an die Füße schmiegt. Nur der geübte, alles wagende Bauernhund fällt mit sich sträubenden Haaren und einer Erbitterung über den eben so erbitterten **Wolf** her, die nur durch den Tod des Einen oder des Andern befriediget wird. Fällt der Hund, so zerreißt ihn der **Wolf**. Ist aber der Hund Sieger, so überläßt er großmüthig das Aas den Raubvögeln oder andern Wölfen. In der Bildung unterscheidet sich der **Wolf** von dem Hunde besonders durch die schiefe Lage seiner **Augenhöhle**, die blauen, funkelnden **Augen**, und die herabhängenden **Ränder** derselben, die flache **Stirn**, die spitzige **Schnauze**, die kurzen, steifen **Ohren**. Sein vorne breiterer, hinten aber schmälerer **Leib** ist etwas größer und stärker; seine **Kinnbacken** sind fester und knochichter, seine **Halswirbel** mit festern Bändern versehen, daher ihm einige einen steifen Hals zugeschrieben haben, seine **Füße** nach Verhältniß, etwas kürzer, die **Haare** aber länger und dichter. In der Zahl und Art der **Zähne** sowohl als der **Zehen** kommt er mit dem Hunde überein, nur sind die erstern beym Wolfe stärker. Sein **Schwanz** ist ziemlich lang und

mit

Tab. XVII.

33

34

mit Haaren besetzt, sein Gang ein eilfertiger aber kreuzlahmer und schleppender Trab, seine Stimme ein abscheuliches Geheul, und sein Schlaf kurz und leise. Hunger kann er fünf Tage, Durst aber bey Weitem nicht so lange ertragen. Vortreffliche Sinne, und besonders ein ungemein scharfer Geruch erleichtern ihm seinen zerstörenden Beruf. Was er frißt, frißt er mit Haut, Haaren und Knochen. Auf eine große Weite wittert er lebendige und todte Wesen, und er jagt, um die Spur derselben desto bälder zu bekommen, gegen den Wind. Der Anblick des Feuers ist ihm so zuwider als gewisse Töne, und bloß durch den Ton seiner Violine soll einst ein Musikant aus seinen Klauen sich gerettet und ihn in die Flucht gejagt haben. Obgleich die Natur ihn mit hinlänglichen Waffen, List und Behendigkeit ausgerüstet hat, um sich Nahrung zu verschaffen, so leidet er doch oft den quälendsten Hunger. Seine Raubsucht hat ihn so berüchtigt gemacht, daß die ganze Menschheit seinen Untergang beschlossen zu haben scheint. So plump und verzagt er von Natur ist, so macht ihn doch das Bedürfniß sinnreich, die Erfahrung argwöhnisch und der Hunger kühn. Dieser treibt ihn an, Thiere, die weit stärker als er sind, oder die unter der Obhut der Menschen stehen, anzufallen. Er

scharrt

scharrt unter den Thüren der Schafställe ein Loch zum Eingange, würgt alles ohne Unterschied, und schleppt dann seinen Raub nach und nach weg. In den dicksten Wäldern lauert er auf friedliche Hirsche und Rehe, hohlt Pferde aus Ställen, und Hunde von der Kette, folgt neidisch den Spuren eines jagenden Wolfes, um seinen Raub mit ihm zu theilen, schleicht dem angeschoßnen Wolfe nach, um ihn zu zerreissen, und fällt, wenn sein Heißhunger den höchsten Grad erreicht, selbst Menschen an und verschlingt sie; beschließt aber bald darauf sein Leben in der Raserey. Er ist im Grunde sehr ungesellig, und wenn er mit mehrern beysammen ist, so ist die Absicht dieser Verbindung, wobey alle furchtbar zusammenheulen, keine andre, als irgend ein großes dem einzelnen überlegnes Thier gemeinschaftlich anzufallen. Sobald dieß geschehen ist, bleibt jeder wieder für sich. Der Wolf ist so stark, daß er mit einem Hammel im Rachen schneller lauft, als der ihn verfolgende Schäfer. Je wehrloser und schüchterner ein Thier gegen ihn ist, desto kühner wird er: je muthiger es gegen ihn auftritt, desto feiger erscheint er. Dem Fliehenden ist er fürchterlich, erzittert aber vor dem Angreifenden, wenn nicht der Hunger ihn verwegen macht. Mit vorgehaltnen Hörnern kann eine Kuh oder Ziege

ihn in die Flucht schlagen, und eine geschlossene Heerde mit zusammengehaltnen Köpfen greift er nicht an. Was bey dem Hunde wahre Herzhaftigkeit ist, das ist bey ihm Ausbruch der Verzweiflung aus Hunger. Im Fallstricke gefangen, scheint er seiner Waffen und Stärke ganz zu vergessen. Er läßt sich nun, ohne Zorn oder Mißvergnügen zu äußern, Halsband, Kette und Maulkorb anlegen. Merkwürdig ist es immer, daß einmal in einer Nacht eine Frau in eine Wolfsgrube fiel, in die bald darauf ein Wolf und ein Fuchs stürzte. Allein diese Thiere waren über den Verlust ihrer Freyheit zu bekümmert, als daß sie an Morden hätten denken können. Man fand am Morgen diese seltsame Gesellschaft beysammen, erschoß zuerst die beyden Thiere, und half dann dem Frauenzimmer heraus. Menschenfleisch soll dem **Wolf** über alles gehen, ja, in der Chinesischen Provinz Xantung eine Art **Wölfe** leben, die sonst durchaus kein Fleisch, und wenn sie keins haben können, Kräuter fressen. Hat der Wolf es einmal gekostet, dann ist er gefährlich. Er fällt den Schäfer zuerst an, ehe er die Heerde berührt; stiehlt in Dörfern Kinder, scharrt Leichname aus den Gräbern, folgt den Armeen auf die Schlachtfelder, wo er leider! so reichlich seine Begierde nach Menschen- und Pferdefleisch

sättigen kann, ja, er ist auf alles, was nur von Thieren kommt, so erpicht, daß er sogar halbgegärbte mit Kalk bedeckte Häute frißt, und sich dadurch manche Indigestion und einen stinkenden Athem zuzieht. Von großen Thieren hebt er sich die Ueberreste auf, jagt aber, auch wenn er Vorrath hat, regelmäßig jede Nacht. Vielleicht sah man ihn zum öftern seinen verscharrten Vorrath herausgraben, und gab vor, er fresse Erde. Hiezu führte man noch den Grund an, er thue es, um schwerer zu werden, und ein großes Thier eher festhalten zu können. Bey Heerden, die in hohen Hürden eingeschlossen sind, überlegt er erst hin und her, wie er ihnen beykommen will: im Freyen zerstreute aber greift er ohne Bedenken an, besonders wenn ein Wald in der Nähe ist. Mit viel List wissen mehrere vereinigte Wölfe sich zu vertheilen, verschiedene Rollen zu übernehmen, Fallstricke zu legen u. d. m.

Mit sichtbarer Grausamkeit und Wuth streiten sich viele Wölfe um den Besitz Einer **Wölfinn.** Denn die männlichen sind weit zahlreicher. Mit Knurren, Zähneknirschen und Geheul zerreissen und beissen sie einander, und oft muß der begünstigte Liebhaber seinen Genuß mit dem Leben bezahlen. Die **Ranzzeit** der **Wölfinn** dauert 12 — 15 Tage.

Die ältern ranzen im Dezember, die jüngsten im Februar. Sie trägt 3 und einen halben Monat, und wirft (wölft) einmal im Jahre 3—9 Junge. Hiezu wählt sie einen dichten fast unzugänglichen Ort im Walde, bereitet ein weiches Mooslager, rauft die Dornen um dasselbe herum sorgfältig aus, und entfernt sich heimlich von ihrem Manne, der die Ausbreitung seines Geschlechts wegen seinen dadurch vermehrten Nahrungssorgen, nicht gerne sehen soll. Frühe gewöhnt die Mutter ihre Junge an ihren künftigen Beruf. Sie kauet ihnen Fleisch und bringt ihnen lebendige Fledermäuse, Rebhühner u. d. womit sie spielen. Allein das Kinderspiel endet sich immer mit Mordthaten. Jetzt rupft die Mutter sorgfältig das Federvieh und vertheilt das Fleisch. Muthig und furchtlos vertheidigt die sonst etwas schüchterne Wölfinn ihre Junge. Fällt sie mit ihnen eine Heerde an, so nimmt sie den Hund auf sich und läßt sich von ihm jagen, um ihren Jungen Freyheit zu lassen, unterdessen von der Heerde zu rauben. Im 10ten Monate überläßt sie die Mutter ihrem Schicksal. Sie sind nun stark genug, ihren Unterhalt selbst zu suchen, und bleiben eine Zeitlang beysammen, bis ihre Raubbegierde sie trennt. Bis gegen das dritte Jahr hin sind sie ausgewachsen, und erreichen ein

Alter von 15 — 20 Jahren. Dann verändert sich ihr Haar in Weiß, und ihre Zähne sind stumpf und abgenutzt. So geschmeidig und gelehrig die im Hause erzognen jungen Wölfe auch sind, so entwickelt sich doch im 18. Monate ihre Raubsucht, und es ist Zeit, sie an die Kette zu legen. Büffons Versuche, Hunde mit Wölfen zu paaren, waren so fruchtlos als die, sie ganz zahm zu machen, obgleich andere unläugbar schon Bastardarten von Wölfen und Hunden bekommen haben. Achtzehn Monate hatte ein junger Wolf friedlich mit den Hühnern auf dem Hofe zusammen gelebt, und in Einer Nacht zerriß er alle, ohne eins zu fressen; und nach einem zweyjährigen wirklich vertrauten Umgange mit einem jungen Hunde fiel einem Andern auf einmal ein, denselben zu erwürgen. Vom Wurfe her hatte Valmont de Bomare einen kleinen Wolf. Er wurde sehr drollicht, leckte die Hand, rapportirte alles u. d. Einst gab er dem Thierchen, das bisher nur Milch, Brod und Suppe genossen hatte, die Eingeweide eines Huhns. Dieß erweckte die schlummernde Begierde nach Fleisch. In der Nacht darauf erwacht Valmont durch das Gefühl eines Schmerzens, an den der junge an seinem Schenkel nagende Wolf Schuld war. Es ist daher schwer zu glauben, was Porta

erzählt, daß man in Karolina einen zahmen Wolf als Schäferhund gebraucht habe. Einst fand der Schäfer mehrere todte Schafe übereinander liegen, neben denen der getreue Wächter saß. In der Meynung, er sey wüthend geworden, erschießt er ihn, trägt die todten Schafe weg, und findet unter ihnen einen Wolf, den jener zahme erlegt und seiner Beute beraubt haben mußte.

Das **Vaterland** der **Wölfe** ist die ganze Welt, und nur die Farbe und Größe macht eine Verschiedenheit unter ihnen. Die gemeinern auch etwas mildern in Deuschland sind grau, gelblich und schwärzlich. In nördlichen Gegenden sind ganz **weiße** und **schwarze** Wölfe, von denen die Letztern sehr groß und stark sind. Grimmig, groß, und Gesellschafter des Löwen ist der **Wolf** am Senegall. Adanson war Augenzeuge, wie einst ein Löwe und **Wolf** miteinander in einen Hof kamen, sich in die Höhe bäumten, und mit ihren Vorderpfoten von den niedern Dächern herab Fische hohlten, die die Neger auf denselben zu trocknen pflegen. Oft hört man in diesen Gegenden ein furchtbares Duett vom Gebrülle des Löwen und dem Geheule des **Wolfs**. Im Norden hat das zahme und wilde Rennthier vom Wolfe alles zu besorgen, dessen Zunge er, wie die von Wallfischen,

allem Andern vorzieht: und in Persien weiß man ihn zu Kämpfen und Tänzen abzurichten, und bezahlt einen abgerichteten wohl mit 500 Thalern.

Den Wolf mit Hunden zu hetzen ist sehr mühsam. Er nimmt nie seine Zuflucht zu den Seitensprüngen und Ränken schwächerer Thiere, sondern läuft immer gerade aus gegen den Wind, um von jeder ihm entgegen kommenden Gefahr Witterung zu erhalten. Er kann einen ganzen Tag laufen, denn sein Athem ist ungemein lang. Man muß die Hunde in mehrern Kuppeln vertheilen und abwechseln lassen. Ohnehin bezeigen dieselben zu dieser Jagd eben keine große Lust, und man muß ihnen einen Wolfsbraten sehr gut zurichten lassen, wenn sie davon genießen sollen. Alles hat man angewendet, um diese Geisel der Menschen und Heerden auszurotten: was aber nur in England und einem Theile von Dännemark ganz gelungen, in Schweden aber und andern Ländern fruchtlos versucht worden ist. Ganze Provinzen sind zuweilen aufgebothen worden, um oft nur einen einzigen Wolf zu erlegen, der die ganze Gegend unsicher machte. Dieß geschah erst vor wenigen Jahren in der Landschaft Gevaudan. Viele Tausende zogen bewaffnet gegen das Ungeheuer umsonst aus. Endlich gelang es zufällig einem königlichen

glichen Bogenschützen Antoine. Wolfsgruben, Luderplätze, worin vergiftetes Aas befindlich war, Wolfsgärten, Fußeisen, Fallen, Schlagbalken, vergiftete Kugeln, gelegte Gewehre, dieß und so manches andere waren und sind die Mittel, die man anwendete, um dieses zerstörende Thiergeschlecht, wo möglich, auszurotten, was aber in einem waldigen und gebirgigen Lande unmöglich ist. Die so berüchtigten **Währwölfe**, von denen die Ammen so viel zu erzählen wissen, sind nichts anders, als besonders gefährliche und grimmige Wölfe, vor denen die Menschen sich **wahren** oder hüten müssen, (*loups-garoux, dont il faut se garer.*)

Von dem natürlichen Hasse oder der Antipathie des Wolfs gegen das Schaf, und des Schafs gegen den Wolf wußte man sonst ungemein viel. Nie sollen zwo Darmsaiten von diesen beyden Thieren zusammenstimmen, und eine mit Wolfshaut überzogne Trommel soll der mit Schaffell den Klang nehmen. Ein junges Lamm soll vom Geheule des Wolfs sterben; eine Heerde da nicht fressen, wo ein Wolfskopf eingegraben ist: und in die Wolle und das Fleisch von solchen Schafen, die der Wolf erlegt hat, sollen sehr bald Würmer kommen. Es kann manches hievon gegründet seyn, ohne daß man es gerade aus einer Antipathie erklären müßte. Das

Nur dem **Wolf** selbst und den nordischen Halbwilden ist das **Wolfsfleisch** genießbar. Sein **Balg** gibt sehr gutes Pelzwerk. An den **Zähnen** läßt man die Kinder nagen, um das Hervorbrechen der Zähne zu befördern: auch bedient man sich ihrer zum Glätten. Jetzt hat der **Wolfskoth** statt seines sonstigen medicinischen Ansehens ein ökonomisches erlangt. Man löst ihn in Wasser auf, bestreicht damit die Schafe, und verwahrt sie dadurch nicht ohne Erfolg vor den Anfällen des Wolfs.

Tab. XVIII.

Die Hyäne.(35) Der Schakal.(36)

Die oft fälschlich mit dem Schakal, Vielfraß, Pavian ꝛc verwechselte **Hyäne** (Grabthier, Abendwolf, Hyæna, *l'Hyæne*) ist so groß als der **Wolf**, hat aber einen kürzern und stärkern **Leib**, längere **Füße**, einen plattern, eckigern **Kopf**, einen stumpfern mit 34 **Zähnen** besetzten **Rachen**, längere **Haare**, und eine **Mähne** längs dem Rücken, gegen dem kurzen Schwanze zu, der ein dicker Haarklumpen ist. Ihre Augen stehen gerade im abwärtshängenden Kopfe wie beym Hunde, funkeln fürchterlich, und sehen bey Nacht schärfer als am Tage; ihre **Ohren** sind lang,

nackt

Tab. XVIII.

35

36

nackt und gerade aufstehend, ihre Zunge ist mit kleinen Stacheln besetzt, und ihr Hals so steif, daß sie, um sich umzusehen, den ganzen Körper umwenden muß. Im Genicke hat sie einen Büschel Haare, die so spröde als Schweinsborsten sind, und unter dem Schwanze eine Oeffnung und Beutel, deren Zweck unbekannt ist. Sie ist vielleicht das einzige Thier, das vorne und hinten vier Zehen hat, welche mit starken Grabnägeln versehen sind. Sie geht immer auf den Spitzen derselben, und hinkt mit dem linken Hinterfuße, wenn sie aufgejagt wird, wenigstens hundert Schritte weit, so, daß man immer glaubt, sie werde niederstürzen. Ihre Farbe ist bräunlich oder gelb, mit schwarzen und braunen Streifen, und die Füße, deren Hintere etwas länger, sind geringelt. Schon ihr Aeußerliches verkündet Bosheit, Hartnäckigkeit, dumme Grausamkeit und Wuth. Sie ist weit muthiger als der Wolf, und so frech, am hellen Tage Menschen anzufallen, und Stallthüren zu erbrechen. Selbst dem Löwen wird sie ihr Leben nur theuer verkaufen, der Unze aber ohne Schwierigkeit Meister. Sie gräbt die Leichname der Menschen und todte Thiere aus, verzehrt sie, und wird vielleicht dadurch in den Ländern wohlthätig, wo das nachläßige Einscharren der Todten sehr

leicht die Luft vergiftet. Aus den Felsritzen und Höhlen, die sie sich selbst gräbt, stürzt sie auf ihre Beute los. Sie zu zähmen ist ungemein schwer. Kämpfer sah in einer Vorstadt von Ispahan bey einem reichen Gaber (Feueranbeter) eine jung gefangne männliche Hyäne. Man wagte aber nie anders, als mit verzäumten Rachen, sie aus ihrer Höhle zu führen. Wenn man sie schlug, so war ihre Stimme dem Blöken eines jungen Kalbs ähnlich: da sie sonst, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Naturlehrer, dem Schluchzen eines Menschen, der sich erbrechen muß, völlig gleich ist. Eine Verschiedenheit, die sich vielleicht aus dem durch Schläge abgenöthigten Schreyen mit verbundenem Rachen erklären läßt. Buffon sah eine Hyäne, die ihr Wärter durch Stockschläge zwang, die Mähne aufzurichten, und der er, kühn genug, die Hand in den Rachen steckte. Ihre Heimath ist das heiße Asien und Afrika, wo ihr dummer Starrsinn dem Mauren ein sehr simples Mittel eingab, sie zu fangen. Er wirft ihr einen Sack hin, in den sie wüthend beißt. Da sie nun das, was sie einmal angefaßt hat, durchaus nicht mehr losläßt, so kann er sie an diesem Sacke ganz gemächlich in das ihr bestimmte Gefängniß fortzerren. Auf der Insul Meroe sah Bruce so starke Hyänen, die einen Men-

schen ein Paar Meilen weit, ohne abzusetzen, tragen konnten. Das gemeine Volk in Egypten liebt ihr Fleisch.

Abgeschmackter kann nichts gedacht werden, als so manche ehemals allgemein geglaubte Fabeln von den Hyänen. Sie sollen Männchen und Weibchen zugleich seyn, in Einem Jahre dieses, im andern jenes Geschlecht behaupten, Menschenstimmen sehr genau nachäffen; den Namen der Schäfer sich merken, und zum öftern ausrufen, sie bezaubern und bannen, ja sogar die Schäferinnen so verliebt machen, daß sie ihrer Heerde vergäßen und davon liefen. Wer begreift nicht, wie möglich es sey, daß ein pflichtvergeßner Schäfer oder eine liederliche Schäferinn die Hyäne zum Sündenbock ihrer Sorglosigkeit machten? Auch soll das Gehirn eine gewisse Zauberkraft haben.

Die Hyäne, die im Jahre 1754—1756 um Lyon so viel Unheil anrichtete, war sicher nichts andres als ein Wolf. Sie gab einem Manne, der dazu bestimmt war, das abergläubische Volk darüber zu belehren und aufzuklären, Veranlassung, jene und noch andre Absurditäten auszukramen.

Der Schakal, (Canis s. Lupus aureus, *le Chacal*) wird wegen einigen Aehnlichkeiten bald Goldwolf, bald Goldfuchs, bald Goldhund genannt, und einige nennen ihn geradezu den wilden Hund. In der Größe ist er wie ein mittelmäßiger Hund. Er hat eine sehr gewölbte Stirn, eine spitzig zugehende Schnauze, sehr scharfe Zähne, kurze steife Ohren, lebhafte Augen, dicke, starke Füße, scharfe, schwarze Klauen, und einen sehr haarigen, dicken Schwanz. Ein starker Knebelbart und sieben mit Borsten bewachsne Warzen, zeichnen ihn überdas noch aus. Ein schönes, glänzendes Gelb, auf dem Rücken etwas dunkler schattirt, das seine langen Haare ziert, haben ihm den Namen Goldwolf rc. erworben. Er ist ein so unersättlicher Fresser, als ungestümmer Schreyer. In dieser letzten Eigenschaft fällt er den Morgenländern ungemein zur Last. Seine Stimme, die mit ua, ua, verglichen werden kann, ist dem wehmüthigsten und kläglichsten Geheule eines Menschen ähnlich, und erschallt in abgesetzten durchdringenden Tönen. Wenn Ein Schakal zu heulen anfängt, so antworten ihm eine Menge andrer mit Gebell und Gewinsel, so daß man kaum sein eignes Wort zu hören im Stande ist. Sie ziehen in ihrem Vaterlande, Asien und Afrika, besonders

ders in Natolien, der Levante u. a. O. in großen Schaaren herum, und lieben das gesellige Wesen über alles. Man kann von ihnen Trupps von 20—40 sehen. Eben diese Menge macht den Schakal selbst größern und stärkern Thieren furchtbar. Den Tag über bleibt er gewöhnlich in seinen Höhlen und Felsenritzen; bey Nacht geht er auf Raub aus. Er ist so fleischfressend und raubbegierig als der Wolf nur immer seyn kann, doch scheint er nicht wie dieser, an Morden und Würgen so sehr Freude zu finden, daß er mehr erwürgte, als er zu fressen im Stande ist. Alles, was nur nach Fleisch schmeckt, ist ihm willkommen. Hat er kein frisches Fleisch, so müssen Schuhe, Hüte, Zäume, Sättel, oder was er nur immer von Lederwerk finden kann, ihm zur Nahrung dienen. Die allertrockenste Haut, der stinkendste Thierunrath, das garstigste Fett, alles ist ihm von Thieren werth. Er folgt den Armeen und Karawanen, um die Leichen, die sie auf ihren Weegen verscharren müssen, auszugraben, und, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat, so wittert er gewiß jeden Kirchhof, und gräbt unter einem kläglichen Trauergeheule die Todten aus. Eben darum lassen die gesitteten Orientalen, denen es nicht gleichgiltig ist, die Ueberreste der Ihrigen von wilden Thieren her-

aus-

ausgeschärrt und verzehret zu wissen, sie in ein tiefes Grab legen, die Erde recht fest darüber stampfen, und mit Dornen und Steinen vermischen, damit der Schakal sich im Graben verwunde. Diese Mühe wäre freilich durch verschloßne Särge vielleicht zu ersparen; allein im Morgenlande ist der Sarg ein Zeichen einer vorzüglichen Würde. Der große Haufe wird nur in Leinwand gewickelt, begraben. Oft stehlen die Schakals Schweine und Schafe, greifen auch größere Thiere an, und sind den Heerden und Stuttereyen und dem Federvieh sehr gefährlich. Sie sind nichts weniger als schüchtern, bleiben neugierig vor Reisenden stehen, sehen ihnen frech ins Gesicht, und berauben sie wohl gar, wenn sie im Freyen schlafen, ihres Proviantsackes. Gegen den Menschen sollen sie bey all der Gefräßigkeit doch etwas schmeichelhaftes haben.

Den großen Schakal ganz zahm zu machen, ist weit schwerer als den kleinen, der den Namen Adive hat. Dieser wird zu einem ungemein zahmen Hausthier erzogen. Da dieses Thier, das aber viel kleiner und geschmeidiger als jener ist, viele Neigung zum Menschen verräth, in seinem innern Bau mit dem Hunde völlig übereinkommt, sich freundlich vor seinem Herrn auf den Rücken niederwirft und Bewe-

gungen

gungen mit dem Schwanze macht; da es ferner leicht seinen Namen merkt, auf einen Tisch, so bald man es lockt, springt, mit zusammengekrümmtem Leibe, wie ein Hund, schläft, wie er harnt, und die ihm fremden Hunde am After beriecht; so hat die Behauptung viele Wahrscheinlichkeit, der Adive sey der wilde Stammvater des ganzen Hundegeschlechts, und habe also dem angeblichen Vater aller zahmen Hunde, dem Schäferhunde, das Daseyn gegeben. Solcher Adiven soll sich Simson bedient haben, die Felder der Philister zu verwüsten.

Tab. XIX. XX.

Das Stachelschwein u. der Igel. (37)
Das Meerschweinchen. (38)
Das Murmelthier. (39)
Der Maulwurf. (40)

Das Stachelschwein (Histrix, *le Porc-epic*) gehört unter die Thiere, die, statt des behaarten Felles, eine sonderbare sie schützende Bekleidung haben, und denen Blumenbach eine eigne Ordnung anwieß. Da die Stacheln dieses Thieres im Grunde wahre Federkiele ohne Bart sind, so scheint die

Natur

Natur mit ihnen den Uebergang von den vierfüßigen Thieren zu den gefiederten zu machen. Es hat, besonders das gemeinere, in Afrika wohnende, einen länglichen Kopf, eine, wie bey dem Hasen, gespaltne Oberlefze, kleine Augen, Menschenohren, keinen Schwanz und kurze Füße, die vorne 4 und hinten 5 mit Klauen versehene Zehen haben. Auf dem Rücken hat es emporstehende, an den Seiten und nach hinten zu, liegende, hornartige Stacheln, von sehr verschiedner Länge, Dicke, Biegsamkeit und Farbe. Einige sind ganz weiß oder braun; andere haben Absätze von weißen und schwarzen oder braunen Stellen, die hier und da gelb geringelt sind. Auf dem Kopfe und dem Halse trägt es eine Art Federbusch von glänzenden Haaren, die wie Schweinsborsten sind, und diese Bekleidung hat es auch unter dem Bauche und an der Brust. Doch finden sich in diesen Dingen nach dem verschiedenen Aufenthalt dieser Thiere auch merkliche Verschiedenheiten. So hat das in Sumatra: einen Schweinsrüssel, hängende nackte Ohren, und große glänzende Augen; das am Hudsonsbay: die Größe und die Gestalt eines Bibers, und das in Neuspanien, die Größe eines mitteln Hundes; das in Kanada: eine Schwerfälligkeit, die es leicht einzuhohlen, und eine Empfind-

lich-

Tab. XIX.

37

38.

lichkeit, die ihm einen einzigen Schlag auf die Schnauze tödtlich macht; das in den Wäldern der Celebischen Insuln: über und über Stacheln, und einen sehr langen stachlichten Schwanz, der sich in einen Büschel Haare endigt, die alle aus kleinen Gelenken bestehen, und an einem dünnern Haare, wie eine Perlenschnur aneinander gereihet seyn sollen. Ueberhaupt ist Afrika und das warme Asien seine Heimath. Es hat sein Lager am Liebsten unter den Wurzeln der Bäume, auf die es sich auch verfolgt zu retten sucht, und lebt sehr mäßig von Rinden und wenigen Früchten. So friedlich es ungereizt ist, so wird ihm doch durch Neckereyen und Anrühren die Galle, womit es sehr reichlich versehen ist, leicht rege. Dann tobt es, schreyt grunzend, sträubt seine Stacheln, stampft mit den Füßen und macht Bewegungen, als wollte es sich ganz auf den hinwerfen, der es necken wollte. Daß es aber Stacheln auf ihn hinschieße, daß der Stich derselben tödtlich sey, und daß es mit großer Gewalt auch in ein Brett Stacheln schleudern könne, die dann von selbst, je länger sie stäcken, immer tiefer in das Brett hineindrängen, das sind leere Erdichtungen. Im Winter schläft das Stachelschwein mehrere Monate, und verliert die Stacheln. Nach der Begattungszeit, im Septem-

ber, wo sie wüthend ihre Nebenbuhler mit ihren Zähnen, deren sie bloß Schneide- und Backenzähne haben, zerreißen, wirft das Weibchen im April Ein Junges, das es einen Monat säugt. Sie werden 12—15 Jahre alt.

Mit großer Geschicklichkeit wissen die Wilden die Stacheln zu spalten und schön zu färben. Mit diesen bunten Streifen sticken sie alsdann Körbe und andere Geräthe, die sie aus Baumrinden machen. Auch bedienen sie sich derselben zum Sticken der Gürtel und Armbänder, die einen so vorzüglichen Theil des Putzes ihrer Frauenzimmer ausmachen. Auch bey uns hat das schöne Geschlecht diese Stacheln zu seinem Putze zu benützen gewußt. Man hat sie nämlich mit Steinen besetzt und als Schmucknadeln gebraucht. Das Fleisch der Stachelschweine soll nicht unangenehm schmecken, und mit dem Bezoar, der von ihnen kommt, wurde besonders sonst ein einträglicher Handel getrieben. Der beste, geschätzteste findet sich in dem von Malaka in der Gallenblase. Der ächte ist wie ein Pfirschenkern, von blaßrother Farbe und seifig im Anfühlen. Dieser Bezoar (Piedra del Porco) wurde sonst mit tausend Gulden bezahlt. Er hat die Eigenschaft, daß wenn man ihn in ein Wasser legt, daß alsdann den Geruch und

Geschmack davon bekommt, und eigentlich die berühmte Arzney wird, derselbe zwar etwas fast unmerkliches am Gewichte verliert, aber, er mag eine Stunde oder einen Monat darin liegen, immer nur gleich viel auf einmal. Ein Arzt in Leiden besaß einen solchen Schatz. Für den jedesmaligen Gebrauch bezahlte der Patient 2 Laubthaler, und man muß gestehen, daß wenn der Stein auch nicht immer geholfen, er sich doch vortrefflich verinteressirt habe.

Um ein Beträchtliches kleiner als das Stachelschwein ist unser Igel, (Echinus terrestris, *l'Herisson terrestre.*) Seine Augen sind hervorstehend, seine Ohren weit und rund, seine Nasenlöcher eingekerbt, sein Schwanz kurz und dünn, seine 5 Zehen an jedem Fuße mit Klauen versehen. Harte und spitzige Stacheln umgeben seinen Leib, wovon jedoch der untere Theil des Kopfs, die Kehle, die Brust, der Bauch und die Füße ausgenommen sind, die braune und weiße Haare haben. Sechs und dreyßig Zähne, unter denen auch Hundszähne sind, die dem Stachelschweine mangeln, stehen in dem Rachen, der sich in eine Schnauze endigt, deren verschiedene Form auch zwo Gattungen Igel annehmen ließ: Schweinigel und Hundsigel. Die Farbe der Haare und Stacheln

ist größtentheils gelblich und graubraun. Zwar fehlt es ihm an Stärke, List und Geschwindigkeit, um den Nachstellungen so vieler ihm überlegnen Thiere, die an seinem Fleische Belieben finden, zu entgehen. Allein die mütterliche Natur wußte ihn treu zu beschützen. Vom Instinkt getrieben, sträubt er seine Stacheln, zieht Kopf und Füße so zusammen, daß sein ganzer Körper nun bloß ein mit Spitzen besetzter Knauel ist, und läßt auch sein Wasser gehen, das seinen Feinden die Lust vollends benimmt. Nur solche, denen es auf einige Stiche mehr oder weniger eben nicht ankommt, wenn sie hungrig sind, Bären, Wölfe, Schlangen rc bezwingen ihn endlich doch. Jeder Gegenstand, der ihn erschreckt, macht, daß er diese Form annimmt, aus der ihn keine Gewalt, wohl aber das Begießen mit Wasser, bringen kann. Er nährt sich mit Weintrauben und andern Früchten. Daß er aber das abgefallne Obst mit seinen Stacheln aufspieße und in sein Lager trage, bezweifeln Büffon u. a. Aber auch Fleisch, Maykäfer, Ameisenlarven, besonders Mäuse und Ratten, frißt er sehr gerne. Nur bey Nacht geht er seiner Nahrung nach; den Tag über liegt er in seinem weichen Mooslager oder in seiner Höhle, die zwey Kammern mit Oeffnungen hat, die

er, je nachdem der Wind geht, verstopfen und aufmachen soll. Auch bey ihm erspart die Natur ihr Futter fast 6 Monate. Vielleicht kann kein Thier größere Qualen ausstehen, ohne einen Ton von sich zu geben, als der Igel. So duldete einer, der lebendig zergliedert wurde, das Annageln seiner Füße, und jeden Schnitt des anatomischen Messers, ohne auch nur Einen kläglichen Laut hören zu lassen: ein Versuch, der nur dann entschuldigt werden kann, wenn er auf Belehrung der Menschheit zu ihrem Besten abgesehen, der aber wahre Grausamkeit war, wenn er nur aus einer unnützen Neugierde floß.

Nach der **Begattungszeit** im Frühlinge wirft das Weibchen mit Anfange des Sommers gewöhnlich 4 kleine weiße **Junge**, an deren Haut schon Spuren der künftigen Stacheln sichtbar sind. Der Verlust der Freyheit macht die Mutter gegen ihre eignen Junge so erboßt, daß sie dieselben, statt zu säugen, erwürgt, und wenn sie auch im Ueberfluß zu fressen hat. Ueberhaupt ist der Igel etwas boshaft und tückisch. So stahl einst in einer Küche das Fleisch aus einem Topfe, und legte dafür seinen Unrath hinein.

Der Afrikanische Igel soll zuweilen den Leopard tödten. Bloße Löcher, statt der Ohren, und

eine weiße Farbe hat der Amerikanische und der sehr kleine Siberische vergoldete Spitzen an seinen Stacheln. Der große Malakische ist aber ein Stachelschwein. Das Fleisch des Igels ist unverdaulich, und doch essen es die Spanier in der Fasten; die Indianer immer. Sonst diente seine stachlichte Haut zu Kleiderbürsten und Flachshecheln. Sein größtes Verdienst ist der Fleiß, mit dem er Mäusen, Ratten, Käfern, Spinnen 2c nach dem Leben trachtet. An ihm ist kein Härchen, das nicht sonst, da die Wunder in der Naturgeschichte noch häufiger waren, medicinische Wunder gegen alle Wehe der Erde gethan hätte.

Ein kleines, drolliges Thierchen, das seinen Namen der Aehnlichkeit mit dem Spanferkel und dem Umstande zu verdanken hat, daß es zu uns über das Meer aus der neuen Welt gebracht worden, ist das **Meerschweinchen**, (Mus porcellus, *le Cochon d'Inde*) das als ein Halbkaninchen angesehen werden kann. Seine Gestalt ist etwas unförmlich, die Schnauze stumpf und außen mit einem Knebelbarte, innen aber mit 20 Zähnen versehen. Die runden breiten Ohren sind hervorragend und steif; die Nasenlöcher rund, die Augen groß und hervorstehend, die Oberlefze etwas hasenschartig, die vier

Zehen

Zehen der Vorderfüße und die drey der Hintern sind mit starken Klauen bewaffnet. Von einem Schwanze ist keine Spur zu entdecken. Das Fell ist wie bey allen Hausthieren sehr mannigfaltig und bunt gefleckt, das Haar fein und lang. Aus seiner Heimath, dem heißen Amerika, wußte man es auch in kühlere Gegenden zu verpflanzen. In Brasilien ist eine geschwänzte Spielart derselben.

Schlafen, lieben und fressen, das ist der Lebenslauf dieses kleinen Wollüstlings. Zu allen Stunden, bey Tage und bey Nacht, kann er bald fressen, bald schlafen, bald sich mit seinem Weibchen abgeben. Trinken wird er nie, ob er gleich fast alle Augenblick das Wasser läßt. Saftige Kräuter und Thau ersetzen ihm die Stelle des Getränks. Alle zween Monate hat er 4—11 Junge. Für sie liebreich zu sorgen, hat die Mutter keine Zeit; sie hält sich in 12 Tagen ihrer Pflichten entledigt und jagt sie fort. Wollen sie nicht, so zeigt der Vater Ernst, und tödtet sie wohl zuweilen im Zorn. Da sie sehr bald reif sind, so kann von Einem Paare in Zeit von einem Jahre eine Familie von Tausenden heranwachsen. Allein Frost, Feuchtigkeit, Katzen und ihre eigne Liebeswuth arbeiten hinlänglich an der Verminderung dieser Weichlinge. Sie sind nicht fähig, sich ihrer

Haut

Haut zu wehren. Nur im Punkt der Liebe werden sie eifrig und heftig. Wüthend zerreissen sich da oft die Männchen untereinander. Baumfrüchte und Gemüse, besonders Petersilien, sind ihre liebste Nahrung. Sie fressen hastig, wie Kaninchen, aber wenig auf einmal, und kauen wieder. Sie grunzen wie Ferkel, und murmeln leise, wenn sie froh sind, schreyen aber laut auf, wenn ihnen etwas wehe thut. Untereinander sind sie umgänglich und friedlich. Es scheint, als wenn sie immer in einem leisen Gespräche begriffen wären, das in einem beständigen Murmeln bestünde. Sie putzen sich oft mit ihren Vorderpfoten und stellen sich zuweilen, neugierig herumblickend, auf die Hinterbeine. Das schlafende Männchen wird von seiner Gattinn bewacht; dagegen erweißt jenes dieser den nämlichen Liebesdienst. Zwar ist dieses Thierchen fromm und zahm: allein dieß ist auch das einzige Gute an ihm. Denn sein Balg hat keinen Werth, und sein Fleisch ist nicht besonders, wenn es nicht in Gärten wohl verpflegt wird. Bestätigte sich die neue Entdeckung, daß es die Wanze, diesen eckelhaften Feind unsrer Ruhe, vertreibe, so verdiente es immer das Bürgerrecht auch bey uns.

Von ihm sehr verschieden, obgleich in Eine Ordnung gehörig, ist das **Murmelthier** (Mus alpinus,

Tab. XX.

39

40

la Marmotte) das von verschiednen Thieren etwas hat: vom Hasen die Bildung des Kopfs, der Nase und der Lefzen; die Haare und Nägel vom Dachse; die Zähne vom Biber; den Knebelbart von der Ratte; die Augen vom Siebenschläfer, und die Pfoten vom Bären. Die Ohren sind kurz und abgestutzt, und der Schwanz ziemlich klein. Seine Beine, die vorne vier, hinten fünf mit vortrefflichen Grabnägeln versehene Zehen haben, scheinen noch kürzer zu seyn, als sie wirklich sind, weil das Thier immer mit gebognem Rücken so zu stehen pflegt, daß Brust, Bauch und Schwanz hart an der Erde liegen. Zwey und zwanzig scharfe Zähne, worunter 4 lange Schneidezähne sind, und ein langes Haar, das schwärzlich grau und auch braun gemischt ist, gehören überdas noch zum Eignen dieses Thieres, dessen Heimath die Alpen und die Pyrenäen sind. Seine Nahrung ist alles, was es nur findet: Fleisch, Brod, Obst, Wurzeln, Käfer, Heuschrecken u. d. m. Butter und Milch aber gehen ihm über alles. Letztere sauft es mit eben dem behaglichen Murmeln, das wir von Katzen zu hören gewohnt sind. Wenn es spielt, so knurrt es wie ein junger Hund. Im Zorn pfeift es heftig und durchschneidend. Dieses Pfeifen läßt es auch dann hören,

wenn sich die Witterung ändert. Heftige Gliederschmerzen sollen hieran Schuld seyn. Gerne hält es sich mitten unter Schnee und Eis auf, erfriert aber auch zuweilen. Mit dem Eintritte des Herbstes begeben sich die Murmelthiere in ihre mit Kunst und Vorsicht gegrabne Höhle. Ihre Füße und Klauen sind überhaupt zum Graben vortrefflich eingerichtet. Sehr geschäftig werfen sie den Unrath, auf den sie im Graben stoßen, hinter sich. Ihre Wohnung hat die Form eines Y. Wo sich die Thiere selbst aufhalten, ist der Boden eben, mit weichem Moose und Heu belegt, ja selbst die Wände sollen mit Moos tapezirt seyn. Der Abtritt aber ist aus leicht einzusehenden Ursachen abhängig. An diesem Bau arbeiten viele gemeinschaftlich. Die Einen beißen Heu ab; die Andern legen es in Haufen; wieder andere sollen das schon auf einer Seite trockne umwenden, damit es auch auf der andern trocken werde: und noch einige sich mit aufgereckten Beinen auf den Rücken legen, dann über die Ladung den Schwanz als einen Heubaum schlagen, und in den Schwanz beissen, um das Heu recht fest zu halten, und sich so als Wagen zum Heueinführen gebrauchen lassen. Von diesem Fuhrwerk soll der abgeschabte Rücken der Meisten herkommen. Ja, man will sogar bemerkt

haben,

haben, daß diese Heufuhren eine Art Frohndienste seyen, die nur die im Kriege gefangnen Murmelthiere oder andere Taugenichtse in ihrem kleinen Staate zu leisten verpflichtet wären. So artig dieß alles sich hören läßt, so ist doch leider der Schwanz zum Heubaume allzukurz, und überhaupt das ganze Fuhrwerk verdächtig. Bey der gemeinschaftlichen Arbeit hält eins auf einer Anhöhe Wache, und pfeift bey Annäherung einer Gefahr. Sein Posten ist der gefährlichste. Denn auf ihn schießt der Jäger zuerst. Ehe sich die Murmelthiere dem langen Winterschlafe, den sie im zahmen Zustande nicht haben, überlassen, werden die beyden Eingänge der Höhle so fest verstopft, daß an jedem andern Orte das Erdreich leichter aufzubrechen ist. Nun liegen sie in kugelförmiger Gestalt so fühllos, daß man sie tödten kann, ohne daß sie erwachen. Allmähliche gelinde Wärme erweckt sie. Sobald sie erwachen, eilen sie an eine Quelle und trinken, und erbrechen sich so lange, bis das Wasser ganz rein von ihnen geht. Hiedurch verhüten sie, daß das, was schon so lange in ihrem Magen und in ihren Gedärmen war, nicht in Fäulniß übergehe. Jetzt sind sie, wie neugebohren, treiben allerley Possen, jagen einander, gehen auf den Hinterbeinen, und paaren sich. Nur einmal

im Jahre bringt das Weibchen 3 — 4 Junge, die sie, sobald sie stark genug sind, hinausführt, und an stärkere Nahrung, als ihre Milch war, gewöhnt. Ihr Alter bringen sie auf 9 — 10 Jahre. Sie sind sehr leicht zu zähmen und abzurichten. Schon mancher Savojarde betrat mit einem solchen Thierchen seine industriöse Laufbahn, die er hernach als ein angesehner Mann beschloß. Am Stocke herumgehn, tanzen, springen, das sind die Künste, durch die es seinen Herrn nährt, und für die es nur wenig von ihm fordert. Hunde und Katzen mag es nicht leiden, und wenn es einmal im Hause angewohnt ist, so beißt es, im Vertrauen auf den Schutz seines Herrn, nicht selten nach dem Hunde. Gerne benagt es die Meublen, und ist im Stande, sich durch ein hölzernes Gefängniß hindurchzubeissen. Im Klettern hat es eine große Fertigkeit; an den steilsten Felsenwänden klimt es ohne Mühe hinauf. Dieß soll in Savojen auf den Gedanken gebracht haben, es zu Schornsteinfegers Diensten abzurichten. Wie ein Eichhorn frißt es gerne auf den Hinterbeinen sitzend, und der Katze in der Reinlichkeit ähnlich, geht es, um seine Nothdurft zu verrichten, beyseite.

Ihr Fleisch ist, wenn es mit starken Gewürzen versetzt wird, wozu der unangenehme Geruch desselben

ben nöthigt, sehr schmackhaft, besonders wenn man es räuchert. Der Balg ist zu Pelzen brauchbar. Das Fett brennen die Savojarden statt Oehl, und es ist — sehr begreiflich, daß, weil das Thier so sehr mit Gliederschmerzen geplagt ist, eine Salbe von Murmelthier-Fett in Rhevmatismen gar herrliche Dienste thun müsse.

In dem Kopfe des kleinen, lichtscheuen **Maulwurfs** (Talpa, *la Taupe*) liegen die kleinen **Augen** so versteckt, daß man sie, ohne die Haare wegzustreifen, nicht wahrnimmt. Sein **Körper** ist unförmlich, sein **Hals** kurz, seine **Schnauze** rüsselförmig, sein **Schwanz** klein. Mit starken **Nägeln** sind die fünf **Zehen** seiner **Hinter-** und **Vorderpfoten** versehen. Die letztern gab ihm die Natur weit größer und stärker, weil sie ihm zum Graben weit bequemer liegen, als die Hinterpfoten. Ueberhaupt verkündet alles seine Tauglichkeit zum Schanzgräber. Das weislich vor Staub geschützte Auge, der zum Aufwühlen so geschickte **Rüssel**, die starken Spaten seiner **Vorderpfoten**, die festen **Knochen**, alles beweißt, daß sein Beruf Graben sey. Auch seinen Gehörgang beschützen Haare, und er hat keine eigentliche äußerliche **Ohren**, sondern nur zwo kleine

Oeffnungen. Seine Farbe ist ein schönes Schwarz. Je nachdem man ihn ansieht, spielt sie ins Aschgraue. Doch finden sich auch weisse und gefleckte. Er hat 44 Zähne, Haare, so sanft wie Seide anzufühlen, viel Stärke, nach Verhältniß seiner Größe, ein feines Gefühl und Gehör, und eine keiner Veränderung unterworfne Fettigkeit. In Ruhe und glücklicher Stille leben die Maulwürfe in ihrem Baue, der ein wahres Meisterstück ist, besonders wenn er für die künftigen Junge bestimmt ist. Ein ziemlich hohes Gewölbe, das mehrere Abtheilungen hat, wird von einigen Pfeilern getragen. Festigkeit geben sie dadurch der Erde, daß sie dieselbe drücken, schlagen, und mit Wurzeln vermengen. Sicher vor Regen ruhen sie hier auf einem etwas erhabnen Lager von Gras. Tief in die Erde gehen von diesem Mittelpunkte aus viele Gänge, die fest und gebahnt sind. In ihnen sucht die Mutter Nahrung für ihre Junge. Sie wirft ihrer gewöhnlich im Frühling 4—5, und man wird unter mehrern aufgeworfenen Maulwurfshaufen an der Größe sehr bald den erkennen, unter dem eine Mutter mit ihren Jungen ruht.

Daß der Maulwurf im Winter schlafe, ist ungegründet. Im Gegentheil arbeitet er da sehr fleißig. In kalten Ländern und Wüsteneyen findet

man ihn weit seltner, als da, wo das Erdreich angebaut und schon durchgearbeitet ist. Der Siberische und der Amerikanische sind von dem Unsrigen ungemein verschieden. Seine **Nahrung** besteht vorzüglich in Regenwürmern und Insekten. Hiedurch sowohl, als auch dadurch, daß, indem er die verwachsnen Fasern der Wurzeln voneinander entfernt, er die Menge der Ableger vermehrt, wie auch durch sein Durcharbeiten der Erdschollen — scheint er den Schaden, den er besonders in Gärten anrichtet, zu ersetzen. Ausgetretne Flüsse, Gärtner und Bauern raffen viele Tausende hin, und man hat seine Lust zu welschen Nüssen zu seinem Untergange benützt. Denn man darf nur in jeden Maulwurfshaufen Eine, die aber in Cicuta- oder Tollkrautwasser gesotten werden muß, stecken. Man wußte lange nicht, wo oft todte auf der Erde liegende Maulwürfe so plötzlich hinkommen. Allein es ist nun entdeckt, daß gewisse Käfer Todtengräbers Dienste verrichten. Sie sorgen dadurch für den Unterhalt ihrer Jungen.

Der Balg der **Maulwürfe** gibt vortrefflichen Pelz. Von ihrem medizinischen Nutzen wollen wir nur dieß anführen, daß es ein bewährtes Mittel gegen das Fieber sey, einen Maulwurf in der Hand ersticken zu lassen. Ja, diese leichte Operation soll sogar die Kraft verleihen, Kröpfe durch Berührung zu heilen.

Tab.

Tab. XXI – XXIV.

Der Affe.

Simia, *le Singe.*

Der Orangutang (41).

Der große (42) und kleine Gibbon (43). Der Magot (44). Der große und kleine Pavian (45). Der Mandrill (46). Der Kallithrix (47). Meerkatzen (48).

Dieses ausgebreitete Thiergeschlecht verdient unläugbar eine ausführlichere Betrachtung. Der unerschöpfliche Reichthum an drolligen Geberden und Wendungen, die Klugheit seiner Anstalten, die Zweckmäßigkeit seiner Verfügungen im gesellschaftlichen Leben, und sein auszeichnendes Talent zum Possenreisser in der Natur, räumen ihm unter den Thieren, die ein vorzüglicher Instinkt auszeichnet, keinen geringen Rang ein. Allein, so bald wir seine unverschämte Raubbegierde, seine freche Wollust, seine ewige Lust zu necken, seinen Jähzorn und seine Unfähigkeit zu nützlichen Diensten bedenken; so sinkt unsere Achtung, und alle Affen der Erde können, so komisch sie auch sind, uns doch es nicht verargen, wenn wir eine Heerde Schafe, ja selbst Gänse, bey

aller

aller ihrer Dummheit, ihnen vorziehen. Zwar waren wir Menschen von jeher so großmüthig, dem Affen die nächste Stelle unter uns im Thierreiche einzuräumen. Seine äußerliche Aehnlichkeit mit uns scheint uns dazu verleitet zu haben. Allein, er hat durchaus die Fähigkeiten nicht, die diese vermuthen läßt, und steht unläugbar, in Rücksicht der Klugheit sowohl als der Gutartigkeit, tief unter dem Elephanten. Denn so allgemein man sich auch auf sein grosses Talent, alles nachzuahmen, beruft; so scheint man nicht genug zu bedenken, daß dieses Nachahmen sehr oft mehr die natürliche Folge seiner den Unsrigen ähnlichen Glieder, als der Ueberlegung und des Verlangens sey, so zweckmäßig als der Mensch zu handeln. Denn, machen nicht zwo gleiche Maschinen auch ganz gleiche Bewegungen? Wer wir aber von ihnen jemals sagen: sie ahmen einander nach. Ueberdas, so wenig wir deswegen die Gabe nachzuahmen dem Affen absprechen, wie zwecklos, ungereimt, lächerlich und rasch ist fast alles, was er thut. Nie verwendet er seine Anlagen zu einem uns erspießlichen Zwecke. Unsre Wohlthaten rühren ihn nicht, und nur der Stock kann sein niederträchtiges Gemüth zum Gehorsam zwingen. Wir können ihn zum Sklaven peitschen, aber nie zum Hausthiere er-

ziehen, und wenn wir auch noch so viel für ihn gethan haben, so erwacht auf einmal seine Bosheit. Hämisch grinzt er seinen Freund wie seinen Feind an, beißt nach der Hand die ihm sein Futter reicht, wie nach der die ihn prügelt, und zerstört weit lieber, als daß er etwas nützliches leistete. Wahrhaftig, zu viel Ehre erweisen wir diesem Thiere, wenn wir ihm die nächste Stelle an uns einräumen. Rechnen wir noch hinzu, daß es durchaus nur in heißen Ländern sich vermehrt, in temperirten mit Mühe fortkommt; daß es sich wohl abrichten, nie aber erziehen läßt, nie ein Menschenalter erreicht, eine ganz andre Lebensart führt, keiner Sprache fähig ist u. d. so verschwindet die große Aehnlichkeit mit uns noch mehr. Bey dem allen läugnen wir die sonderbaren Fertigkeiten der Affen nicht im Geringsten. Sie wissen unter sich, aber durchaus nur die von Einer Gattung, ein gesellschaftliches Leben zu führen, Räubereyen planmäßig auszuüben, Magazine anzulegen, Schildwachen auszustellen, und diese, wenn sie ihre Pflicht versäumen, mit dem Tode zu bestrafen. Sie verstehen den Menschen sehr gut, antworten ihm mit tausend Grimacen, sind bald schüchtern, bald trotzig, und wissen ihre Neigungen und Leidenschaften so komisch auszudrücken, daß auch der Schwermüthigste

lachen

lachen müßte. Als geborne Pantomimen, lassen sie sich leicht abrichten, alles mögliche nachzuäffen. Dieß erfuhr Condamine bey den astronomischen Beobachtungen in Peru. Nicht wenig erstaunte er, wie er in einem Schauspiele, das ihm seine Freunde gaben, eine Menge Affen bald nach der Penduluhr gucken, bald ans Sehrohr rennen, jetzt sorgfältig etwas aufzeichnen, und dann wieder in tiefsinniger Stellung Hefte durchblättern und nachdenken sah. Und so sehr Alexanders Armee im Anfange erschrack, da sie in der Ferne Eskadrons anrücken und Macedonische Manöuvres machen sah: so mochte hernach das Lachen wohl allgemein seyn, da sie erfuhr, daß es nur Affen wären, die diese Kunststücke ihr abgesehen hatten. Ja selbst in Krankheiten und natürlichen körperlichen Zuständen scheint der Affe den Menschen nachzuahmen, und der periodische Blutverlust einiger Aeffinnen, sowohl als die Pocken und Masern, die die Affen von Menschen erben, sind hievon ein merkwürdiger Beweis.

Das große Geschlecht dieser im Grunde **vierhändigen Thiere** zerfällt in drey besondere Hauptgattungen, in **ungeschwänzte**, in **geschwänzte Affen** und **Meerkatzen**; und es ist sonderbar, daß die Natur den beyden erstern die alte, der letztern

die neue Welt ausschließend zum Aufenthalte angewiesen hat. Jede hat wieder mehrere Arten unter sich. Nur die **ungeschwänzten** werden von mehreren Lehrern der Naturgeschichte als ächte Affen angesehen: die **geschwänzten** aber in Paviane, Guenons und Magots, und endlich die **Meerkatzen** in Sagoins und Sapajus eingetheilt. Doch wir eilen die vorzüglichsten zu beschreiben.

Am bekanntesten bey den Alten war der **gemeine Affe** (Pithecus). Er hat ein plattes, fleischfarbes **Gesicht**, mit Runzeln und ohne Haare, kurze, runde und abstehende **Menschenohren**, ordentliche **Finger** und **Daumen** mit breiten **Nägeln** an seinen kurzen **Armen**, und ein Hautläppchen am After, das den Namen Schwanz gar nicht verdient. Seine **Farbe** ist das sonderbarste Gemisch von Blau, Braun, Gelb, Schwarz und Weiß. In seiner **Heimath**, Aethiopien, Indien und Arabien thut er an **Früchten** und Wurzeln großen Schaden, weil er mehr **abbeißt**, als er fressen kann. Geistige Getränke liebt er sehr. Sicher berauscht er sich, wenn man eine Branntweinflasche im Walde stehen läßt, und taumelt dann seinen Verfolgern in die Hände. Fleisch ist ihm zuwider. Oft verzerrt er sein Gesicht, blökt und klappert mit den Zähnen, und kreischt entsetzlich.

Er

Tab. XXI.

41

42

Er vermehrt sich stark, und die Mutter schleppt oft 3 — 5 Junge mit sich herum, mit denen sie 9 Monate trächtig geht. Nur ganz jung läßt er sich zähmen, sonst bleibt er unbändig und wild, und nimmt, obgleich nur so groß als ein Fuchs, seinen Mann auf sich.

Ungleich merkwürdiger ist der **Orangutang** (Homo sylvestris 41), dessen Beschreibung dadurch ungemein erschwert wird, weil nicht selten wilde, schüchterne Menschen, die man nur aus der Ferne beobachtete, mit ihm verwechselt wurden. Daher so manche unglaubliche Dinge von diesem Thiere, zwischen dem und dem Menschen auf der untersten Stufe der Kultur, doch immer noch ein unermeßlicher Abstand bliebe, wenn auch alles wahr wäre. Man nimmt zwo Arten an, die sich nur durch ihre Größe unterscheiden: den **Pongo**, der über 4 Fuß, und den **Joko**, der drittehalb Fuß hoch seyn soll. Seit **Camper** das Skelet des erstern besitzt, kann wohl seine Wirklichkeit nicht mehr bezweifelt werden. Schon die platte **Nase**, die kurze **Stirn**, die nahliegenden **Augen**, die ziemliche Entfernung der Nase vom Maule, die langen **Kinnbacken** und die großen **Ohren** unterscheiden den Joko sehr vom Menschen. Auch sind nach Verhältniß seine **Schenkel** kürzer, seine **Arme** länger, seine

Füße fast wie Hände gebildet, und an seinen kurzen Daumen fehlt der Nagel. So auffallend die Aehnlichkeit seines **innern Baues** und seiner **Knochen** mit den Unsrigen ist, so herrschen auch da Verschiedenheiten, unter denen der Mangel der Sprachwerkzeuge, die 13 Rippenpaare und die plattern Hüftknochen die vorzüglichsten sind. Dem ungeachtet ist er immer das uns ähnlichste Thier, und seine den unsrigen gleiche **Zähne**, so wie die **Abwesenheit der Backentaschen** und **Gesäßschwielen** und der **Besitz** der **Waden** und eines aufgeschwollenen **Gesäßes**, bringen ihn uns näher, als irgend ein Thier des Affengeschlechts. Sehr gerne und am Meisten geht er aufrecht. In seiner **Miene** herrscht Ernst, in seinem Gange Würde, und in seinen **Bewegungen** mehr Sanftmuth als sein Geschlecht sonst beweist. Ohne große Mühe läßt er sich abrichten. So bewillkommte der, der vor einigen Jahren in Paris lebte, auch unbekannte Personen mit einem herzlichen Händedruck, umarmte seine Freunde mit warmer Inbrunst, nahm bey Tische sehr drollig eine Serviette um, schenkte sich und andern Thee ein, nnd gieng mit denen, die im Gespräche begriffen waren, so ernstlich auf und ab, vls ob er den eifrigsten Antheil daran nähme. Er hatte es

sehr

sehr gerne, wenn man ihn liebkosete, und war ein großer Freund von Näschereyen, die ihn auch wahrscheinlich so frühe ins Grab brachten. So lebte auch das Orangutang-Weibchen nicht lange, das einst in die Menagerie des Prinzen von Oranien gebracht wurde. Es war ein gutes, geselliges Thier, das bald auf 4 bald auf 2 Füßen gieng. Fast alles aß es, besonders aber Braten und Fische. Doch kostete es zuvor sehr aufmerksam. Sehr drollig schenkte es sich Wasser und Wein ein, wischte sich nach dem Trinken den Mund, bediente sich eines Zahnstochers, machte sich ein ordentliches Kopfkissen und deckte sich bey Nacht zu. Zuweilen schien es durch ein erbärmliches Geheul seine Sklaverey zu beseufzen. Seine Stärke war so bewunderungswürdig als seine Geschicklichkeit im Klettern. Kaum hatte es einmal das Vorlegschloß seines Halsbandes mit einem Schlüssel öffnen sehen, als es bald darauf mit einem Stückchen Holz das nämliche versuchte. Knoten aufzulösen, Schnallen aufzumachen, Stiefel abzubürsten war ihm sehr leicht, und das reinliche Thier wischte seinen Harn eben so sorgfältig auf, als es den Schrank in seinem Gemache abstäubte. Freylich ist schwer zu entscheiden, was bey dem Orangutang Natur und was Erziehung thut. Denn er nimmt

alles sehr bald an. Man hat ihn daher gelehrt, wie ein Mensch Messer, Gabel und Löffel zu gebrauchen, Gläser auszuspühlen, Bratenwender umzudrehen, hinter dem Stuhle wie ein Bedienter zu stehen, und Wasser auf dem Kopf zu hohlen. Allein nimmt man ihm den Krug nicht gleich an der Thüre ab, so läßt er ihn fallen, und fängt erbärmlich zu schreyen an. Komisch war der, den le Guat in Java sah. Er gieng nicht nur völlig wie ein Mensch zu Bette, sondern pflegte auch, wenn er Kopfweh hatte, sich ein Schnupftuch um den Kopf zu binden, und mit aller Gravität eines Patienten im Bette zu liegen. So hatte man einmal einem krank gewordenen Orangutang zweymal zur Ader gelassen. So oft er nun wieder unpaß wurde, reichte er bittend den Arm hin; und ein anderer beweinte seine todte Gattinn ungemein herzlich, und folgte ihr in zween Tagen. Man lehrt dieses Thier eine Menge Dinge, die man hernach leicht für Natur hält. Inzwischen zeugt die Art, wie es Austern fängt, da es nämlich einen Stein zwischen die Schaale schiebt, um nicht gekneipt zu werden, oder auch mit einem Stein die Schaale zerschlägt, von sehr gutem Instinkt; so wie hingegen das von Dummheit und Eingeschränktheit, daß, so gern es sich auch an dem Feuer wärmt, das Reisende verlassen

n
r
o
l=
n
n;
ge=
an
er=
die
ein
zu
ger=
das
gern
ver=
ssen

Tab. XXII.

43

44

lassen haben, es dennoch nicht so klug ist, Holz zuzulegen. Im wilden Zustande sind die Orangutangs grausam und wollüstig. Sie stehlen Kinder und entführen Weiber. Selbst mehrern Menschen wird ein Einziger tapfern Widerstand thun, und sie verfolgen oft einen Elephanten mit Faustschlägen. Sehr leicht kann man von ihnen Prügel bekommen. Die Neger halten sie für eine unbekannte Nation, die bloß darum nicht sprechen wolle, um nicht zur Arbeit genöthigt zu werden. Sie leben von Blättern und Früchten.

Mit ungeheuern **Armen** versah die Natur den **Gibbon**, von dem man zwo Arten, einen **großen** (42) und einen **kleinen** (43) findet. Sie sind so lang als er selbst, und reichen, wenn er geht, auf die Erde, so, daß er ohne den Rücken zu beugen, auf allen Vieren gehen kann. Sein braunes, plattes und nacktes Gesicht ist mit einem Kreise von Haaren umgeben. So ungefähr würde der Mann aussehen, der in der Wildniß aufwüchse, ohne daß die Hand dem wilden Wuchse des Bartes und der Kopfhaare eine andre Richtung gäbe. Tief im Kopfe liegende Augen, kahle **Ohren** mit starken Rändern, und eine etwas platte **Nase** zeichnen noch überdieß ihn aus. Er hat keinen Schwanz, aber ein haarich-

tes Gesäß mit Gesäßschwielen. Seine **Farbe ist** schwärzlich, auch braun, seine Hände und Finger grau mit schwarzen Nägeln, die Fußsohle haarlos und schwarz. Seine **Heimath** ist Ostindien, besonders Malaka, Koromandel und die molukischen Insuln. Er ist bey Weitem nicht so wild, als andre Affen.

In weit größerer Anzahl als dieser findet sich in den wärmern und gemäßigtern Himmelsstrichen der alten Welt der **Magot** oder **Hundskopf** (44). Er ist dem gemeinen Affen ziemlich ähnlich, nur zeichnet ihn die hervorstehende **Hundsschnauze** aus. Sein **Kopf** ist dick, seine **Nase** platt, die **Augen** klein, die **Ohren** kurz und nackend. Seine **Hundszähne** sind länger als die des Menschen. Auf seinem Kopfe hat er über der Stirn einen schwarzen Wulst, und sein übriges ziemlich langes und dickes Haar ist braungrau; am Bauche ist er weißgelb, wie sein Bart ist. Schreber sah einen, der im Gesichte weiß, und an der Brust und am Bauche blaulich grau war. Seine Finger sind behaart und seine Nägel schwarz. Innerhalb, an jeder Seite des untern Kinnbackens, findet sich der Eingang eines Beutels, der längs dem kurzen Halse hingeht. Diese **Backentaschen** sind das Magazin des Magots, worin er

seinen

seinen Speisevorrath aufhebt. Man kann bey dieser so wohlthätigen Anstalt der Natur sich nicht enthalten, diese Backentaschen für etwas dem ersten Magen der wiederkäuenden und dem Kropfe der gefiederten Thiere sehr ähnliches zu halten. Der **Magot** frißt alles, nur keinen Käse oder sonst gegohrne Dinge. Seine Mienen sind dumm, seine Bewegungen heftig, sein Gemüth falsch. Sehr oft knirrscht er mit den Zähnen und wackelt abscheulich mit seinen Kinnbacken. Alles stopft er mit verstohlner Gierigkeit in seine Backentaschen. Er geht lieber auf Vieren und sitzt gewöhnlich auf seinen dicken Gesäßschwielen, über denen ein kleines Schwanzläppchen zu sehen ist. Er ist ungemein stark und häufig. Auf den Felsen bey Gibraltar, wo man kaum denken sollte, daß so viele Thiere Nahrung fänden, ist ihrer eine große Menge. Weder der Spanier, noch der Maure, noch der Engländer konnte sie aus ihrem Besitze vertreiben. Immer fanden sich unter ihnen Elliote genug, den unwirthbaren Felsen, den sie als ihr Eigenthum ansahen, zu vertheidigen, ja sie empfiengen wohl gar zuweilen die unten arbeitenden Minirer mit einem tüchtigen Steinregen. Auch auf dem Vorgebirge der g. H. sind ihrer viele, die immer thun, als wollten sie sich fangen lassen; so wie man aber nach ih-

nen greifen will, sind sie plötzlich über alle Berge; und in Korsika waren im 6ten Jahrhundert zuverlässig viel mehr Magots als Menschen.

Schon weiter entfernt von der Aehnlichkeit mit dem Menschen, sind die **Paviane**, deren es eine große Menge und verschiedene Arten gibt. Der **Pavian** ist ein wildes, ungestümmes, boshaftes Thier. So wie seine Gestalt von dem Menschen abweicht, so haben auch seine Sitten und sein Gemüth weniger von demselben als die seiner Vorgänger. Nur die Bildung der **Hände** ausgenommen, ist an ihm alles ganz thiermäßig: der dicke Kopf, die lange Schnauze, der krummgebogene Schwanz, die nackten braunen **Ohren**, ohne Ränder und Lappen, der zottichte braunrothe Leib. Sein Gesäß ist blutroth und narbenvoll, und seine **Backentaschen** von beträchlichem Umfange. Seine ungestümme Hitze, sein unbezwinglicher Starrsinn, seine Falschheit und Treulosigkeit machen ihn dem Menschen sehr gefährlich. Alles verräth an ihm Stärke, Bosheit und Geilheit. Wüthend knirrscht er mit den Zähnen, ergreift die eisernen Stäbe seines Käfigs, und rüttelt daran mit solcher Macht, daß man alle Augenblicke glaubt, er werde umstürzen. Unbewaffnet dürfen sich auch viele Menschen nicht an ihn wagen, und seine Zähne und Klauen machen

Tab. XXIII.

45

46

ihn den Hunden höchst fürchterlich. Schaamloser kann durchaus kein Thier seyn. Unausstehlich ist einem Menschen von Gefühl und Sitten sein Anblick, und seine Ausgelassenheit ist so groß, daß der Wohlstand ihre Beschreibung verbiethet. Stolz auf seine Abscheulichkeiten, zeigt er am Liebsten seinen eckelhaften Hintern. Zwar ist Unverschämtheit den meisten Affen eigen. Allein die Peitsche macht diese etwas bescheidner. Nur die Größe unterscheidet den großen und kleinen **Pavian** (45). Die **Paviaͤninn**, die, wie alle Affenweibchen mit kahlem Gesäße, ihre periodischen Ausleerungen hat, wirft nur Ein Junges. Sie trägt es immer in den Armen, und erdrückt es zuweilen vor lauter Liebe. In großen Gesellschaften ziehen die **Paviane** in Indien, auf dem Kap ꝛc herum, und überfallen gemeinschaftlich die Gärten, Weinberge und Felder, die sie zu plündern im Sinne haben. Mit viel Geschicklichkeit und unter tiefem Stillschweigen wird die Expedition vorgenommen. Von dem Berge an, der ihr gewöhnlicher Wohnplatz ist, bis zu dem Ort den sie bestehlen wollen, formiren sie eine Linie. Ein Theil besetzt das Gehäge; ein anderer bricht die Früchte ab, und wieder einer hält Wache. Jeder wirft die Frucht seinem nächsten Nachbar zu, und so ist die Weinlese

bald vorüber, und der ganze Vorrath an Ort und Stelle. Merkt aber die Schildwache Unrath, so schreyt sie laut auf, und nun ergreift alles die Flucht. Rohes Fleisch essen die Paviane nicht, aber so zubereitet, wie es die Menschen genießen, sehr gerne. Hieher gehört auch der **Pavian Mornon** mit der gefurchten himmelblauen Nase, und der **graue Pavian** mit einem ziemlich langen Schwanze.

Ihm, dem Pavian, macht in der Häßlichkeit den Rang der **Mandrill** (46) streitig. Er führt verschiedne Namen: **Maimon, Tartarin,** einige nennen ihn gar den **Teufel.** Aus den beyden Löchern seiner flachen himmelblauen Nase mit schwarzen Furchen fließt beständig ein Schleim, den er mit der Zunge auffängt. Er ist größer, aber nicht so wild und schaamlos als der Pavian. Sein **Kopf** ist dick, sein **Gesicht** breit, die **Nase** klein, die Schnauze länglich, das mit gelben **Zähnen** besetzte **Maul** weit, die **Lefzen** dünne. Scheußliche Runzeln entstellen noch mehr die weiße Haut seines Gesichts. Die vier **Hände** sind ohne Haare, seine **Finger** nur am zweyten und dritten Gliedknochen abgesondert, die großen **Fußzehen** dick, und die **Nägel** glatt und schwarz. Sonst ist er überall mit langen,

schwärz=

schwärzlichen und rothbraunen Bärenhaaren bedeckt. Er geht fast nie auf allen Vieren, und sitzt meistens auf seinen blutrothen Gesäßschwielen. Er kann ächzen und schreyen wie ein Mensch. Seine Heimath ist Afrika, besonders die Goldküste. Obgleich einige Naturlehrer ihn auch **Maimon** nennen, so haben doch andere diesen Namen dem Schweinschwanz-Affen beygelegt, der im südlichen Indien und in Sumatra zu Hause ist. Dieses schwärzliche auch olivenfarbige Thier zeichnet sein nackter Schweinschwanz hinlänglich aus. Es ist sanfter und einschmeichelnder, und, obgleich muthwillig genug, doch nicht so unverschämt als der Pavian. In der Größe gleicht es dem Magot, und ist etwas minder häßlich als sein Halbbruder der Schweinaffe mit seinem aufgeworfnen Rüssel.

Ein sehr gravitätisches Ansehen hat der **Wanderu**, der auch Silen, **Bartaffe**, **Weißbart** heißt. Ihn zieren ein langer blendend weißer **Bart** und sehr struppichte Kopfhaare. Er hat eine Wildheit, Grausamkeit und Stärke, die sich nur in seiner frühen Jugend etwas zähmen läßt. Alle andere Affen sollen, nach dem Vorgeben der Indianer, vor diesem **Bartaffen** eine große Hochachtung haben, und man muß zur Ehre dieser Affen sagen, daß sie nicht die

Einzigen Geschöpfe sind, die, ohne Rücksicht auf Verdienste, im Bart allein eine große Würde finden. Wälder sind der gewöhnliche Aufenthalt dieser **Wanderu**; Blätter und Knospen ihre Nahrung, und Possen ihr Beruf an den Höfen der Indianischen Großen. Man findet sie bald ganz schwarz mit einem weißen, bald ganz weiß mit einem schwarzen Bart. Sie stellen den Indianerinnen nach. Oft aber empfängt der unhöfliche Mann seinen Nebenbuhler mit derben Prügeln. Lang geschwänzt, und daher mit Meerkatzen oft verwechselt, ist der **Makako** und die **Aigrette**. Kongo und überhaupt das südliche Afrika ist ihr **Vaterland**. Nur ein Haarbusch auf dem Kopfe unterscheidet den letztern vom erstern. So gelehrig und sanft sie auch sind, so macht doch ihre widerliche Miene und ihr abscheulicher Gestank sie zum Umgange mit Menschen unfähig. In großen Gesellschaften gehen sie auf Pflanzenraub aus, begucken aber jede, die sie ausreissen, sehr genau, und werfen sie, so bald sie den geringsten Fehler entdecken, gleich weg. Eine Delikatesse, die verheerender ist als ihre Gefräßigkeit. Ihre Farbe ist ein Gemisch von Grüngelb und Aschenfarbe, und in der **Größe** gleichen sie einem Wachtelhunde. Fast von der nämlichen Größe ist der **Patas**, der bald eine schwarze, bald

bald eine weiße Binde über den Augen hat. Um der rothen Farbe seiner schimmernden Haare willen heißt er auch der rothe Senegallische Affe, und seine freundliche Miene macht ihn sehr beliebt. Er ist ungemein neugierig. Geht unter dem Baume, den er bewohnt, etwas Neues vor, so steigt er auf den niedrigsten Zweig herab, beguckt es, und scheint sich mit seinen Kameraden geschwätzig darüber zu unterhalten. Aber lange bleibt es nicht beym Begaffen. Sie werfen mit Zweigen nach den Reisenden. Antworten diese mit Flintenschüssen, dann geht erst der Lärm los. Die Einen werfen mit Steinen, die Andern schleudern ihren Unrath den Feinden ins Gesicht, und wieder andere stimmen mit erbärmlichem Geheule den Schlachtgesang an. Endlich ergreifen alle die Flucht.

In Bengalen zu Hause ist der langgeschwänzte **Malbruck**, der auch **Löwenschwanz**, **Waldgeist** und **Faun** heißt, mit dem die **Chineser-Mütze** oder der **Hutaffe** zu einer Gattung zu gehören scheint. Der Letztere führt diesen Namen, weil sein Haar in Form eines platten Hutes, wie die Chineser zu tragen pflegen, auf die Scheitel gewachsen ist. Diese wilden räuberischen Thiere behaupten die Herrschaft des Waldes, und spotten durch ihre Geschwindigkeit der

Löwen und Tieger. Die Schonung, die ihnen in manchen Gegenden der Aberglaube angedeihen läßt, da sie, anstatt weggeschossen, göttlich verehrt werden, macht sie desto dreister. Man hält da Affenhospitäler für kranke, invalide Affen. Zweymal in der Woche kommen die aus den Wäldern und hohlen Reis, Hirse, Zucker u. d. was die Bewohner schon vor der Ankunft dieser Gäste auf die Terassen ihrer niedrigen Häuser in Bereitschaft gelegt haben müssen. Wäre das nicht geschehen, so würden diese unverschämten Thiere unfehlbar die Ziegel aufheben und in die Speisekammer steigen. Mit vollgestopftem Magen und Backentaschen kehren diese vom Staate gemästeten Müssiggänger in ihre Einsamkeit zurück. Nicht zufrieden damit, plündern sie auch oft Zuckerplantagen. Nähert sich ein Mensch, so ruft der Wächter ein warnendes Huy, Huy — dann lauft alles davon, und selbst das Weibchen springt mit ihrem Jungen im Arm von Baum zu Baum. Sie lieben Kokosnüsse sehr. In Gegenden, wo man sie fangen darf, wirft man daher solche Nüsse mit kleinen Löchern in ihre Nähe. Jetzt zwingt der Affe seinen Fuß in das Loch, um den Kern herauszunehmen. Ehe er ihn aber wieder herausbringt, überfällt man ihn. Sein Hauptfeind ist eine große Schlange, die ihn mit Haut und Haar verschlingt.

In Madagascar, nahe bey Mangabey, wohnen langgeschwänzte Affen, die **Mangabey** heißen. Die nackten Augenlieder von blendender Weiße, und ein starker Wulst um die Augen zeichnen sie hinlänglich aus. Ihr Rücken ist fahlbraun und ihr Bauch weiß. Sie tragen den Schwanz aufgerichtet. Gemeiner als sie ist der **Mona**, der auch in den gemäßigten Gegenden von Asien und Afrika sich fortpflanzt. Er hat einen großen Bart von weißen, gelben und schwarzen Haaren, und sieht überhaupt buntscheckig aus. Seine Laune ist immer gleich gut, und er beweist sogar, was bey Affen selten ist, eine Anhänglichkeit an seine Wohlthäter. Ameisen und Insekten sind seine liebste Speise. Von ungemein schöner grüner Farbe ist der **Kallithrix** (47). Sein Bauch ist weißlich, und er scheint im Gesicht eine schwarze Maske zu tragen. In Afrika findet man ihn sehr häufig. An den Ufern des Nigers fand Adanson eine ungemein große Menge. In einem kleinen Bezirke schoß er 23, ohne daß irgend einer einen Laut von sich gegeben hätte. In desto lebhafterer Bewegung aber waren ihre Zähne und Stirnhäute. Seltsam und auffallend ist die ganze weiße zuweilen auch blaue Lippe in dem sonst schwarzen Gesicht des **Moustals**. Er heißt deswegen bald **Weiß**= bald **Blaumaul**. An

den Ohren hat er Haarbüschel, die fast den jetzigen statt der Locken eingeführten struppicht ausgekämmten Haaren ähnlich sind. Sein Wuchs ist minder schön als des **Talapoins** in Asien und Afrika. Seiner großen Genäschigkeit hat der Aberglaube, diese Geisel aller Länder, den Dienst gethan, sein Leben in Schutz zu nehmen. Daher wissen die armen Obst- und Konfekthändler nicht genug, wo sie ihre Waaren vor diesem Näscher verstecken sollen. Eine Mischung von Gelb, Grün und Schwarz ist seine Farbe. Weit größer als er ist der **Douc**. Er ist der einzige langgeschwänzte Affe, der ein behaartes Gesäß und keine Gesäßschwielen hat. Auf seinem buntgemischten Gewande thut sein **Halskragen** von brauner und Purpurfarbe eine gute Wirkung. Cochinchina ist sein **Vaterland**. Wahrscheinlich ist der Madagaskarische Sifac dasselbe Thier.

Alle diese jetzt angeführten Affen sind bloß in der Alten Welt zu Hause. In der Neuen hingegen wohnt das so zahlreiche **Meerkatzen-Geschlecht**. Dieses zerfällt in zwo Gattungen, deren die eine, die **Sagoins**, einen schlaffen Schwanz, die andern, die **Sapajus**, einen langen Winkelschwanz haben. Sie sind, ob sie gleich überhaupt als Affen angesehen werden, doch von ihnen durch karakteristische Zei-

chen

Tab. XXIV.

47

48

Thelott sc.

chen unterschieden. Der Besitz eines Schwanzes macht sie den Affen im engern Verstande (den ungeschwänzten) und der Mangel der Backentaschen und Gesäßschwielen, den geschwänzten Affen unähnlich; so wie auch die Bildung der Nase, die eine weit dickere Scheidewand, und die Löcher mehr an der Seite als unten hat, sie von allen unterscheidet.

Unter den mit Wickelschwänzen versehenen, oder den Sapajus, ist einer der größten der Quarina (48 a) und der ihm sehr ähnliche Aluate, die auch den Namen Brüllaffe, Heuler, Greis führen. Ihre Stimme ist ungemein stark und klingt wie eine Trommel. Täglich versammeln sich Morgens und Abends mehrere Quarinas. Auf einem erhabnen Platze sitzt der Präsident der Versammlung, die sich in einen Kreis um ihn lagert. Jetzt fängt er fürchterlich zu schreyen an. Auf ein Zeichen mit der Hand schreyen alle mit. Auf ein anderes schweigen wieder alle, und er schreyt alleine. Der ganze Vorgang sieht einer sonstigen Disputation gleich, nur daß die Argumente mit der Faust wegbleiben. Eine ganz besondere Einrichtung des Kehlbeins bringt den unglaublich starken Schall hervor. So boshaft, wild und unverschämt diese Thiere sind, so gibt doch ihr

Fleisch dem Wilden eine sehr angenehme Speise. Man jagt sie daher sehr häufig. Aber dieß ist so leicht nicht, denn sie verstehen tausend Kunststücke. Sie wehren sich mit Zweigen und mit ihrem Unrath sehr tapfer. Schießt man nach ihnen, wenn sie auf Bäumen herumklettern, so fallen sie selten auf die Erde, sondern bleiben mit ihrem Wickelschwanze am Baume hängend, und so verwesen sie oft. Es ist rührend anzusehen, wie wenn einem durch einen Schuß ein Glied verwundet oder zerschmettert wird, er seine Wunde wehmüthig hin und her ansieht, und wie dann die andern herbeykommen, die Wunde aufmerksam und theilnehmend betrachten, und Blätter als Charpien hineinlegen. Die Farbe dieser Thiere ist schwärzlich auch rothbraun, und ihre Weiber schleppen ihre 2 Jungen immer mit sich, und haben eins unter dem Arm, das andere auf dem Rücken rittlings. Etwas sanfter und gelehriger ist der Coaita (48 b) oder Beelzebub. Er ist ganz schwarz und hat nur 4 Finger ohne Daumen, den ihm aber die Natur durch seinen Wickelschwanz reichlich ersetzte. Dieser ist völlig seine fünfte Hand. Er bedient sich desselben fast so geschickt als der Elephant seines Rüssels, fängt damit Fische, und kann einen so fest damit anfassen, daß es wirklich wehe thut. Tausend

send abenteuerliche Stellungen und Possen haben die Coaitas völlig in ihrer Gewalt, und necken den Reisenden auf alle Weise. Bald blöken sie die Zähne gegen ihn, bald grinzen sie ihn an, ja, sie nehmen sich wohl gar die Freyheit, unter hämischem Gelächter auf ihn vom Baume herabzupissen. Wollen sie auf einen Baum, der von ihrem Wohnorte durch einen Fluß getrennt ist; so hängen sie sich vom obern Zweige herab wie eine Kette aneinander. Nun schwanken sie über dem Wasser hängend so lange hin und her, bis der unterste in der Schwingung den Baum erreicht. Und nun reißt er die ganze Kette mit sich hinüber. In ihren Eingeweiden wohnt eine Menge Würmer. Fische, Würmer, Insekten und Früchte sind ihre Nahrung. Ihr röthliches Gesicht macht sie dem Menschen sehr ähnlich. Die Holländer nennen den Coaita auch Bosch-Duivel, woraus unser **Waldteufel** geworden ist. Sein **Vaterland** ist Surinam und Guiana. Hier wohnt auch der **Peruken-Affe**, der eine förmliche, gelbbraune Allongeperucke aufzuhaben scheint, und der **Dianen-Affe**, dem ein halber Mond über der Stirne diesen Namen erwarb.

Sehr gut kommt auch in unserm Klima der **Saju** oder **Kapuziner-Affe** fort. Sein kutten-

förmiges,

förmiges, braunes Gewand war die Veranlassung zu seinem Namen. In Versailles kamen einmal Junge von ihm zur Welt, gegen die sich die Alten mit ungemeiner Zärtlichkeit betrugen, so launisch sie sonst in ihrer Zuneigung zu Menschen waren. Eben diesen Namen gaben Linné und Schreber der **Meerkatze**, die Büffon Sai nennt. Sie hat ein glätteres Gesicht und einen weißen Kreis um die Augen. Weil sie immer winselt, heißt sie auch **Winsel-** und weil sie stark riecht, **Bisam-Affe**. Ihr sehr nahe kommt der **Pfeifer** oder **Spring-Affe**. Besser und durchdringender kann kein Affe pfeifen als er. Einen zahmen sah man zum öftern das Gesicht mit seinem Harn waschen. Niedlicher und geschmeidiger ist keiner als der **Saimiri** in Guiana, dessen Farbe schön schimmerndes Auroragelb und dessen Auge groß und feurig ist. Etwas kleiner, aber von melancholischem Ansehen, ist der **Todtenkopf**.

Unter den **Sagoins**, die nur einen schlaffen Schwanz haben, ist zu merken: der **Saki**, mit seinem haarreichen Fuchsschwanze; der **Tamarin** mit seinen langen Midasohren; der **Ouistiti**, dessen kleiner Körper samt dem geringelten Schwanze in einer Kokosnuß Platz hat. Selbst in dem kalten Petersburg haben sich diese niedlichen Thierchen bey sorgfältiger

fältiger Pflege fortgepflanzt. In seidenartige weiße, am Kopf aber gelbe Haare ist der **Marikina** gehüllt, der auch der **Löwenaffe** heißt; und von den verschiedensten Farben ist das Gewand des **Pinche**, dessen aschenfarbiges Mausegesicht einen sonderbaren Kontrast damit macht. Sehr zotticht, mit langen silberweißen Haaren umgeben ist der **Miko** (48 c), der um den Oronoko wohnt. Der schönste Karmin röthet seine Wangen, Schnauze und Ohren, und zwar so auffallend, daß man ihn für geschminkt halten sollte. Sein Schwanz ist kastanienbraun —. Doch wir müssen abbrechen, so manches sich noch über die **hundsschwänzige, weißmaulige, weißnasige Meerkatze**, über den **Mohraffen**, den **Roloway** u. a. m. sagen ließe.

Die Nachahmungssucht der Affen wurde nicht selten schon, um sie zu fangen, benützt. So hat man zuweilen unter dem Baume, auf dem Affen waren, Stiefeln aus- und angezogen. Endlich ließ man sie stehen, nachdem man zuvor Vogelleim hineingethan hatte, und gieng bey Seite. Bald kam ein Affe und wollte die Stiefeln auch anziehen. Aber nun wars um ihn geschehen. In Stiefeln konnte er nicht laufen, sie ausziehen auch nicht, und so wurde er gefangen. Andere stellten Wein und andere berauschende

Getränke in die Nähe. Gierig schlürften sie dieselben aus, und bezahlten ihre Völlerey mit ihrer Freyheit. Oder man wusch sich zum öftern, so daß es Affen mit ansahen. Man ließ nun das Becken, mit Leim oder sonst einer klebrigen Materie gefüllt, zurück. Um sich auch zu waschen, stiegen die Affen von ihren sichern Wohnsitzen herab. Aber die dadurch zugeklebten Augen, und die am Boden klebenden Vorderhände erschwerten ihnen die Flucht. Oder man besah sich auch öfters in einem Spiegel, und ließ einen andern stehen, der mit Federn versehen war, so daß dem Affen, sobald er um sich zu begucken, darnach griff, die Finger eingeklemmt wurden. Oft ziehen die Neger in großen Gesellschaften auf die Affenjagd aus. Aber nicht selten geschieht es, daß die Affen, wenn sie einige ihrer Brüder fallen sehen, nun die Neger bis in ihre Hütten verfolgen, große Zerstörungen an den Dächern anrichten und förmlich plündern.

Der Nutzen, den sie den Menschen schaffen, ist, so viel wenigstens davon in die Augen fällt, sehr unbeträchtlich gegen den Schaden, den sie anrichten. Und doch sind auch sie sicher nicht umsonst in der Schöpfung, sind gewiß nicht bloß darum da, um dem Menschen Grimacen und Späße vorzumachen. Zufällig wird ihre Bosheit einigermaßen nützlich. Man

wirft

wirft nämlich nach ihnen auf die hohen Bäume, deren Früchte man nicht erreichen kann, mit Steinen. Voll Zorn werfen sie mit Früchten dagegen. In China soll eine kostbare Theeart auf unersteiglichen, nur von Affen bewohnten Felsen wachsen. Zur Zeit der Theeärnte bombardirt man förmlich ihren sichern Wohnsitz mit Steinen: und sie antworten darauf mit Theestauden, die man ohne ihren Zorn nie bekommen hätte. Wer kann wissen, ob nicht noch mit der Zeit die Affen uns gewisse Dienste thun lernen, deren Niedrigkeit mit der Würde und den Vorzügen des Menschen streitet? Ihr Fleisch wird von einigen gegessen, und von dem Bezoar, den wenige Arten in der Gallenblase haben, wurde sonst ungemein viel Aufhebens gemacht.

Dieß sind nur einige Blicke in die große Affenwelt. Denn zuverläßig gibt es ihrer noch mehrere Arten, als bereits entdeckt sind. Inzwischen lasse sich Niemand durch die Menschen täuschen, die gewöhnlich Affen herumführen. Oft schaffen sie mit ihrem Scheermesser, mit dem sie den Schwanz abschneiden oder den Kopf glatt scheeren, zuweilen auch mit ihrem schöpferischen Pinsel eine ganz neue Affenart, und nennen noch obendrein eine Gegend, die kein Cook gesehen, und einen Namen, den kein Linné gehört hat.

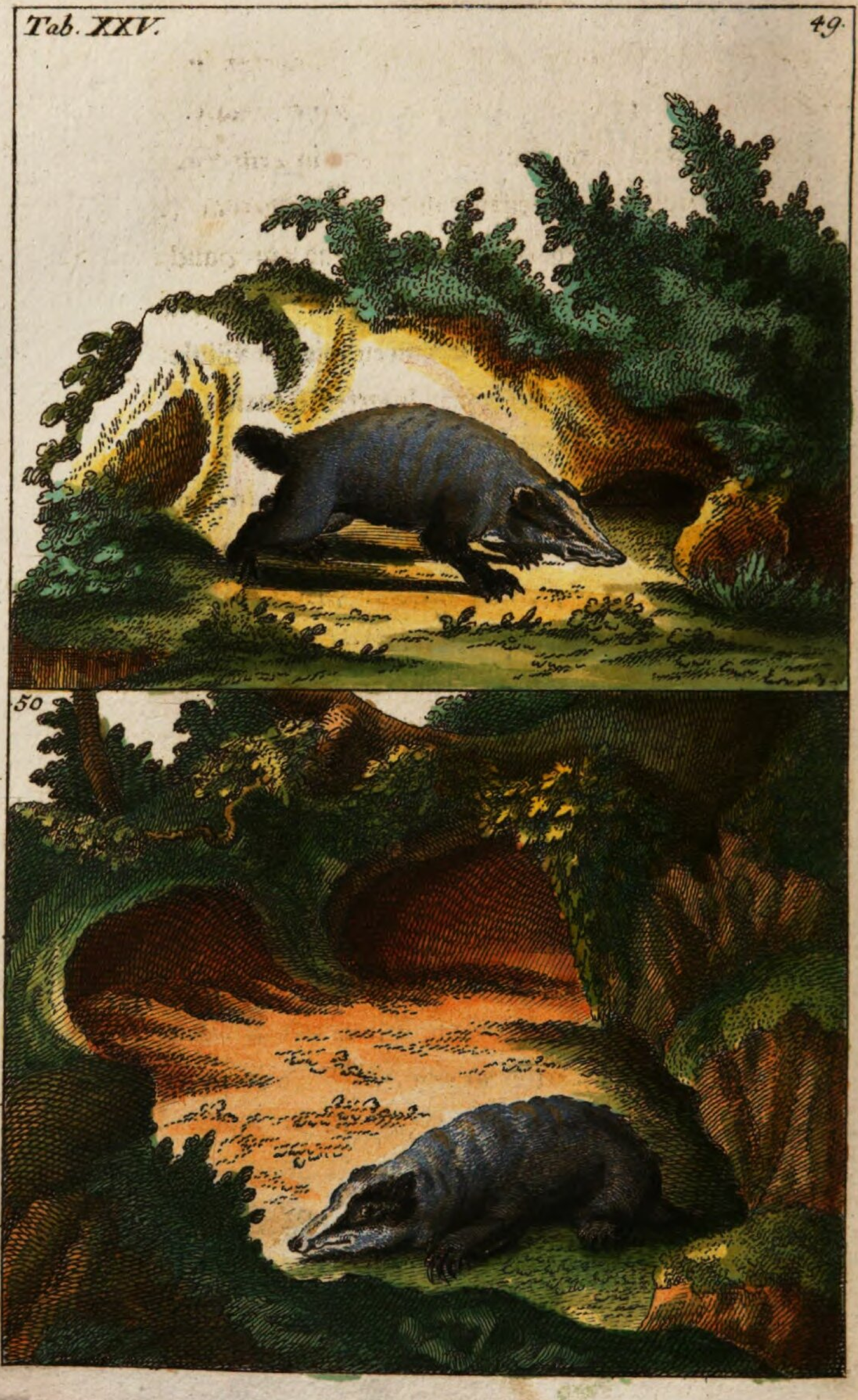
Tab. XXV.

Der Dachs.

Das Männchen (49).

Das Weibchen in ihrem Baue (50).

Selbst die Eingeweide der Erde sollten nicht ohne Bewohner seyn. Ausser den Millionen Würmern und Käfern, die die Erdschollen durchschneiden, und den Kreislauf der Feuchtigkeiten und der Luft wohlthätig befördern, sollten auch vierfüßige Thiere den größten Theil ihres Lebens in unterirdischen Kammern zubringen. Diese zu graben gab ihnen der Schöpfer die nöthigen Werkzeuge, und eine Einrichtung und Bildung, die diesem Berufe ganz gemäß ist. Zu diesen Geschöpfen gehört auch der Dachs. Seine wahre Gestalt verbirgt ein dichtes Haar, das überall, die Stirn, Schnauze und die Füße ausgenommen, sehr lang ist. Dieses ist immer fett und unrein. Es kommt dieß von einer sonderbaren, nur dem Dachse eignen Oeffnung, unter dem Schwanze her. Aus ihr schwitzt beständig eine klebrige übelriechende Feuchtigkeit, die aber dem Dachs angenehm und nützlich ist. Denn wenn er im Winter mehrere Tage ohne Nahrung in seinem Kessel liegt, so steckt er seine spitzige Schnauze in dieses Loch, das nur einen Zoll


Tab. XXV.
49.
50

tief ist, und saugt da an sich selbst. Daher man es Saugeloch nennt. Die Farbe seiner Haare ist schwarz, weiß, roth und grau; oben auf dem Kopfe sind abwechselnde Streifen, und es ist sonderbar genug, daß er auf dem Rücken heller und am Bauche dunkler ist. Er hat kurze, runde Ohren, kleine Augen, und Füße, die an den Knieen wie ein Winkelhaken gebogen, und mit 5 sehr scharfen Klauen, besonders an den vordern, bewaffnet sind, einen sehr kurzen, einem Haarbüschel ähnlichen Schwanz, und eine längliche Hundsschnauze, mit 18 Backen-12 sehr scharfen Schneide- und 4 Hundszähnen. Nicht von besonderer Güte ist sein Gesicht, desto leiser aber dafür sein Gehör. Ein scharfes durchdringendes Grunzen ist seine gewöhnliche Stimme.

Der Dachs ist ein finstrer, menschenscheuer Einsiedler. Er flieht sogar das Licht, und eilt, wenn nach kurzen Sommer-Nächten die aufgehende Sonne, fern von seinem Baue, ihn überrascht, ganz betäubt, in einem hohlen Baum, oder in einem alten Fuchsbau. Erst wann wieder die Finsterniß in seinem Walde herrscht, kehrt er in sein eignes Haus zurück. Für ihn hat die Gesellschaft keine Freuden, und selbst die seines Weibchens vermeidet er. Wäre nicht der Hunger, der ihn aus seiner künstlichen Klause triebe, er

er würde sie nie verlassen. Doch kann er denselben sehr gut ertragen, und der Ueberfluß an Fett, der aber im Winter oft etwas abnimmt, kommt nicht von der Menge des Futters, sondern von dem beständigen Schlafen. Ohne den **Winterschlaf** zu haben, wie seine Spuren im Schnee beweisen, ob es gleich von vielen behauptet worden, schläft er doch leicht so viel oder mehr als die Thiere, die den ganzen Winter hindurch in einer Erstarrung zubringen. Denn er verschlummert die ganze Nacht und drey Viertheile des Tages, und bringt also von einen etwa 12 Jahre dauernden Lebenslauf nur den achten Theil wachend zu. Nicht selten verdrängt ihn ein unverschämter Fuchs durch den Gestank seiner Losung aus seinem eignen Baue, und nöthigt ihn, einen neuen zu graben, den der Dachs mit viel Kunst und Sorgfalt anzulegen weiß. Er macht mehrere Kessel von beträchtlicher Tiefe und Umfang, in die verschiedne Röhren und Gänge (s. No. 50) führen. Diese sind theils zu Aus- und Eingängen, theils zum Unrath bestimmt, denn der Dachs sucht seinen eigentlichen Wohnplatz ungemein rein zu halten. In den Hauptkessel weiß er gerade aufstehende Röhren oder Oeffnungen anzubringen, durch die ihm frische Luft zufließt. Zwar versagte ihm die Natur die Geschwin-

digkeit,

digkeit, die so viele Thiere den Nachstellungen ihrer Feinde entzieht; aber sie entschädigte ihn durch den Instinkt, sich eine sichere Höhle zu bauen, durch Genügsamkeit und Schlaflust. Ueberdas versah sie ihn mit einem dicken Haare, das manchem Bisse widersteht, und mit einer Stärke der Pfoten und Schärfe der Zähne und Klauen, mit denen er die Hunde schwer verwunden kann. Ohnehin fehlt es ihm durchaus nicht an Muth und Entschlossenheit, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Dieses ist außerordentlich zäh, und es werden wenig vierfüßige Thiere seyn, die so viel ertragen können als er. Dieß bewies ein Dachs, der zum Anatomiren bestimmt war. Man hatte ihn in einem Dachseisen lebendig gefangen und steckte ihn in einen Sack. Auf diesen wurde nun so lange geschlagen, bis man das Thier für todt hielt — — Unläugbar eine grausame Art, ein Thier zu tödten. Gewiß, nur zum nützlichen Gebrauche, nicht aber zum Quälen gab uns der Schöpfer die Herrschaft über die Thiere. Und sollte wirklich ein so durchbläutes Geschöpf für die Anatomie brauchbarer als ein erschoßnes, oder durch Gift getödtetes seyn? Doch wieder zu unserm Märtyrer der Anatomie! — Ein Hund riecht an dem Sacke mit dem todtgeglaubten Thiere. Plötzlich packt ihn der mas-

kirte

kirte Dachs durch den Sack bey der Pfote, und hält ihn so fest, daß in dem Hin- und Herzerren beyde etliche Male über einander hinpurzeln. Jetzt gab man dem Dachs mehr als 20 Schläge auf den Kopf; umsonst, er lebt fort: dann noch einen entsetzlichen Schlag auf die Schnauze — der Dachs bäumt sich heftig, wiederhohlt dieß öfters, wird nun ruhiger, und beschließt endlich — aber erst nach 2 Stunden — sein Leben. Wer erstaunt nicht über ein so zähes Leben? Und doch kommt es in keine Vergleichung mit den Erfahrungen, die man in diesem Punkte besonders mit Insekten und andern Thieren gemacht hat. Kann man ja einen Frosch annageln und ihm das Eingeweide herausnehmen, und er wird dennoch, auch geraume Zeit nachher, noch Leben und Bewegung haben. Auch vor dem Stich der in der Mitte zerschnittnen Wespe ist man durchaus nicht sicher; und getrocknete Fadenwürmer, die man 8 Tage dörrte, so daß sie wie dürres Stroh wurden, lebten im Wasser wieder auf.

Der Dachs kann alles fressen. Eyer, Käse, Butter, Brod, Früchte, Nüsse, Getreide, Wurzeln, Kaninchen, junge Hasen, Kröten, Gänse, Hühner, Käfer, Würmer — nichts von alle diesem verschmäht er. Doch zieht er, wenn er gezähmt ist, das rohe Fleisch

Fleisch dem gekochten bey Weitem vor. In der Jugend ist er leicht zu zähmen. Er gewinnt seinen Wohlthäter lieb und folgt ihm auf dem Fuße nach. Im Alter aber wird man ihm sein menschenfeindliches, böses Wesen nie mehr abgewöhnen können. Er wird da so brummisch als der Bär, mit dem er auch dieß gemein hat, daß er an einem Berge den Kopf zwischen die Beine nimmt und hinabkollert. Der zahme Dachs liebt die Wärme ungemein. Er sucht sie oft so unvorsichtig, daß er sich die Pfoten verbrennt.

Die **Ranzzeit** der Dächse ist im Winter. Ungefähr 9 Wochen darauf **wirft** die Dächsinn 3—5 Junge. Ehe dieß geschieht, rupft sie Gras und Kräuter aus, sammelt sie in einen Bündel, den sie mit den Pfoten in ihren Kessel trägt, um ihren Jungen ein bequemes Lager zubereiten. Mit mütterlicher Sorgfalt geht sie nächtlicher Weile für diese auf die Jagd. Sie scharrt Wespennester auf und hohlt ihnen Honig, überfällt Kaninchen, raubt Feldmäuse, Eidechsen und Schlangen, stiehlt Vogeleyer u. d. m. Beladen mit Beute, eilt die gute Mutter an den Eingang ihrer Höhle und lockt ihren Jungen. Diese kommen freudig und nehmen ihr die willkommne Last ab. Mit Muth wehrt sie sich für ihre Junge. Sie wirft sich auf den Rücken nieder, und zerbeißt und

zerkratzt den Hund, der sie angreift, entsetzlich.

Weder sehr zahlreich noch sehr ausgebreitet ist das Geschlecht der Dächse. Der sogenannte weiße Dachs in Neu-York, und der **Stinkdachs**, auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, hat einige Aehnlichkeit mit ihnen. Dieser letztere wirft durch einen abscheulichen Gestank seine Verfolger zu Boden. Hier wohnt auch der **Honigdachs** oder Raton, der vorzüglich von dem Wachs und Honig lebt, das wilde Bienen in verlaßnen Schakal-Stachelschwein-Höhlen rc. bereiten. Seine harte Haut schützt ihn vor den Stichen der Bienen, und sein zottichtes Fell vor den Bissen der Hunde. Es ist unentschieden, ob dieß wahre Dächse seyen, deren Geschlecht überhaupt nicht weit außerhalb dem gemäßigten Europa ausgebreitet zu seyn scheint. Was den Unterschied zwischen dem sogenannten **Hundsdachs** (Meles, *le Blaireau*) und dem **Schweinsdachs** (Taxus, *le Taisson*) der gespaltne Klauen und einen Schweinsrüssel haben soll, anbetrifft, so ist er noch unentschieden.

Man fängt die Dächse mit kleinen Hunden, denen ihre krummen Beine das Hineinkriechen in den Bau erleichtern. Sobald sie der **Dachs** kommen sieht, so sucht er durch Aufscharren der Erde sich zu ver-

verschanzen und den Hund zu verschütten. Mittlerweile gräbt man von oben herab den Bau auf, faßt den Dachs mit Zangen und knebelt ihn. Nicht selten steckt ein mit der Krätze behafteter Dachs, wozu sie sehr geneigt sind, auch die Jagdhunde damit an. Sein Fleisch ist nicht unangenehm, und die Franzosen halten eine Dachskeule mit Blumenkohl für etwas vortreffliches. Der Balg gibt zwar nur gemeines, aber dauerhaftes Pelzwerk, durch das keine Nässe dringen kann. Man beschlägt daher Koffer, Pferdekummte, Jägertaschen rc damit. Aus den Haaren macht man Pinsel. Auch die Theile des Dachses wurden sonst für sehr heilsam gehalten.

Tab. XXVI.

Die Fischotter.

Lutra, *la Loutre* (51).

Der Biber.

Castor, *le Castor* (52).

Die Fischotter und der Biber gehören in die Ordnung der Säugethiere, die mit Schwimmfüßen versehen sind, und gewöhnlich nur an süßen Wassern leben. Sie haben so manches Aehnliche in

ihren Sitten und ihrer Lebensart, daß wir, um hiedurch etwas Platz zu gewinnen, das denkwürdige Meisterstück des thierischen Instinktes, den Biberbau, ausführlicher zu beschreiben, ihre Beschreibung verbinden. Beyde können auf dem Lande und im Wasser leben, welches Letztere ihnen nicht durchaus unentbehrlich zum Leben ist. Sie kommen zum Athemhohlen in die Höhe, allein der Biber kann länger unter dem Wasser dauern, haben beyde einen platten Kopf, kleine Augen, kurze, abgeründete Ohren, starke Barthaare, einen kurzen Hals, und eine Schnauze, die bey dem Biber kurz und dick, bey der Fischotter aber breit ist, und einen unten schmälern Kinnbacken als oben hat. Sie haben scharfe Zähne, besonders besitzt der Biber ein zu seinem Berufe sehr taugliches Gebiß, und die 5 Zehen der kurzen Hinter- und Vorderfüße, mit denen sie etwas schwerfällig und wackelnd gehen, sind mit Klauen bewaffnet. Das gemäßigte und kältere Europa, und das nördliche Amerika ist ihre Heimath, doch sind sie im Letztern ungleich häufiger und weit schöner als in jenem. In Kanada sind schon in manchem Jahre bey 18000 Biber gefangen worden. Eigne Handlungskompagnien sind für diesen beträchtlichen Zweig der Handlung errichtet worden, wie z. B. die Biberkompagnie,

die

Tab. XXVI.

51.

52.

die von Kanada u. a. Man fängt beyde mit Tellereisen, zackigen Gabeln, Netzen, in Fischreussen und auf ähnliche Arten. Wenn der Biber, der überhaupt auch die **Fischotter** haßt, mit wenigen Fischen und mehr Rinden und jungem Holze zufrieden ist, aber eben dadurch den Waldungen verderblich wird, so ist hingegen kein unverschämterer Fischdieb als die **Fischotter** gedenkbar. Sie ist den Teichen völlig das, was das Iltiß oder der Fuchs dem Hühnerstalle ist. Unersättlich lauert sie an den Luftlöchern im Eise. Kommt ein Fisch, Luft zu schöpfen, so eilt sie ihm ins Wasser pfeilschnell nach. Sie ist grimmig und wild, und beißt wüthend nach den Hunden. In ihrem Fischmagazine stinkt es unerträglich, und es sondert sich an ihrem Mastdarme eine übelriechende Feuchtigkeit ab, die vielleicht die Fische herbeylockt. Häßlicheres und Mißgestalteres kann man nichts sehen, als die 3—4 **Jungen**, die sie 9 Wochen nach der **Ranzzeit** wirft. Auch an ihr will man merkwürdige Kunsttriebe wahrgenommen haben. Sie soll den Fußboden in ihrer Höhle sehr geschickt gegen Nässe zu sichern wissen, und anfangs immer gegen den Strom schwimmen, um sich den Rückzug zu erleichtern; ja, man hat sie sogar, zum Vortheil der Menschen Fische zu fangen, mit dem besten Erfolg ge-

lehrt. Die Füße und die Bildung des Schwanzes unterscheiden die Fischotter und den Biber sehr voneinander. Jene hat an allen 4 Füßen Schwimmhäute und einen Schwanz, der am Ursprunge dick ist, aber sehr spitzig zulauft: dieser aber nur an den hintern Füßen Schwimmhäute und einen sonderbar gebildeten Schwanz. Er ist sehr breit, schwer, oval und theils mit Haaren, theils mit sechseckigen Schuppen bedeckt. Gerne sitzt das Thier mit dem Vordertheile im Trocknen, und läßt das Hintertheil, besonders den Schwanz, im Wasser. Daher auch dieser und die Hinterfüße vollkommen wie Fisch schmecken und riechen, der übrige Biber aber völlig den Geschmack und Geruch der Landthiere hat. Wie wichtig ihm dieser Schwanz sey, und wie die sonderbare Zusammensetzung der Theile des Bibers nicht bloßes Spiel einer die Mannigfaltigkeit liebenden Natur, sondern Zweck und Absicht eines weisen Schöpfers verrathe, werden wir nun bald sehen.

In dem wunderwürdigen Baue des Bibers ist, so schwer sich dieß von Thieren denken läßt, ein überdachter Entwurf, einen geselligen Staat und eine Pflanzstadt zu gründen, und gewissen Gesetzen zum Wohl des Ganzen zu folgen, fast nicht zu verkennen. Der in Gesellschaft zu Einem gemeinschaftlichen Zwe-

cke lebende Biber scheint, wenigstens in dieser Rücksicht, glücklicher und gebildeter zu seyn, als der Wilde, der nur allein lebt, und alles das, was ohne die vereinigte Kraft Vieler zu Einem Zwecke unmöglich ist, entbehren muß. Aber nur im vollen Genusse der Freyheit gedeihet die Republik des Bibers, nur da entwickeln sich seine Talente. Hingegen da, wo Menschen in großer Anzahl leben, wo dieser Staat für sein Gebiethe kämpfen und in Sorgen seyn müßte, da zieht sich seine nützliche Geschäftigkeit in eine unthätige Einsamkeit zurück. Nie sollte man von dem gefangnen Biber das vermuthen, was er in der Freyheit leistet. Er ist ein gutmüthiges, sanftes, leidenschaftloses Geschöpf, an dem man durchaus keinen hervorstechenden Karakter, als Drang nach Freyheit bemerkt. Welch ein ganz anderer ist er in seiner aufblühenden Stadt, von deren Erbauung wir einen schwachen Begriff zu geben versuchen wollen.

Im Junius und Julius versammelt sich eine Bibergesellschaft von mehrern Hunderten. Der Ort zur Niederlassung wird nun an einem Wasser gewählt, und wenn dieses dem Steigen und Fallen unterworfen ist, vor allen Dingen die Anstalt zu einem Damme gemacht. Dieser besteht in einer Art von Schleuße oder Sperre, und hat die Absicht, von dem

Stei-

Steigen und Fallen des Wassers keinen Unannehmlichkeiten in der Burg selbst ausgesetzt zu seyn. Er geht quer durch den Fluß, und hat oft an 100 Fuß in die Länge und an 12 Fuß in die Dicke. Mit ihren 4 Schneidezähnen fällen sie nun einen ungeheuren Baum am Ufer, der mit zur ersten Grundlage des Dammes dienen muß: und sie wissen es sehr gut so einzurichten, daß er mit Hilfe des Windes, quer ins Wasser fallen muß. In dem einige das thun, sägen andere die Zweige und Aeste ab. Alles ist nun voll Emsigkeit. Hier hohlen die einen etwas schwächere Bäume und bereiten Pfähle, dort spalten andere Holz, kürzen es ab, oder machen es spitzig. Hier schleppt eine Gesellschaft fertige Pfähle ins Wasser; andere graben Kanäle und Floßgraben, um die Fortschaffung zu erleichtern; und wieder andere empfangen und flößen sie an den Ort ihrer Bestimmung: dort gräbt eine andere die Löcher in die Erde, rammelt Pfähle ein und verbindet sie untereinander mit Flechten. Da, wo der Strom anspühlt, erhält der Damm eine Böschung, die Pfähle werden mehr schiefliegend eingesetzt, auf der andern Seite aber senkrecht, so daß der Damm unten am dicksten ist, und oben dünner zugehet. Im Maule, mit den Pfoten, auf dem Schwanze bringen nun viele eine Thon-

erde,

erde, die mit den Füßen zu einem Mörtel geknetet wird. Der Schwanz, sonst ihr Steuerruder, vertritt jetzt die Stelle der Mauerkelle, um den Mörtel in die Zwischenräume des Flechtwerks zu werfen und die Mauer fest zu schlagen. Noch werden oben abhängige Oeffnungen angebracht, und nun ist der Damm fertig, der wie ein Wall zwischen der Festung und dem Graben steht. Nun geht es an die Magazine und Hütten dieser fleißigen Kolonisten selbst. Sie sind eyförmig, und werden ganz nahe am Ufer des so künstlich gesperrten Wassers, oder in dieses selbst auf ausgefülltes Pfahlwerk errichtet, haben zwey auch mehr Stockwerke und zween Ausgänge, deren einer nach dem Wasser, der andre nach dem Lande zuführt. Sollte das Eis so dick werden, daß es über ihr Wasserfenster hinaufgienge, so schneiden sie die Pfähle unter demselben schräg ab, und öffnen sich so einen Eingang in das Wasser unter dem Eise. Die Mauern ihrer Hütten sind 2 Schuh dick, von Pfählen Thon, Erde und Steinen, und haben oben eine Krümmung, die ein Gewölbe bildet, das dem Regen und Sturm vollkommen widersteht. Die Wände und der Fußboden sind so reinlich getüncht, und mit Laub und kleinen Spänen so niedlich überkleidet, daß man sie eher für das Werk menschlicher Hände halten sollte.

Ueberhaupt herrscht im Baue des Bibers die höchste Reinlichkeit, und selbst, wenn er gefangen ist, legt er seinen Unrath an die Thüre, um, so bald sie sich öffnet, ihn hinauszuwerfen. Sie arbeiten meistens in einer sitzenden Stellung. In ihren Magazinen, die zu Unterst sind, liegt ein beträchtlicher Vorrath von zerkäutem Holz und zarten Rinden. Jede Hütte hat ihr eignes, und unverletzlich sind in diesem Thierstaate die Rechte des Eigenthums; so daß die Bewohner einer Hütte gewiß nie die einer Andern ihres Vorraths berauben werden. Man hat solche Bibergesellschaften von 12 — 25 Hütten gesehen; nach ihrer verschiednen Größe hatten sie von 2 — 30 Bewohnern, lauter friedliche Ehepaare. Jede Hütte hat ihren eignen Bezirk, und ist von einer Gemeine bewohnt, die sich zusammenhält: kein Fremdling erhält das Bürgerrecht. Nur der Damm ist Gegenstand einer gemeinschaftlichen Arbeit, wo alles Hand anlegt. An den Hütten arbeitet jede kleine Gemeine für sich. Nichts stört den Frieden und die Eintracht dieser guten Thiere. Kriege und Räubereyen sind unter ihnen unerhört. Ist Gefahr da, so warnt der, der sie bemerkt, mit einem schallenden Schlage des Schwanzes ins Wasser, und nun stehen alle für Einen Mann. Wenn nun die ganze Stadt vollendet und die Maga-

zine

zine für die nahrungslose Jahrszeit gefüllet sind, dann überlassen sich die **Biber** der Ruhe und Liebe. Ihre **Ehen** scheinen dauernde Verbindungen aus wahrer Neigung zu seyn; sie halten sich unverbrüchliche Treue. Vergnügt unter Ruhe und Spaziergängen, von denen sie immer etwas frische Rinde zurückbringen, verstreicht ihnen der Herbst und Winter. Am Ende desselben **wirft** das **Weibchen**, nach 4 Monaten Tragezeit, 3—4 blinde **Junge**. Die Liebe der Mutter zu ihnen gibt ihr Stärke, Ketten und Bande zu zerreissen, um sich mit ihnen zu vereinigen. Die erwachende Natur ruft die Männchen ins Feld, während die Mütter ihre Junge erziehen. Mit dem Eintritte des Herbstes eilt alles wieder den geliebten Wohnungen zu, wenn nicht ein Hauptbau an dem Damme früher zu gemeinschaftlicher Arbeit auffodert. Der Platz, wo sie einmal gebaut haben, ist ihnen so lieb, daß sie, selbst dann, wenn Menschen ihre Wohnhäuser feindselig zerstört haben, zu wiederhohlten Malen auf ein Neues bauen, bis sie endlich, müde der Tyranney, sich zerstreuen und in Einödden fliehen. Werden bey einem Anfalle auf ihre Pflanzstadt viele getödtet, so bauen die Uebrigen nie wieder. Das Band ihrer Gesellschaft ist aufgelöst, und sie wohnen von nun an einzeln in Höhlen. Jetzt sind ihre geselligen Tugenden

und Talente alle dahin, und der Rest ihres Lebens geht vollends in trauriger, unthätiger Einsamkeit vorüber. Ob die einzelnen Biber, die man hie und da in der Nähe, wo Biber bauen, antrifft, um irgend einer Ursache willen aus der Gesellschaft verstoßen, oder zerstreute Flüchtlinge, oder ungesellige Sonderlinge seyen, kann nicht mit Gewißheit angegeben werden. So viel ist gewiß, daß in Europa, etwa Norwegen ausgenommen, nur Grubenbiber, d. i. solche, die nicht bauen, angetroffen werden, und daß sie nur in Amerika solche Gesellschaften stiften. Doch auch da werden sie immer seltner. Je mehr sich die Menschen verbreiten, destomehr vermindern sich diese. Ohnehin bezeichnet der Mensch seine Schritte mit Zerstörung im Thierreiche. Durch Ungenügsamkeit und Geiz macht er die sonst so fruchtbare Natur minder ergiebig, und verkümmert den Nachkommen den Genuß, der bey mäßiger Benützung immerwährend gewesen wäre. — Und dieß ist es, was von diesem Thierstaate beynahe unstreitig ist. Sehr begreiflich, daß man damit bey Weitem nicht zufrieden war. Man gab den Bibern eine förmliche Regierungsform, ließ sie eine äußerst exakte Polizey halten, schrieb ihnen Rathsversammlungen in ungleicher Zahl zu, um nie gleiche Stimmen zu erhalten; behauptete, es seyen

stren-

strenge Strafen eingeführt, und Trägheit mit dem Verlust des Bürgerrechts verbunden; ja, man wollte sogar wissen, daß sie reisende Biber zu Gefangnen machten, und sowohl sie als die Verbrecher zu Frohndiensten gebrauchten u. d. m.

Viel schöner als der Balg der Fischotter ist der des Bibers. Gleich einem Ueberrocke beschützen die starken und glänzenden äußern Haare, die darunter liegenden kostbaren, die so weich wie eine Flaumfeder sind. Man findet ganz schwarze, hell und dunkelbraune, weiße und gefleckte. Je nördlicher der Biber wohnt, desto schwärzer ist er. Es werden aus dem Balge Mützen, Müffe, Handschuhe, treffliche Hüte und Zeuge und Strümpfe verfertigt. Auch der Fischdieb bezahlt einigermaßen mit seinem nützlichen Felle den Schaden, den er anrichtet. Die Haare sind grau, mit glänzend braunen Spitzen. Das Fleisch wird von beyden gegessen, besonders in der Fastenzeit, weil es im Fleischverboth, der Nahrung dieser Thiere wegen, nicht mit begriffen ist. Unter die größten Delikatessen wird der Schwanz des Bibers gerechnet. Die Wilden kleiden sich in die Haut, bedienen sich der Zähne als Messer, brennen aus dem Schwanze heilsames Oel, und beschmieren sich mit Bibergeil statt Lavendelwasser. Bey uns kann man

die Zähne zum Glätten, und die von den kostbaren Haaren entblößten Bälge zu Ueberzügen und Sieben gebrauchen. Noch müssen wir des Bibergeils gedenken. Beyde Geschlechter haben ein kleines Säckchen mit übelriechender klebriger Feuchtigkeit unter dem Schwanze. Wahrscheinlich dient sie ihnen, ihren Haaren eine Schlüpfrigkeit zu geben, daß sie das Wasser nicht so leicht annehmen. Es wird in der Medicin sehr hoch geschätzt. Daß aber der Biber bey Annäherung des Jägers sich das Säckchen abreiße, und um seine Habsucht zu befriedigen, es ihm zuwerfe, ist eine Fabel, der an Albernheit nichts gleichkommt, als der Name dieses sonst so kostbaren Handlungsartikels.

Tab. XXVII.

Das Faulthier (53).

Der Ameisenfresser (54).

Das Faulthier (Ai, Tardigradus, *le Paresseux*) ist von allen Kunsttrieben so entblößt, daß es das Ansehen hat, die sonst so freygebige Mutter Natur habe sich gegen dasselbe stiefmütterlich erwiesen. Es scheint selbst sein trauriges Schicksal unaufhörlich zu beseufzen, indem es bey jedem Schritte ächzend in kläg=

kläglichen Tönen Ai! Ai! ruft. Der runde ungestalte Kopf, dessen erster Anblick Dummheit verkündet, die widerlich grinzende Miene, mit der es den anlacht, der es auslacht, die dunkeln, schläfrigen Augen, der Mangel der Ohren, an deren Stelle nur Oeffnungen sind, der äußerst plumpe Wuchs, den ein zottichter Pelz, der einem verdorrten Grase ähnlich ist, noch ungestalter macht, die unförmlichen nur mit schlechten Mahlzähnen besetzten Kinnladen, die ungelenkigen Füße, die vorne länger, hinten kürzer, und deren Schenkel mit den Hüften nur ganz leicht verbunden sind, so daß das Thier kreuzlahm geht, die drey langen gekrümmten Klauen, die es im Gehen noch mehr hindern, der gänzliche Mangel eines Schwanzes, und noch einige andere Unvollkommenheiten, weisen ihm einen sehr tiefen Rang unter den Säugethieren an. Seine Farbe ist im Gesichte und am Bauche weißlich, am Rücken aber ein schmutziges Weißgrau. Es hat für Urin und Unrath nur Eine gemeinschaftliche Oeffnung zum Abführen, wirft zwey ganz haarlose Junge, und hat seine Heimath im südlichen Amerika. Doch gibt es auch Faulthiere in Ceylon und in Bengalen, die vorne 2, hinten 3 Zehen und einen kurzen Schwanz haben. Auch fünfzehige will man gesehen haben.

Nichts

Nichts gleicht der Langsamkeit dieses armen Thieres, für das funfzig Schritte eine starke Tagereise sind. Sein Gang ist ein mühvolles, schleppendes Kriechen. Mit unsäglicher Langsamkeit klettert es auf einen Baum. Allein bis es dieß Ziel erreicht, muß es fast erhungern. Ist es endlich unter manchem schweren Aechzen angekommen, so frißt es Blätter und Früchte, so lang es welche auf Einem Zweige findet. Wenn dieser leer ist, so tritt es die schwere Reise auf einen andern Zweig an, hat aber auch da manchen Fasttag, bis es hinkommt. Sobald der ganze Baum rein abgefressen ist, so fällt es wie ein Klotz herunter. Oft kostet ihm dieser Fall das Leben. Wo aber nicht, so wird nun in mehreren Tagereisen der Weeg nach einem benachbarten Baume angetreten. Es ist leicht zu erachten, daß ein so langsames Geschöpf sich von dem Flecke, wo es geboren ist, nicht weit entfernen kann.

So sehr der gütige Schöpfer dieses Thier versäumt zu haben scheint, so ist es doch wirklich nicht sogar unglücklich, als wir denken möchten. Er verwies es fern von Menschen und Thieren in Wüsteneyen, weil er ihm wenig Waffen gegen sie gab; Er verlieh ihm in seinen Klauen und Zehen eine solche Stärke, daß, wenn man ihm einen Stock zum anfassen

53.
Tab. XXVII
54.

sen gibt, es denselben so stark drückt, daß er sich spaltet. Höchst wohlthätig für ein Thier, das mehrere Wochen auf einem Baume wohnen und schlafen muß! Er gab ihm wenig Bedürfnisse, und viele Fähigkeit, Hunger und Schmerzen zu ertragen. Man kann ihm die Eingeweide und das Herz herausnehmen, ohne daß es sogleich stirbt. Das Herz schlägt noch eine halbe Stunde außerhalb seinem Leibe. Kurz, wir können dieses Geschöpf wohl elend, aber nicht unglücklich nennen, denn es fühlt das Traurige seines Zustandes nicht. Von seinem Nutzen für die Menschheit aber können wir weiter nichts sagen, als daß sein Fleisch den Raubthieren sehr angenehm ist, die sonst ihren Hunger mit edlern Geschöpfen sättigen würden.

Weit wohlthätiger für das südliche Amerika sind die Ameisenfresser (Myrmecophaga, *le Fourmiller*). Es gibt ihrer 3 Gattungen, deren Eine an den Vorderfüßen zwo, die andern beyden aber 4 Zehen haben. Sie heißen bey den Brasilianern Tamandua, und werden bloß durch den Zusatz der Große und der Kleine unterschieden. So verschieden auch ihre Gestalt ist, so haben sie doch ungemein viel miteinander gemein. Denn nicht nur bewohnen sie Ein Vaterland, und leben alle von Ameisen, die sie auf

eine gleiche Art fangen, indem sie ihre lange Zunge, wie eine lebendige Leimruthe, mit Honig oder sonst etwas Klebrigem bestrichen, in einen Ameisenhaufen stecken, und so eine Menge haschen; sondern es mangeln auch allen 3 Gattungen die Zähne, weil sie zu ihrer Nahrung keine bedürfen. Außerdem haben sie alle an den Hinterfüßen mehr Zehen als an den Vordern, und schlafen den Tag über in der Lage, daß sie den Kopf zwischen die Vorderfüße nehmen. Der große Tamandua (54 a) hat einen kleinen Kopf, kurze, runde Ohren, kleine Augen, eine cylindrische sehr lange Schnauze, und eine sehr dünne ellenlange Zunge. Sein zottichtes Haar ist theils schwarz, theils weiß oder weißgelb. Er kommt in der Größe dem Jagdhunde nahe, und hat einen Fuchsschwanz von beynahe drittehalb Ellen. Dieser ist mit sehr dichten und spröden Haaren besetzt, und muß ihm, indem er ihn auf den Rücken legt, bald als Regen- und bald als Sonnenschirm dienen. Im Zorn schleudert er ihn hin und her: sonst aber kehrt er gewöhnlich die Erde damit. Er geht ungemein langsam, und es kostet nicht die geringste Mühe ihn zu fangen. Seine Nahrung sind die größten Ameisen, die er mit seinen gut geöffneten Nasenlöchern von ferne wittert.

Eine andre Gattung Tamandua (54 b) ist von falber Farbe. Sein Kopf ist nicht so klein, und die Schnauze nicht so sonderbar geformt, als des ersten. Sein Haar ist so weich wie Wolle. Seine spitzige Zunge dient ihm, wie seine starken und langen Klauen in Ameisenhaufen nachzubohren. Er legt sie dann in das Gewühl der Ameisen, und wenn sich ihrer genug auf derselben versammelt haben, so schluckt er sie schnell hinunter. Der lange Schwanz ist gegen das Ende zu von Haaren entblößt. Was er anfaßt, das hält er ungemein fest. Seine Ohren sind stehend, und seine Zunge, die er wegen ihrer Länge nicht ganz zurückziehen kann, liegt in einer Höhle seines zahnlosen Rachens.

Alle drey Gattungen der Ameisenfresser sind sehr leicht zahm zu machen. Sie fressen dann klein gehacktes Fleisch recht gern. Sonderbar ist es, daß wenn sie saufen, das Wasser zum Theil zu den Nasenlöchern wieder herausläuft. Sie sollen die Gewohnheit haben, sich des langen Schwanzes als einer Hand zu bedienen, ja sich zuweilen an demselben über einem Ameisenhaufen aufhängen, und so in hängender Stellung sie mit der Zunge fangen. Ihr Fleisch schmeckt ungemein stark nach Ameisen. Doch essen es die Wilden recht gern.

Tab. XXVIII.

Der Vielfraß (55).

Der Ichnevmon (56).

In allen Sprachen hat der **Vielfraß** (Gulo, *le Gloutton*) seinen Namen von der Gefräßigkeit. Und doch hat wahrscheinlich hiezu ein bloßer Mißverstand Veranlassung gegeben. Denn wenn ihn die Lappen Fiällfraß nennen, so scheinen sie, weil Fiäll in ihrer Sprache ein Felsengebirge heißt, einen Räuber in felsichten Gegenden, nicht aber einen unersättlichen Fresser bezeichnen zu wollen. Mit dem falschverstandenen Namen scheint dann auch die Sage von seinem starken Appetit in andre Gegenden gewandert zu seyn, und es ist daher leicht zu begreifen, daß man sich Erdichtungen auf Kosten dieses Thiers erlaubte, das zwar keineswegs ein Muster der Mäßigkeit, aber auch eben so wenig ein beyspielloser Fresser ist. Ueber die Familie, zu der man den Vielfraß unter der Ordnung der vielzehigen Säugethiere rechnen soll, ist man nicht einig. Blumenbach stellt ihn mit Pallas in das Geschlecht der Dächse; da hingegen Pennant ihn zu den Bären, und Linné zu den Mardern gesellet.

Der **Vielfraß** ist etwas kleiner, aber dicker und gestreckter als der Wolf. Sein **Kopf** ist kurz und gewölbt,

gewölbt, die Nase hundsartig, die Schnauze läng=lich, und der Rachen mit scharfen und starken Zähnen besetzt. Die kleinen, runden Augen haben keine eigentlichen Augenbraunen. Seine Ohren sind sehr kurz, und sein Schwanz eine bloße Bürste von spröden Haaren. Die 4 Klauen seiner Vorder- und die 5 seiner Hinterfüße sind sehr gekrümmt und stehen immer auseinander gesperrt. Er kann sie nicht einziehen wie andre Raubthiere. Seine Sinnen sind scharf. Er weiß sehr gut nach der Witterung zu jagen, und riecht seinen Fraß von Ferne. Seine Farbe ist braunroth. Ein mondförmiger etwas aschgrauer Flecken zwischen den Augen und Ohren, und ein schöner schwarzer Sattel auf dem Rücken zeichnen sein wie Atlas glänzendes Fell aus. Wenn er von Hunden gejagt wird, so weiß er durch einen abscheulichen Gestank sie von sich entfernt zu halten. Es scheint aber, die Natur habe ihn so eingerichtet, daß er denselben zu seiner Vertheidigung willkürlich erregen kann: weil er im ruhigen Zustande nicht stinkt. Er ist, wenigstens wenn man ihn zahm im Hause hält, weder so grausam, noch so außerordentlich gefräßig, als man gewöhnlich vorgibt. Im Gegentheil bemerkt man, sobald weder Hunger noch Mißhandlungen ihn zur Ungeduld reizen, ein sanftmüthi-

ges, stilles Naturell. Pferde und schwarze Röcke kann er durchaus nicht leiden. Wenn er satt ist, versteckt er die Ueberbleibsel seines Fraßes, und nimt sein Getränke wie ein Hund leckend zu sich. Er frißt mit Hastigkeit, und schluckt alles, ohne zu kauen, so schnell hinunter, daß man glauben sollte, er müßte ersticken. Brod liebt er nicht; destomehr aber Fettigkeiten, Butter u. d. Pastor Genberg, zu Offerdal in Jämtland, hatte einen ganz jung gefangenen Vielfraß, der den Tag über ganz frey im Hause herumgieng, Nachts aber angelegt werden mußte, weil er sich gerne durch den Boden nagte. Oft plätscherte er im Wasser, spielte mit Spänen, Quasten u. d. wie ein junger Hund, wälzte sich auf dem Rücken, machte Purzelbäume und tausend Künste. Mit Liebe war bey ihm alles auszurichten. Aber Gewalt und Strenge erregten seinen Zorn, der sich auch nicht eher legte, als bis das Thier 3—4 Stunden so fest geschlafen hatte, daß man es tragen konnte wohin man wollte. Mehr als ein großer Hund konnte er nie fressen. So einträchtig und friedlich er mit Schweinen lebte, so wenig kam er mit Hunden aus. Wollten ihm diese zu Leibe, so schoß er seine Excremente wie einen Strahl von sich, deren übler Geruch den Hunden alle Lust zu fernern Versuchen benahm. Einst packten

ihn aber wirklich zween starke Hunde, da er an einer Kette lag. Wüthend wehrte er sich, riß dem Einen ein Stück Fleisch aus dem Leibe, zog dann den andern, der schon weichen wollte, mit seinen Klauen herbey, zerbrach ihm einen Fuß, und würde ihn unfehlbar getödtet haben, wenn nicht herbeyeilende Menschen ihn noch gerettet hätten. Er hielt sich gewöhnlich sehr reinlich, wälzte sich oft im Schnee, leckte sich beständig, und legte seinen Unrath immer an Einen Ort. Bey Nacht war er immer unruhiger und thätiger als bey Tage. Oft nagte er sich durch seine Hütte und entkam. Doch entfernte er sich nie weit vom Pfarrhofe, und schien an seiner häuslichen Gesellschaft so viel Gefallen zu finden, daß, da er einst, in dem Augenblicke, da man auf ihn schießen wollte, die ihn suchende Magd erblickte, ganz freudig auf sie zueilte, und ihr gutwillig nach Hause folgte. Allmählich wurde er etwas mürrischer und zorniger, und die, die ihn endlich nach Stockholm lieferten — eine Tochter des Pfarrers, unternahm das Wagestück bis nach Sundswall, wo er eingeschifft wurde — hatten die liebe Noth mit seinen Launen.

In gänzlicher Freyheit mag er freylich wilder und gefräßiger seyn. Sein Gang ist sehr langsam. Aber die Natur gab ihm an List das, was sie ihm an Schnel=

Schnelligkeit versagte. Verbände er auch diese noch mit seinem Muth, seiner Stärke und List, so würde er bald die Bewohner der Wälder ausrotten, und den Namen des Geyers unter den Säugethieren noch mehr verdienen. Von seiner List gibt er manche Proben. Weil er es mit dem Renn- und Elennthiere, deren Fleisch er jedem andern vorzieht, in der Geschwindigkeit des Laufs nicht aufnehmen kann; so nimmt er ein Büschelchen Rennmoos ins Maul, klettert auf einen Baum, und läßt es, sobald sich das nichtsbesorgende Thier nähert, fallen. Bückt sich nun dieses, um es zu fressen, so springt ihm der Vielfraß auf den Rücken und fängt an es zu zerfleischen. In blinder Verzweiflung rennt nun das Rennthier wider Bäume, und stößt sich die Hirnschaale ein. Nicht selten überfällt er auch die Rennthiere, die unter dem hohen Schnee Rennmoos suchen, und also die Annäherung ihres Feindes nicht wahrnehmen. Daß er dem geschwindern Isatis nachschleicht, und, wenn dieser mühsam seinen Raub getödtet hat und nun verzehren will, ihm denselben abnimmt, zeigt eben so von seiner List, als daß einst einer, den ein Woywode ins Wasser werfen und mit Hunden hetzen ließ, den nächsten besten beym Kopfe faßte, und ihn so lang unter das Wasser tauchte, bis er ersoff. In

Fallen

Fallen geht er nicht leicht, wohl aber hohlt er aus ihnen die Thiere, die zuverläßig nicht für ihn darin gefangen worden sind. Er frißt alles was er findet, auch Früchte. Daß er aber, wenn er ein großes Thier z. B. ein Pferd oder Rennthier zu verzehren hat, sich erst voll fresse, dann, um sich auszuleeren, sich zwischen zwey sehr nahe stehenden Bäumen hindurchdränge, dann wieder fresse, und die Operation so oft wiederhohle, bis er mit dem ungeheuren Braten fertig sey; das ist eine Fabel. Denn er verscharrt die Ueberreste. Der Hunger nöthigt ihn zuweilen, Leichen und Aeser zu fressen. Oft bricht er in die Vorrathskammern der Lappen, beißt sich durch Dächer, und stiehlt in den Häusern, was er findet. Seine Heimath sind die nördlichen Länder von Asien, Amerika und Europa. Im letztern ist er besonders in Norwegen, Dalekarlien, Lappland u. a. O. zu finden. Sehr klug versteckt das Weibchen ihre Junge, deren sie gewöhnlich zwey, von graulicher Farbe wirft. In einem Jahre sind sie ausgewachsen. Im Herbste ist die Begattungs- im Frühlinge die Wurfzeit. Im Alter verlieren diese Thiere ihre Zähne, und dann nähren sie sich mit rothen Ameisen.

Der Pelz des Vielfraßes, der im Winter am schönsten ist, wird für sehr kostbar gehalten. Ein in den-

denselben gekleideter Mann heißt in jenen Gegenden gerade so viel, als ein reicher Mann. Die Kamtschadalen lassen sichs gar nicht nehmen, daß die Engel im Himmel nichts anders als Vielfraßpelze tragen, und die Damen von Kamtschadka kennen keinen elegantern Kopfputz als **Vielfraß-Pfoten.** Gerne wird der Liebhaber oder zärtliche Gatte für zwo solcher Tatzen 2 Seebiberfelle geben, weil jenes Präsent, mehr als irgend etwas, das Herz seiner Gebieterinn erweicht. Schlecht und ungenießbar aber ist das Fleisch jener Thiere.

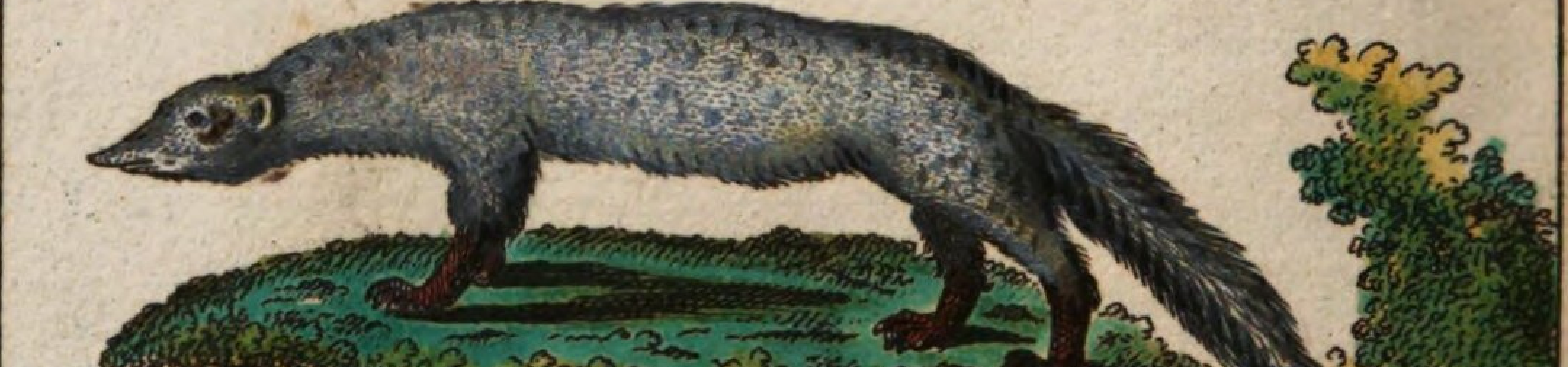
Ein weit kleineres **vielzehiges Säugethier,** vom Wieselgeschlechte, ist der **Ichnevmon.** (Pharaonsmaus, Ichnevmon, *la Mangouste*). An ihm bemerkt man einen langen spitzigen **Kopf,** ein kleines **Maul,** das unter der Schnauze verborgen ist, kurze, weiche **Ohren,** eine **Zunge** und ein **Gebiß** wie die Katze hat, spröde **Haare,** einen langen, haarigen **Schwanz,** der vom dickern Anfange an nach der Spitze zu allmählig dünner wird, und schwarze **Füße,** von denen die Hintern etwas länger sind als die Vordern, mit 5 spitzigen **Klauen** bewaffnet. Beyde Geschlechter haben zwischen den Hinterbeinen ein Säckchen, worin sich eine klebrige, stark riechende Feuchtigkeit sammelt, von der sie bey starker Sonnen-

hitze

Tab. XXVIII

55

56.



hitze zu ihrer Abkühlung Gebrauch machen sollen. Die Vorderfüße wissen sie als Hände zu gebrauchen, und mit den Klauen eine hohle Hand zum Wasserschöpfen zu machen. Gerne sitzen sie auf den Hinterbeinen und führen mit den Vordern ihren Fraß zum Maule. Leise und schleichend ist ihr Gang. Sie werfen so viel Junge als die Hündinn. Ihre Farbe ist eine sonderbare Mischung von Gelb, Grau und Roth mit dunkeln Stellen. Ihre Heimath ist Ost- und Westindien, vorzüglich aber Egypten. Hier sind sie ungemein nützlich. Denn wenn der Nil, nach seiner so seegensvollen Ergießung in sein Beet zurücke tritt, so läßt er in seinem fruchtbaren Schlamme eine Menge Kröten, Schlangen, Mäuse rc zurück. Jetzt finden sich eine Menge Ichnevmons ein, und richten unter diesen, so bald sie zu zahlreich sind, schädlichen Thieren eine große Verheerung an. Aber noch nützlicher wird der Ichnevmon dadurch, daß er die Eyer, die das Krokodill in den Sand legt, aufsucht, ihrer viele Tausende zerstört, und dadurch der Ausbreitung dieses furchtbaren Würgers Einhalt thut. Es war daher kein Wunder, daß die Egypter, die in einer so wundervollen Verminderung ihres gefährlichsten Feindes etwas Göttliches sahen, diesem Thiere

re eine besondere Verehrung schuldig zu seyn glaubten. Daß es aber dem schlafenden Krokodille in den Bauch krieche und ihm die Eingeweide ausfresse, ist eine der vielen naturhistorischen Fabeln. Den Wind hat der Ichnevmon nicht gerne. Er verbirgt sich dann in seiner Höhle. Friert ihn, so macht er Sprünge, um sich zu erwärmen. Voll Muth und Kühnheit wagt er sich an Hunde und selbst Kameele. Ottern und Schlangen stellt er beständig nach. Um sich vor ihrem Bisse zu verwahren, soll er sich im Koth wälzen, und dann, um trocken zu werden, sich in die Sonne legen. Mit diesem sonderbaren Küraß greift er selbst die giftigsten Schlangen an: und soll, wenn er sich von ihnen verwundet fühlt, sich mit Schlangenkraut kuriren. — Er wird leicht zahm. Man hält ihn hie und da wie eine Hauskatze, und bringt ihn in Alexandrien zu Markte. So lange man ihn nicht im Fressen stört, ist er sanft. Sonst aber wird er zornig, und fährt auf die los, die ihn reizen. Hühnereyer liebt er ungemein. Weil aber sein Maul zu klein ist, sie anzufassen, so nimmt er sie sehr possierlich zwischen die Vorderfüße, und pickt sie an einem Steine, um sie aussaugen zu können. Sein Fleisch ist ungenießbar, und sein Fell ohne Nutzen.

Tab.

Tab. XXIX.
Der Elephant.
Elephantus, *l'Elephant.*
Der Männliche. (57).
Der Weibliche. (58).

Dieser fürchterliche Koloß unter den Landthieren, der alle Uebrigen nicht nur in der Größe, sondern auch in der Klugheit und andern bewunderungswürdigen Eigenschaften bey Weitem übertrifft, verdient in der That eine etwas ausführlichere Beschreibung. Sollten wir in derselben manches anführen müssen, was für den ersten Anblick einer Fabel ähnlich ist; so geben wir im Voraus die Versicherung, daß wir unter hundert Erzählungen von diesem Thiere durchaus nur denjenigen einen Platz eingeräumt haben, die durch unverdächtige Zeugen bestätiget werden, und weit wunderbarere Dinge verschweigen, als wir anführen.

Zwar ist die äußerliche Gestalt des Elephanten eben nicht die schönste. Der ungestalte, 3 Centner schwere Kopf, die großen Ohrlappen, der fast ganz steife Hals, die ellenlange Nase, die ungeheuren Zähne, die plumpen Füße, machen mit den so klei-

nen Augen und dem unbedeutenden Schwanze eben kein schönes Ganzes aus: und doch welche Vorzüge hat nicht diese fürchterliche Fleisch- und Knochenmasse. Er hat ein kleines, aber geistvolles Auge, und mit Haaren, wie bey dem Menschen, dem Affen und dem Strauß besetzte Wimper. Sein **Blick** ruht auf seinem Herrn bald mit dem Ausdruck der Zärtlichkeit, bald des Nachdenkens und des Forschens, was sein Wille seyn möchte. Scharf und fein ist sein **Gehör**. Er liebt die Musik leidenschaftlich. Seine sehr großen **Ohrlappen** dienen ihm die Augen auszuwischen, und sie vor Staub und Fliegen zu bewahren. Ungemein gerne hat er Wohlgerüche. Den Pomeranzenblüthen spürt er sorgfältig nach, und da er, so zu reden, seine Nase in der Hand trägt, und ziemlich weit von sich strecken kann, so wittert er sehr gut aus der Ferne. Sein **Rüssel** ist das Meisterstück der Natur. Vielleicht ist kaum in ihrer großen Schatzkammer etwas zu finden, das an Feinheit des Gefühls, Biegsamkeit, Stärke, Geschmeidigkeit, Brauchbarkeit und vollendeter Zweckmäßigkeit demselben gleichkäme. Er ist im Grunde eine verlängerte Oberlippe, die das Thier bis auf 3 Ellen ausstrecken und auf Eine einziehen, die es drehen und wenden kann, wie es immer will, und besteht aus einem Gewebe

von

Tab. XXIX.

57

58

J. J. Nilson fec. A. V.

von Fleisch, Muskeln und Nerven, worin die Gänge zum Riechen und Athemhohlen befindlich sind. Die Kante desselben kann das Thier zu einem biegsamen, höchstgeschickten Finger verlängern, mit dem es die kleinsten Geldstücke aufheben, die verflochtensten Knoten auflösen, Schlüssel umdrehen, Riegel zurück schieben und Pfropfen aus den Flaschen ziehen kann. Ja, Augenzeugen versichern, daß er damit ganz artig schreiben, oder vielmehr Buchstaben malen gelernt habe. Die schwersten wie die leichtesten Dinge faßt er damit sehr geschickt an, und er kann mit der Oberfläche seines Rüssels einen leeren Raum bewirken, so daß alle Dinge, wie die Glocke auf dem Teller der Luftpumpe, fest sitzen bleiben. Am Ende des Rüssels gegen den Kopf zu ist ein Blättchen, um dem Getränke, das er mit dem Rüssel zuerst einschlürft, und dann erst in das Maul bringt, das weitere Fortfließen zu verbiethen. Daß die Werkzeuge zum Athemhohlen so lang sind, ist für ein so schwerfälliges Thier, dem öfteres Baden Bedürfniß ist, eine große Wohlthat, weil es sonst leicht im Wasser ersticken würde. Die plumpen Füße sind 4 gewaltige Säulen. Die fünf Zehen derselben sind klein und unbestimmt. Eine Art von hornartigen Nägeln ist an denselben wahrzunehmen, und die ganze Fußsohle, die eine Fährte

von

von beynahe einer Elle zurückeläßt, ist gleichfalls hornartig überzogen. Der kurze Schwanz ist mit Borsten besäet, und endigt sich in einen Büschel von Haaren, oder vielmehr Stacheln, die wie Eisendrath sind. In Allem hat das Thier nur 10 Zähne, wovon die beyden Hundszähne der obern Kinnlade eine Länge von mehrern Schuhen, und eine Schwere von 50—200 Pfunden erreichen, und dem Thiere selbst so beschwerlich werden, daß es gerne in die Mauern seines Gefängnisses Löcher bohrt, um die Zähne auflegen zu können. Sie sind hohl, von einer sonderbaren Struktur, und bestehen aus lauter kegelförmigen Schichten. Ihre Farbe ist weiß, grau, olivenfarbig. Von der Lebensart und dem Aufenthalt des Elephanten hängt auch seine Größe und Schwere ab. Jene kann bis zu 8 Ellen Höhe und 13 der Länge, und diese bis auf 10 ja 12000 Pfund steigen. Seine Farbe ist schwarz, grau, röthlich und weiß. Die beyden letzten Gattungen sind seltner. In Ceylon sollen auch gefleckte fallen. Die Haut ist haarlos, schwielenvoll, und gleicht fast der Rinde einer alten Eiche. Hie und da, besonders hinter dem Kopfe, in den Ohren und am Innern der Füße sind starke Borsten. Unter der ersten fingersdicken Haut hat er eine sehnichte Fleischhaut. So gut und dicht dieses Kleid des Elephanten

ist,

ist, so schützt es ihn doch nicht vor Mückenstichen. Er macht tausend Versuche, dieser Beschwerde los zu werden. Bald schlägt er sie mit dem Rüssel, bald mit den Ohren todt; bald runzelt er seine Haut in eine Menge Falten, um sie zu zerquetschen; bald verfertigt er Fliegenwedel aus Zweigen und Strohbüscheln, und bald bestreut er, nach dem Bade, die empfindlichsten Stellen mit Sand. Er ist ein eben so guter Läufer als Schwimmer, und die Erde erzittert unter seinem Gange. Diesen hört man sehr weit, und er vollendet die Strecke, zu der andere Thiere mehrere Tagereisen brauchen, an einem Tage, in einem starken Schritte, Trab oder Galopp. Zum Glücke wird seine Geschwindigkeit den Jägern dadurch unschädlich, daß er sich sehr schwer umwenden kann. Bey ihm können sich Reisende eine fliegende Brücke ersparen. Muß man einen Fluß passiren, so ladet man ihm alles Gepäcke auf. Jetzt hängen sich die Menschen an seine Ohren und Schwanz. Glücklich schwimmt er mit in die Höhe gehaltnem Rüssel hinüber. Seine Nahrung besteht aus Kräutern, Wurzeln, Blättern, zartem Holze, Gras, Obst, Korn, Reis rc. Fleisch genießt er durchaus nicht. Das größte Feld können einige Elephanten in wenigen Stunden zu Grunde richten. Sie zertreten mehr als sie fressen, obgleich dieß letztere immer 150

Pfund auf Eine Mahlzeit betragen mag. Man sucht sie daher durch Feuer, das sie sehr fürchten, von den Feldern abzuhalten. Sehr kostbar und mühsam sind sie im zahmen Zustande zu unterhalten. Hundert Pfund Reis, mit Zucker und Butter recht gut gekocht, und noch einen Nachtisch von Plantanen u. dgl. und 3 Bäder, wobey sie immer den Rüssel füllen und sich selbst begießen, fordern sie täglich. Sie haben nur Einen Magen, und käuen also nicht wieder. Mit großer Sorgfalt wählen sie im Walde nur die ganz reinen und frischen Blätter, und machen, wenn sie Gras fressen, erst etwas größere Büschel, ehe sie dasselbe ins Maul stecken. Hitzige Getränke, Arak, Aquavit u. d. liebt der **Elephant** über alles. Alles kann man von ihm erhalten, wenn man ihm diese verspricht. Aber wehe dem, der sein Wort bricht; er ist unausbleiblich verloren.

Unläugbar hat dieses gewaltige Thier die entschiedensten Vorzüge vor allen andern. Zwar ist der Hund der getreueste Freund der Menschen; der Biber errichtet einen gesellschaftlichen Staat, der unsre Bewunderung verdient; der Affe scheint eine mißlungene Kopie unsrer Gestalt zu seyn, und belustiget uns mit den possierlichsten Nachahmungen; und der Ochse bezahlt uns sein mäßiges Futter mit reichen Zinsen:

Aber wie tief stehn sie unter dem Elephanten! Was der Hund ist, das ist er durch Erziehung. Seine Treue, so ruhmwürdig sie ist, bleibt immer nur die Frucht unsrer Mühe und Kosten, und seinem Naturell nach gränzt er nahe an das Raubthier. Der Biber hat große mechanische Kräfte, hat einen trefflichen Instinkt: aber nur zu seinem Nutzen; nie für uns, nie aus Zuneigung zu uns. Der Affe bleibt mit all seinem drolligen Wesen ein freches, hämisches, undankbares Geschöpf, voll Bosheit und Lust zu necken: und wenn wir vom Ochsen alles benützen können, so hat doch wohl der Scharfsinn und die Indüstrie der Menschen noch mehr Verdienst dabey, als er. Der Elephant nur vereinigt von Natur in sich alle guten Eigenschaften, alle Tugenden dieser Thiere, ohne ihre Fehler zu haben. Was der Biber mit seinem Schwanze und Füßen, und der Affe mit seinen Händen leistet, das, und weit mehr vermag der Elephant mit seinem Rüssel. Er ist der friedlichste Gesellschafter und mißbraucht seine Stärke nie zu Ungerechtigkeiten, es müßte denn, der Herr der Schöpfung, der Mensch, ihn dazu zwingen. So dankbar und getreu wie der Hund, dient er seinem Nährer treu, unverdrossen und klug, und selten wird er erlittne Beleidigungen mit der Grausamkeit ahnden, die sich von

seiner Stärke erwarten ließe. Diese ist ungeheuer. So leicht er mit seinem Rüssel eine Münze aufhebt, eben so leicht reißt er einen Baum mit der Wurzel aus. Man sah ihn Baumäste, die 24 Männer zu biegen umsonst versuchten, mit einem Zuge beugen; zwo zusammengebundne Kanonen von 6000 Pf. 500 Schritte weit tragen; schweres Geschütz über Berge transportiren, in dem er hinten mit dem Kopfe an dem von Ochsen gezognen Wagen schob, mit dem Knie aber von Zeit zu Zeit die Lavette stützte; Galeeren ans Land ziehen und wieder flott machen. Mit einem Stoße durchbohrt er einen Löwen, macht in die stärkste Mauer eine beträchtliche Sturmlücke oder Bresche, und auf seinem Rücken trägt er einen Thurm mit 40 gepanzerten Männern. Auch in der stärksten Leidenschaft beweißt er Großmuth und Mäßigung, und er müßte aufs äußerste gereizt werden, wenn er seinen Kornak oder Führer verkennen sollte. Wohlthaten, Beleidigungen und gebrochne Zusagen sind ihm unvergeßlich. Grausamkeiten ahndet er mit Strenge: Neckerey mit Neckerey. Dieses erfuhr ein Soldat, der einst einem Elephanten durchaus nicht aus dem Weege gehen wollte. Da er sich nicht gleich rächen konnte, so wartete er den Zeitpunkt ab, bis er den unhöflichen Menschen an einem Flusse sitzen sah. Er umfaßte

faßte ihn mit dem Rüssel, tauchte ihn einige Male ins Wasser und setzte ihn dann wieder ganz sanft auf die Erde hin. Einen andern Elephanten neckte einmal in einer asiatischen Stadt ein Schneidergeselle. Dieser spritzte jenen aus seiner Werkstatt, so oft er zur Tränke vorüber gieng. Zum öftern hatte das Thier den Spaß sich gefallen lassen. Aber unversehens brachte er einmal den Rüssel voll Wasser mit, streckte ihn zum offnen Fenster hinein, und gab dem Schäker alles empfangene Wasser reichlich wieder. Auf eine gleichfalls witzige Art rächte sich, nach Plutarch, ein Elephant an seinem Führer, der in den für ihn bestimmten Reis immer auch Steine und Erde mischte, damit er eher satt würde. Er versah sich seines Vortheils, und mischte unter seines Herrn Essen eine tüchtige Portion Sandes. Höchst rührend war hingegen das Verhalten eines Elephanten in Dekan. Durch Mißhandlungen aufs Aeußerste gereizt, hatte er seinen Führer getödtet. Die bestürzte Gattinn führt ihre beyden Kinder zu dem Thiere, und ruft im höchsten Ausbruch des Schmerzens: Bestie, hast du den Vater getödtet, so morde auch uns Drey. Der Elephant umfaßt den ältern Knaben ganz sanft mit seinem Rüssel, setzt sich denselben auf den Rücken, und gehorchte von nun an aufs pünktlichste seinem kleinen Kornak, wozu er ihn

durch diese Handlung, zur Beruhigung der Mutter, erklärt hatte. Es schien, als wollte das Thier hiedurch das Andenken an jene rasche That auslöschen. Von Natur sanftmüthig gegen alle Thiere, scheucht er sie liebreich, wenn ihn sein Weeg durch eine Heerde führt, weg, um keins zu beschädigen. Er kennt keine Furcht, als vor dem Feuer. So friedfertig er ist, so ist er doch der Verfolgung des Löwen, besonders aber des grausamen Tiegers ausgesetzt. Zwar schlitzt er ihnen manchmal mit seinen Waffenzähnen den Bauch auf: aber wenn sie ihm den Rüssel zerfleischen, oder auf den Rücken gerathen, so ist er verloren. Hühner, Schweine und Krokodille kann er nicht leiden. Kämpfe mit dem letztern sind ein Nationalfest in Afrika, das die Sitten gewiß nicht milder macht. Zuvorkommend, kühn, unverdrossen, bedächtlich, um ja keinen Fehler zu machen, genau und pünktlich ist er in allem was er thut. Ein Wort, ein Schluck Branntewein ist schon genug, ihn im Ziehen und Lasttragen anzufeuern. Er scheint nach Beyfall zu geizen, und ist überhaupt etwas eitel. Schöner Putz und kostbare Decken sind ihm ungemein werth, und er hilft sich selber mit dem Rüssel ankleiden und beladen. Seinen Kornack, der mit ihm wie mit einem Menschen spricht, liebt er über alles, und man hat Beyspiele von Ele-

phanten, die sich darüber todt gegrämt haben, daß sie ihn in einem Anfalle blinder Wuth getödtet hatten. Ein eiserner Stab mit einem Haken vertritt die Stelle der Peitsche. Zuweilen macht ihn eine Kleinigkeit sehr übler Laune. So züchtigte der sonst äußerst sanftmüthige **Elephant** in Versailles einen Menschen, der sich zuweilen nur so anstellte, als wenn er ihm etwas ins Maul würfe, sehr hart. Er packte ihn mit seinem Rüssel, warf ihn so gewaltig nieder, daß er zwo Rippen zerbrach, riß ihn dann unter seine Füße, zertrat ihm ein Bein, und stieß seine beyden Zähne mit großer Gewalt, als wollte er ihn Todesangst leiden lassen, neben ihm in die Erde. Ein andermal war er bey besserer Laune, da ihn ein Maler in der Stellung mit aufgehobnem Rüssel abbilden wollte. Um dieß zu können, mußte der Bediente dem Thiere gegenüber sitzen, und ihm von Zeit zu Zeit Früchte in den Rachen werfen. Auch dieser stellte sich zuweilen nur so. Das Thier wurde endlich des Spasses und der beschwerlichen Stellung überdrüßig, und machte durch einen gewaltigen Wasserguß über den Kopf, und das Kunstwerk des Malers, der doch im Grunde an allem Schuld war, der ganzen Malerey ein Ende. Eben dieser Elephant war gewöhnlich an einem um den Fuß geschnallten Riemen fest gemacht. Weil er die Schnalle

aber

aber zuweilen aufmachte, so umwand man sie mit Stricken, und machte eine Menge Knoten darüber. Aber demungeachtet lößte er in einer Nacht seine Bande, ohne etwas zu zerreissen, auf, öffnete die Thüre, riß eine Mauer nieder, und besuchte die andern Thiere im Thiergarten.

Das ganze mittägliche Asien und Afrika ist ihre Heimath. Im letztern sind sie noch weit häufiger, größer, wilder, und scheinen den Negern mit einer auffallenden Verachtung zu begegnen. Doch haben die in Ceylon den Vorzug vor allen in der Klugheit. Ein solcher kostet aber auch 3 — 4000 Dukaten. Je mehr sich die Menschen verbreiten, destomehr vermindert sich ihre Anzahl. Sie lieben das gesellschaftliche Leben, und ziehen in Trupps von 30 — 100 herum. Die jüngern gehen in der Mitte, und die ganz kleinen trägt die Mutter mit dem Rüssel. Einen solchen Zug anzugreifen, würde eine Armee erfordert. Schattige Gegenden und tiefe wasserreiche Thäler sind ihr liebster Aufenthalt. Gerne wälzen sie sich im Moraste, und machen das Wasser trüb, ehe sie trinken. In der Brunftzeit trennen sie sich paarweise. Sie suchen nun geheime, stille Einöden, in denen sie vor Zeugen sicher sind. Das Weibchen, das etwas fleischiger, kleiner, und noch sanfter als das Männchen

ist,

ist, wirft nach einem Jahre Tragezeit Ein ungestaltes Junges, das von der Größe eines wilden Schweins ist, und schon Zähne hat. Mit 6 Monaten ist es wie ein Ochs. Es säugt an den Brüsten, die die Mutter zwischen den Vorderbeinen hat, mit dem Maule. Nie wird sich der Elephant in der häuslichen Sklaverey vermehren. Er fühlt zwar den Trieb, tobt und zerbricht Fesseln, und es lauft eine öhlige Feuchtigkeit aus der Oeffnung, die er zwischen den Augen und Ohren hat; aber dabey bleibt es auch. Obgleich er nur alle 3 Jahre Ein Junges hat, so macht doch seine Stärke und sein hohes Alter, daß sein Geschlecht zahlreich genug bleibt. Das letztere bringt er auf 200 Jahre. Doch sprechen nicht ganz verwerfliche Zeugen von drey bis fünfhundertjährigen Elephanten. In Europa werden sie nicht alt. Nur 17 Jahre lebte noch der 4jährige Elephant, den Ludwig der XIV. erhielt. Er bekam täglich 80 Pfund Brod, 12 Maaß Wein, 2 Eimer andres Getränke, worin noch einige Pfund Brod waren, und eine Garbe, aus der er die Körner fraß, und dann sich Fliegenwedel machte. In den 5 letzten Jahren legte er sich nicht mehr, sondern lehnte sich bloß an die Mauer. Zuweilen war er wie verrückt.

Eine große Elephanten-Jagd in Siam ist ein wahrer Krieg. Der König schickt einige zahme Weibchen in den Wald. In diesem ist ein ungeheurer großer Platz mit gewaltigen Pfählen umgeben, die so nahe stehen, daß gerade ein Mensch durchkommen kann. Auch ist eine Allee angebracht, die am Eingange etwas weiter ist, dann aber enger wird, und kaum die Breite eines Elephanten hat. Zuweilen reiten auf den Weibchen mit Gesträuch überdeckte Indianer, und so locken sie oft mehr als 100 wilde in den Kreis. Jetzt erscheint der König unter einer Begleitung von vielen Tausenden. Alles reitet auf Elephanten. Nun reizen Indianer die wilden. Springen sie wüthend ihnen nach, so retten sie sich hinter die Pfähle. Dieß geht so fort, bis einer seinem Plaggeist in die enge Allee nachläuft. Plötzlich fällt vor und hinter ihm eine starke Fallthüre. Fürchterlich tobt nun der Gefangne. Alles eilt hinzu; man begießt ihn mit Wasser, streichelt ihn, legt dabey Fesseln an seine Füße, und die zahmeu Elephanten strecken durch die Zwischenräume schmeichelnd ihre Rüssel. Jetzt wird die vordere Fallthüre geöffnet — das Thier geht fort, und am Ausgange erwarten es schon vier zahme, die man Seelenverkäufer nennt. Sie schließen sich, einer vorne, zween zur Seite und einer

hin-

hinten, hart an ihn, und ermangeln nicht, ihm, wenn er nicht fort will, tüchtige Püffe mit ihren Zähnen zu geben. Ein Bramine besprengt den neuen Ankömmling mit geweihtem Wasser, und in 14 Tagen ist er völlig zahm. Andere werden in Gruben und Schlingen gefangen, mit Pfeilen und Feuergewehr erschossen u. s. w. — Daß die Indianer den **Elephanten** sehr hoch halten und sehr sonderbare Dinge von ihm glauben, das darf uns nicht wundern. Denn da sie, vermöge ihres Glaubens an eine Seelenwanderung, ihn für das Wohnhaus ihrer abgeschiednen Königs- und Heldenseelen halten, so ist das eben so thöricht nicht. Daß aber achtungswürdige Schriftsteller von der natürlichen Religion der Elephanten, von ihrer Anbethung der Sonne und Gestirne, von ihren gotesdienstlichen Waschungen, von den heißen Thränen, womit sie ihre lieben angehörigen Elephanten in die selbstgemachten Gräber verscharren u. d. m. im Ernste schreiben konnten, das ist schon wunderbarer. Ein Heiligthum ist in Indien der **weiße Elephant.** Den Titel, **Besitzer** desselben, ziehen die dortigen Könige jedem andern vor, und haben schon oft blutige Kriege darüber geführt. Ein solcher **Elephant** hat die wichtigsten Staatsämter, bewohnt einen prächtigen Pallast, und speist, von Mandarinen bedient, aus golde-

nen Gefäßen. Man trägt einen Baldachin über ihm, und er geht nicht anders als unter Vorausstretung mehrerer Trompeter zur Tränke. Für alles dieses und seinen kostbaren Schmuck darf er nichts thun, als zuweilen dem Könige eine Reverenz machen, die dieser auch ehrfurchtsvoll erwiedert.

Ihr Nutzen und Gebrauch ist vielfältig. Unwürdig war der, den die Römer davon machten. Cäsar ließ einst 20 Elephanten mit 500 Menschen kämpfen. Zur Ehre dieser Thiere und zur ewigen Schande der Menschen muß man sagen, daß diese edeln Geschöpfe erst durch tausend Mittel zu einem so grausamen Schauspiel gereizt werden mußten. Auch gieng Cäsar zuweilen bey Nacht mit 40 Elephanten, die Fackeln tragen mußten. Kaiser Galba ließ mehrere abrichten, so daß sie, wie Sueton erzählt, schreiben, auf dem Seile gehen, sich von vier andern in der Sänfte tragen lassen, krank stellen u. dgl. m. lernten. Im Mogulischen Reiche leisteten sie sonst Scharfrichters Dienste, und räderten (durch Tritte) und köpften die Verbrecher langsamer oder schneller, je nachdem man es von ihnen verlangte. Beym Schiffbaue in Goa thun sie vortreffliche Dienste. Eine Menge Balken und Bretter, die 20 Männer nicht von der Stelle bewegen konnten, schleppt Ein Ele-

phant an dem Ende des Stricks, mit dem sie zusammen gebunden sind, an Ort und Stelle. Liegt ein Balken im Weege, so hebt er ungeheißen mit dem Fuße das vordere Ende auf, und hilft so hinüber. Mit der pünktlichsten Vorsicht trägt er die größte Tonne, und wenn er sie irgendwo hinlegt, so stellt er einen Stein vor, damit sie nicht weiter rolle. Man darf ihm alles anvertrauen, ohne zu besorgen, daß es naß oder sonst beschädigt werde. Vor der Einführung des Feuergewehrs wurden die Elephanten im Kriege häufiger als jetzt gebraucht. Man band ihnen Säbel an die Rüssel und Füße, und ließ sie Soldaten, auch wohl leere Behältnisse tragen, in die sie die Gefangnen, die sie mit dem Rüssel machten, zurückwarfen. Friedlicher ist der Gebrauch, da man sie, im verschwendrischen Putze, und mit von Gold und Juwelen bedeckten Zähnen die Gitterkästen tragen läßt, in denen das morgenländische Frauenzimmer im Publikum erscheint. So begleiteten erst kürzlich Tippo Saibs Söhne den Grafen Cornwallis, dessen Geiseln sie waren, auf ihren Elephanten, in massiv silbernen Pavillons sitzend, nach Madraß. Auf dem Hals ist noch der erträglichste Platz bey der unangenehmen und schwankenden Bewegung dieser Thiere. In den ungeheuren Elephanten-Ställen

sind alle am Vorder- und Hinterfuße mit einer Kette an starken Pfählen bevestiget; und wenn man einen auf ein Schiff bringen will, so muß die Brücke mit grünem Gesträuche überlegt werden. Das Fleisch essen die Indianer und Afrikaner. Der Rüssel soll ein Leckerbissen seyn. Die Haut dient zum Ueberziehen der Schilde, der Schwanz zu Fliegenwedeln und zum Haarputze. Auf den dem lebendigen Thiere abgehauenen, legte der Aberglaube sonst einen hohen Werth. Die starken Haare an demselben werden von den Eingebornen als Tobacksräumer, die Eingeweide als Pergament, und der Koth als Rauchtoback und Kohlen gebraucht. Aus dem Elfenbein, das am häufigsten aus Guinea und von der Zahnküste kommt, werden die größten Meisterstücke der Kunst, wie auch tausend gemeinere Geräthe verfertigt. Sonderbar ist es, daß Luft und Sonne dasselbe blendend weiß, aber auch, je älter es wird, wieder desto gelber machen. Geraspelt gibt es vortreffliche schwarze Farbe. Daß die ungeheure Menge Knochen, die man in Siberien, Deutschland u. a. O. ausgegraben hat, nicht dem Mammutsthiere, das man erst dazu erfand, sondern dem Elephanten angehören, ist wohl gewisser, als wie sie in so nördliche Gegenden gekommen seyn mögen. Es ist mehr

als wahrscheinlich, daß mit dem Klima eine außerordentliche Veränderung vorgegangen (*), und daß sonst da gar wohl Thiere von einer Art leben konnten, wo sie jetzt sehr bald ein Opfer des Todes würden.

Tab. XXX. XXXI.

Meerkälber (59) (60) (62). Manatis (61).

Das zahlreiche Geschlecht der **Phoken** oder **Robben**, denn das sind die Geschlechtsnamen der Thiere, von denen wir jetzt einige beschreiben wollen, faßt meh=

(*) Solche Veränderungen des Klima eines Landes sind unläugbar. Horaz beschreibt den Sorakte vom Schnee ganz weiß, die Flüsse von Eis starrend, und die Wälder vom Schnee gebeugt. Wer findet in diesem Gemälde den jetzigen Winter Italiens um Rom, wo der Schnee im härtesten Winter nur zween Tage liegt? Oder wer entdeckt unsere paradiesischen Rheingegenden in Tacitus Worten: Terra aut syluis horrida aut paludibus foeda — arborum frugiferarum impatiens? — und welcher jetzige Deutsche wird Seneca glauben, daß unter den Leuten: quos perpetua hyems et triste coelum premit Er gemeynt sey?

mehrere Thiere in sich, die, je nachdem man Aehnlichkeiten mit andern Thieren zu entdecken glaubte, bald **Seehunde**, bald **Seewölfe**, bald **Seekühe** u. d. m. genannt wurden. Man wollte auch im Meere alle Landthiere finden, raffte die entferntesten Aehnlichkeiten zusammen, und schuf endlich noch, um diese Geburt der Einbildungskraft nicht unvollendet zu lassen, **Seemenschen**, die unter dem Namen Sirenen und Tritonen aus dem Alterthum auf uns gekommen sind. Ihr auszeichnender Karakter ist, daß sie unter dem Wasser sich so gut als auf dem Lande aufhalten, weil bey ihnen, wenigstens größten Theils, das eyrunde Loch der Scheidewand des Herzens immer offen bleibt, so daß sie auch ohne Athem zu hohlen leben können. Mit ihnen macht die Natur den Uebergang zu den Fischen, ob sie gleich alle Eigenschaften **wahrer Säugethiere** haben. Ihre Gestalt erregt allerdings Verwunderung. Sie scheinen Krüppel zu seyn, die nur unvollkommen gewisse Glieder besitzen. Man kann unter diesen sonderbaren Thieren drey **Gattungen** annehmen, deren jede ein eigenthümliches Unterscheidungszeichen hat. Die erste derselben faßt die **Meerkälber** in sich, die ordentliche Zehen, aber keine äußerlichen Ohren, sondern nur Löcher statt derselben haben; die zweyte hat

Tab. XXX.

59

60

wirkliche Ohren, wie der Seebär und der Seelöwe (*); und bey der dritten verlieren sich die Hinterfüße in eine Art von Floßen, wie bey dem **Wallroß**, und noch mehr bey dem **Manati**. Von jeder Gattung wollen wir etwas anführen.

So verschieden die Gestalt der **Meerkälber** (Phoken, Robben, Seehunde ꝛc) ist, wie die Vergleichung des gemeinen Seehundes (59) mit dem Seekalb (60) und der **Mönchsrobbe** (62) auf den ersten Anblick beweist; so haben sie doch ungemein vieles miteinander gemein, so daß nur allein Größe, Wuchs, Farbe und Aufenthalt diejenigen unterscheidet, die sonst durch ihren innern Bau, durch ihre Sitten, Nahrung und Instinkt einander gleich sind. Ihr **Kopf** ist dem Hundskopf mit glatt abgeschnittnen Ohren ähnlich. Ihn schmückt ein starker Knebelbart und kleine Haarbüschel über der Nase und den Augen, die schön gewölbt und funkelnd sind. Scharfe Zähne, die vollkommen in einander passen, und denen eines Löwen gleichen, besetzen den

(*) Dieser ist anders gestaltet als der im vorigen Bande abgebildete Anson'sche. Seine nähere Kenntniß verdanken wir den beyden **Forstern**, und bedauern sehr, daß uns die Gränzen dieses Werkchens davon Gebrauch zu machen verbiethen.

den Rachen, der mit dichten fleischernen Lippen umgeben ist. Ueberhaupt hat der Schöpfer diesen Thieren ungemein vieles geschenkt, das ihrer Bestimmung im Wasser und im Trocknen zu leben, höchst angemessen ist. Er gab ihnen, außer der wundervollen Einrichtung des Auges, vermöge deren sie durch das dichtere Medium des Wassers eben so gut als durch das dünnere der Luft sehen, auch noch überdas eine Fleischhaut, mit der sie das Auge ganz bedecken können; verwahrte die Löcher der Gehörgänge mit Fallthüren, um dem Eindringen des Wassers zu wehren; schenkte ihnen Zähne und Lippen, die so fest in einander schließen, daß kein Tropfen Wassers durchdringen kann, und eine vorn und an den Seiten geschlitzte **Zunge**, die gleichfalls in die Höhlungen zwischen den Zähnen einpaßt, und den Damm gegen das Wasser desto fester macht, und starke **Muskeln** um die Nasenlöcher ganz zusammenzuziehen. Außerdem verlieh er ihnen das Vermögen, auch ohne Athemhohlen zu leben; **Füße**, die zum Rudern und zum Gehen, und **Klauen**, die zum Klettern dienen, und glatte, spröde, hart auf einander liegende **Haare**, die durchaus keine Nässe annehmen. Wahrhaftig, auch für die Erhaltung dieses Thiers sorgte die Vorsicht mit Weisheit und Güte!

Die

Die Füße der Meerkälber haben 5 Finger, deren jeder eine starke rückwärts gekrümmte Klaue hat. Eine starke Schwimmhaut verbindet sie untereinander. An den vordern Füßen oder Armen steckt der Arm mit dem Ellenbogen unter der Haut, so daß eigentlich nur der Mittel- und Vorderfuß hervorragen; und zwischen den Hintern ist eine Haut, die sie zwar hindert, sich weit von einander zu sperren, aber zum Schwimmen die besten Dienste thut. So treffliche Schwimmer sie sind, so wird ihnen dagegen das Gehen etwas sauer, denn sie müssen sich damit forthelfen, daß sie mit den Klauen der Vorderfüße sich in die Erde einhauen, und so das Hintertheil ihres Körpers nachziehen. Eben darum ist ihr Gang bey der Unbehilflichkeit der Hinterfüße schleppend und kreuzlahm, aber doch immer noch geschwinder, als man bey diesem Bau vermuthen sollte. Erstaunenswürdig ist ihre Geschicklichkeit im Klettern. Jene ungeheuren Massen, die als bewegliche Eisfelsen in den nordischen Meeren schwimmen, ersteigen sie glücklich. Entweder wissen sie sich bloß mit ihren Krallen hinaufzuhelfen, oder sie benützen die Fluth auf eine ungemein sinnreiche Weise. So wie eine Welle sie hebt, so klammern sie sich an: und erwarten dann in der hängenden Lage eine andere Welle, die sie wie-

der höher hebt. So kommen sie mit steigender Fluth immer weiter, und erreichen endlich den Gipfel. Ihr von dem ziemlich dicken, runzlichen Hals nach hinten verloren zugehender Leib, ist in der Größe, Schwere, Fettigkeit und Farbe sehr verschieden. Man findet Meerkälber, deren Länge 4 — 20 Schuhe, und deren Schwere mehrere Centner beträgt. Manche gleichen bloß einem mit Fett gefüllten Schlauche. Sie sind sehr vollblütig, haben einen kleinen **Schwanz** und eine sehr verschiedene graue, schwärzliche, braune und fleckige **Farbe.**

So gutmüthige Thiere die **Meerkälber** auch sind, so grimmig und wüthend werden sie in ihrer **Begattungszeit**, in der sie sich ans Land begeben. Hier wirft das Weibchen 2, 3 **Junge**, die es stehend säugt. Funfzehn Monate soll es dieselben auf dem Lande ernähren. Dann unterrichtet es sie im Schwimmen, und nimmt die, die noch ungeübt oder müde sind, auf den Rücken. Mit einer Zärtlichkeit, die bey einer drohenden Gefahr in Wuth übergeht, liebt die Mutter ihre Junge, und kämpft für sie. Aber auch diese erwiedern die Liebe, folgen ihrem Rufe pünktlich, und sind so an ihre Mutter gewöhnt, daß sie sich todt hungern, wenn man ihnen diese entreißt. Ihre Stimme gleicht dem Myauen der Katzen, so wie die

die der Alten dem heisern Bellen eines Hundes. Der Schlaf der **Meerkälber** ist ungemein fest und stark. Sie schnarchen so laut, daß man sie ziemlich weit hören kann. Am Gewitter scheinen sie eine große Freude zu haben. Je entsetzlicher es donnert, je mehr Regen aus den Wolken strömt, desto heiterer sind sie. Vielleicht hat die Erfahrung sie gelehrt, daß sie dann vor den Nachstellungen der Menschen etwas sicherer sind. Ihre **Nahrung** sind Gewürme, Fische und Gewächse. Sie sind ziemlich genügsam. Denn wenn auch gleich der Mann, der vor einiger Zeit ein **Meerkalb** ums Geld sehen ließ, versicherte, daß das leckere Thier nichts als Forellen und Aale fräße; so wollte er damit wohl nur zu verstehen geben, wie hoch ihn dieses Thier täglich zu stehen käme, und wie großmüthig die Forderung eines so geringen Eintrittsgeldes wäre, keineswegs aber eine naturhistorische Wahrheit lehren.

Viele Bewunderung verdient an den Meerkälbern ihr Instinkt, ihre Treue gegen ihr Geschlecht und ihre Lebensdauer. Treulich stehen sie einander in Gefahren bey, und wehren sich muthig ihrer Haut. Man kann sie abrichten, so daß sie auf ein gegebnes Zeichen herbeykommen, die Hand lecken u. dgl. m. Wahrscheinlich erreichen sie ein sehr hohes Alter.

 Auch

Auch nach den fürchterlichsten Streichen auf den Kopf und dem größten Blutverlust leben und bewegen sie sich noch. Sie beißen oft einen starken Prügel entzwey und verwunden ihre Jäger.

Ihre Heimath sind besonders die nördlichen Meere. Auch in süßen Gewässern findet man sie zuweilen, so wie auch in den Mündungen großer Flüße. Ungemein häufig sind sie im Baikal-See, im kaspischen Meere ꝛc. Sie halten sich hie und da in zahlloser Menge auf, und der in seiner Hoffnung getäuschte Wallfischfahrer nimmt, um doch nicht mit ganz leerer Hand zurückzukommen, nur gleichsam im Vorbeygehen, den Thran und die Felle von einigen Hundert Meerkälbern mit, die, ohne seinen Unstern, das Leben behalten haben würden. Ihre Neugierde gereicht ihnen zum Verderben. Man erhebt, wenn man sie tödten will, ein großes Geschrey. Jetzt strecken die Meerkälber lauschend den Kopf in die Höhe. Aber in diesem Augenblicke erhalten sie einen betäubenden Schlag. Mühsam versuchen sie, nach dem, der sie schlug, hinzuwackeln, und speyen ihm einen stinkenden Geifer ins Gesicht. Aber wiederhohlte Streiche endigen ihre ohnmächtigen Versuche. Zwar eilen nun viele herbey, um ihren bedrängten Brüdern Hilfe zu leisten. Allein auch sie werden Opfer ihrer Treue.

An der Ostsee lebt eine eigne Gattung Menschen, die man **Robbenschläger** nennt. Auf nackten unwirthbaren Klippen, die aus der See hervorragen, wohnen sie in elenden Hütten, die, wenn sie nun alt sind, von ihnen zu Kohlen gebrannt, und dann verkauft werden. Ihr ganzer Reichthum ist Robbenjagd und Fischerey. Mit Lebensgefahr klettern sie auf die Eisschollen, auf denen sich die **Robben** sonnen. Sehr listig wissen sie die Sinne dieser Thiere zu hintergehen. In ein weißes Tuch gehüllet, legen sie sich irgend wohin, und ahmen die Stimme der Meerkälber nach. Oder sie kleiden sich ganz in solche Häute. Das Thier, das ein Meerkalb zu riechen und zu hören glaubt, und jenes Tuch für Schnee ansieht, nähert sich, und wird mit einem Schusse oder Keulenschlage empfangen.

In der Ostsee und in dem ganzen Weltmeere bis zu den Canarischen Insuln, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, im mittelländischen, im schwarzen Meere und in einigen andern ist das **Meerkalb**, das sonst auch der **gemeine Seehund** (59) heißt, sehr häufig. Pallas fand ihn im Baikal-See von vorzüglicher Größe und Fettigkeit. Aber eben das macht ihn dem Russen so werth, dem dieses Fett zur Bereitung seiner berühmten Juchten unentbehrlich ist.

In

In großen Gesellschaften nähern sich die Seehunde mit der Fluth dem Lande. Man schlägt auf sie zu, und läßt sie zuweilen, wenn sie ins Wasser fallen, durch Hunde herausholen. Gerne kommen sie im Frühlinge aus den Löchern hervor, die sie durch ihren warmen Athem den Winter über im Eise unterhalten haben. Allein der witzige Samojede hat schon in die Nähe desselben ein Brett mit einem Stricke gelegt, den er hinter einer Eisscholle verborgen, in der Hand hält. So wie der **Seehund** aus dem Loche ist, zieht er das Brett über dasselbe. Oder er nähert sich in einem kleinen Schlitten, vor dem ein schneeweißes Seegel ausgespannt ist, dem Orte, auf dem der **Seehund** die ersten Strahlen des Frühlings froh genießt. Das Thier sieht das Seegel für eine Eisscholle an, und bezahlt die Täuschung mit dem Leben. Anders gestaltet und langhalsiger ist die **Robbe**, die auch **Seekalb** (60) überhaupt heißt. Ihr **Kopf** ist spitziger, ihre **Scheitel** glatter, ihr **Gehörgang** durch kleine Erhöhungen sichtbar, ihr **Körper** schlanker. Die **Zehen** nehmen in der Größe, so wie sie der Reihe nach liegen, ab, und ihre **Farbe** ist braungrau, auch schwärzlich.

Etwas größer ist die **Mönchsrobbe** (62) mit ihrer gewölbten **Stirn**, in der große funkelnde **Augen**

sind.

sind. Die schwärzliche Farbe mit weißen Stellen abwechselnd scheinen ihr diesen Namen erworben zu haben. Unübersehbar ist der Nutzen, den gerade die Nationen, die wir von der Vorsehung höchst kärglich bedacht glauben, von den Meerkälbern oder Robben ziehen. Immer so viel, ja fast noch mehr als dem Lappen sein Rennthier und dem Araber sein Kameel ist, findet der Finnische Insulaner, der Grönländer, der Esquimaux, der Kamtschadale in seinem Seehunde. Mit der Haut überzieht er seinen Kahn, seinen Schlitten und seine kleine Hütte, deren dürftige Fenster aus den getrockneten Gedärmen dieses Thieres verfertigt sind. Zwar fehlen ihm unsre Kattune, unsre Seidenzeuge, unsere Manchester; aber seine Seehundshaut gibt ihm Mütze, Hemd, Rock, Stiefel, Schuhe: und er darf nicht erst, um Zwirn zu bekommen, mühsam Hanf und Flachs bauen, weil die Sehnen dieses Geschöpfs ihm den haltbarsten Faden geben. Nie eckelt ihn das Fleisch desselben an, er mag es frisch oder geräuchert genießen, und seine Speisekammer hat immer Vorrath. Er beklagt sich nicht über die lange Nacht, die seinen nördlichen Himmel verdunkelt, so lange Seehundsöhl seine Lampe nährt, und er findet in der Blase desselben eine dauerhafte Flasche, es aufzubewahren. Braucht er einen

Schlauch oder einen Riemen, so gewährt sie ihm sein Seehund, dessen Zähne und Knochen ihm sein weniges Hausgeräthe geben. Seine einzige Freude ist die Seehunds-Jagd. Sie ist der beschränkte Kreis, in dem er Ehre und Ruhm einernten und sich Verdienste um sein Zeitalter erwerben kann. Ehre und Würden krönen den fertigen Seehundsjäger. Fehlt ihm sonst noch etwas zu einem glücklichen Leben, so handelt er es ein, und die Felle und der Thran dieser Thiere sind die Münzen, mit denen er bezahlt. Wer wagt es, Völker, denen die Vorsehung in Einem Thiere so viel gab, für unglücklich und verwahrlost zu halten? und wer findet den Grönländer, bey seinen wenigen Bedürfnißen, nicht wenigstens eben so glücklich, als den, auf dessen Freuden und Bedürfniße eine mißrathne Zuckerernte in St. Domingo, oder ein wuchernder Spekulator in Amsterdam oft so vielen Einfluß hat? Auch für uns ist der Seehund nicht ohne Nutzen. Sein Thran und sein Fell ist den Europäern sehr werth. Letzteres soll ein sehr zuverläßiges Barometer abgeben. Wenn es trockne Witterung gibt, sollen die Haare einer ungefärbten Seehundshaut sich aufrichten, und wenn feuchte, sich legen. Ja, es soll dieses sicherer seyn als der Barometer, weil jenen jede unbedeutende Veränderung, diese aber nur eine anhaltende verändert.

Tab. XXXI.

61

62

Der Manati (Lamentin, Seekuh 61) ist von den Meerkälbern sehr verschieden. Seine Bildung ist häßlich und unförmlich, sein Kopf ist rund und so groß wie ein Ochsenkopf, seine untere Kinnlade kürzer als die obere. Die kleinen Augen, die ganz rund sind, und weder Augenbraunen noch Augenlieder haben, die gänzliche Abwesenheit der Ohren, statt deren fast unsichtbare Löcherchen vorhanden sind, und die sonderbar ausgeschweiften Nasenlöcher, vollenden noch die Häßlichkeit des Kopfs. Der Leib, der sich in einen plumpen Schwanz endigt, ist ungemein dick und lang. Man fand Manatis, die 20 — 30 Fuß lang, und 8 — 12000 Pfund schwer waren. Gleich an dem Halse gehen die flügelförmige Flossen, ohne Finger und Nägel, wie ein paar Lappen heraus. Das Thier bedient sich derselben wie einer Hand, wenn es seine Junge an die Brust hält. Weil ihm Füße ganz fehlen, so kommt es nie ans Land, so gerne es sich des Grases wegen nahe an demselben aufhält. Es hat keine Vorder- wohl aber Backenzähne, und kann der erstern darum wohl entbehren, weil ihm die Natur ein Kiefer gab, dessen Härte zum Abmähen des Grases, wovon es eine ungeheure Menge zu sich nimmt, vollkommen geschickt ist. Eine ungemein dicke Haut umgibt

seinen Leib. Sie ist so fest und hart, daß man sie mit Aexten spalten kann; denn weil das Thier gewöhnlich so schwimmt, daß der obere Theil seines Leibes außer dem Wasser ist, so härten sie Luft und Sonnenstrahlen.

Das Manati-Weibchen wirft nur ein Junges, das es ungemein zärtlich liebt. Die Begattungszeit ist im Frühlinge, und die Tragezeit ungefähr ein Jahr. Sie hat nur Einen Mann, dem sie mit unverbrüchlicher Treue, so wie er ihr, auch im Tode noch, ergeben bleibt. Ueberhaupt gleicht nichts der Zärtlichkeit, Liebe und Familien-Eintracht der Manatis untereinander. Wird ein Junges oder das Männchen gefangen, so begleitet die Gattinn jammernd das Boot, das den Leichnam ans Land führt. Oft kostet ihr diese Treue gleichfalls das Leben. Aber man traf auch schon, wenn man ihr dieses schenkte, sie am andern Tage bey den Gliedern ihres zerstückelten Gatten an. Auch untereinander stehen sich die Manatis redlich bey. Rührend anzusehen ist die Geschäftigkeit, mit der sie den von der Harpune Getroffnen zu befreyen suchen. Die einen eilen hin, um das Eisen herauszuziehen; die andern suchen unter das Boot zu kommen, um es umzuwerfen; wieder andre schwimmen um das Seil herum, und versuchen es wegzuziehen. Auch gegen den Menschen ist der

Ma-

Manati ein ungemein gutes, sanftmüthiges Thier. Er scheint in ihm gar nicht seinen ärgsten Feind zu fürchten, läßt ihn hart an sich hinfahren, und weicht seinem Streicheln nicht im Geringsten aus. Selbst dann, wann er nach ihm schlägt, vergißt das Thier das erlittne Unrecht sehr bald, und nähert sich ihm freundlich wieder. Das Gefühl der Rache scheint es gar nicht zu kennen.

Der Aufenthalt dieses Thieres ist im Ocean, im atlantischen und stillen und andern Meeren. Sehr häufig findet es sich auch in den großen amerikanischen Flüssen, dem Oronoko, Amazonenfluß ꝛc.

Nur sehr wenige Haare hat die Haut dieses Thieres, die gewöhnlich schwärzlich, aschgrau, auch gelblich ist. In ihren Spalten und Runzeln befinden sich tausend Würmer, die die Vorsehung sehr weise hier ihre Eyer legen hieß. Denn eben dadurch werden die Manatis gleichsam die Proviantschiffe der Mewen, die bey ihrer weiten Entfernung vom Lande, nun auf ihrem Rücken, hinlänglich Futter finden. Das Geschrey des Manati soll dem Yahen eines Esels gleichen. Sein Schlaf ist fest. Er überläßt sich ihm auf dem Rücken liegend. Gewöhnlich fängt man ihn mit Harpunen, an denen ein langes Seil befestigt ist. Das verwundete Thier eilt in die Tiefe:

aber ein Korkholz am Ende des Seils verräth die Stelle, wo es ist. Es kommt nun wieder herauf, wird an das Boot gezogen, und mit Lanzenstichen vollends getödtet. Wegen der weichern Haut, in der die Harpune nicht festhält, und ihrer Geschwindigkeit sind die Junge mühsamer zu fangen.

Man findet mehrere Gattungen Manatis, deren einige Nägel an ihren Flossen, andere gar keine Zähne haben, und bald größer, bald kleiner seyn sollen.

Das Fleisch derselben ist vortrefflich, und so zart und gut wie Kalbfleisch. Marinirt kann man es kaum von Thunfisch unterscheiden. Das Fett ist von vorzüglicher Güte, gibt die vollkommenste Butter, und leidet von der Sonnenhitze nicht im Geringsten. In der Lampe gebrannt, verbreitet es durchaus keinen Geruch. Aus der Haut macht man Schuhsohlen, Riemen und Fischernachen.

Die vollkommnen Brüste, die die weiblichen Manatis haben, sollen diese Thiere unter den Alten als Syrenen so berühmt gemacht haben. So wenig wir ihnen diese angebliche Vollkommenheit absprechen können, obgleich sie vielen Widerspruch findet, so sind doch die übrigen Reize, so wenig als die Eselsstimme, gewiß von keiner verführerischen Kraft für den Seefahrer.

Tab. XXXII.

Das Wallroß.

Trichecus Rosmarus, *le Morse.* (63)

Der Seebär.

Ursus marinus, *l'Ours marin.* (64)

So unschicklich der Name des Wallrosses, eben so unförmlich ist seine Gestalt. Der plumpe, dicke Kopf, der statt der Ohren nur Gehörlöcher hat, die kleinen rothen Augen, der äußerst kurze Hals, der starke Bart, der so dicke Haare wie Strohhalme hat, die häßlichen Nasenlöcher, aus denen das Thier, wie der Wallfisch, das Wasser aussprudelt, der entsetzliche Rachen mit den im Oberkiefer sitzenden Hauzähnen, von denen der Eine länger als der Andre ist, die eckige Unterlippe, die kurzen Gliedmaßen, und der unbedeutende Schwanz, machen ein häßliches Ganzes. Seine Zunge ist ausgeschlitzt, seine Haut dick, voll Schrunden und kurzen Haaren von verschiedner Farbe, gewöhnlich mausefahl und braun, seine Länge 8 — 20 Fuß, und seine Schwere übertrifft oft die eines Ochsen. Auch bey ihm stecken die Glieder so unter der Haut, daß nur die mit Nägeln bewaffneten Zehen der Vorder- und Hinterfüße her=

hevorsehen, welche letztern noch etwas Flossen ähnlicher sind, als bey den Meerkälbern. Mit diesen hat es in seiner Nahrung, Erziehung der Jungen rc. viel gemein. Doch geht es nie in süßes Wasser, und lebt überhaupt mehr nur in den nördlichen Meeren. Seitdem diese des Wallfischfangs wegen so stark befahren werden, haben sich die sonst so zahllosen Wallrosse nach unbekannten Küsten, wo sie von Menschen nichts zu besorgen haben, gezogen. Wie häufig sie sonst waren, kann man sich daraus vorstellen, daß bey der Insul Cherry (im 75° 45″ N. Br.) das Schiffsvolk eines englischen Schiffes in 6 Stunden 800, und in 7 Stunden 900 Wallrosse tödtete. Damals giengen diese Thiere noch weiter ins Land hinein. Jetzt hat sie die Furcht vor Menschen theils verscheucht, theils nahe am Ufer bleiben gelehrt. Ihre Nahrung besteht in Fischen, Meergras und Muscheln, die sie mit ihren Hauern losmachen sollen. Diese thun ihnen auch große Dienste, wenn sie auf steile Ufer oder Eisfelsen klimmen wollen. Mit diesen und den Klauen hacken sie sich ein, um ihre übrige Masse nachzuziehen. Nur Ein Junges wirft das Weibchen am Lande. Zärtlich trägt sie es in den Vordertatzen, und vertheidigt es mit Gefahr ihres Lebens. Dafür verläßt sie jenes auch im Tode nicht,

und

Tab. XXXII. 63

64.

und gibt, wenn die gute Mutter ermordet ist, sich selbst gefangen.

Man fängt das **Wallroß** mit Harpunen, die aber von der dicken Haut sehr leicht abgleiten. Oft setzt es sich zur Wehre, zerbricht die Waffen, durchbohrt die Boote und brüllt fürchterlich. Es lohnt sich auch wohl der Mühe, es zu tödten. Das **Fett** gibt vortrefflichen Thran: die **Haut** sehr gutes Leder, in England siedet man Leim daraus. Die nach unten zu hohlen, nach vorne aber dichten Fangzähne übertreffen das Elfenbein bey Weitem an Weiße und Glanz. Auch das Fleisch ist genießbar. Die Probe hievon machte Cook und sein Schiffsvolk zuerst. Nachdem es schon einige Tage Mangel an frischen Lebensmitteln gelitten hatte, bemerkte man von ferne eine große Menge Thiere auf dem Eise. Schon freute man sich auf den Genuß derselben. Es waren aber Wallrosse, die man sonst nicht ißt. Doch ließ sie der Hunger vortrefflich schmecken. Ihre Haut diente überdas noch sehr gut zum Tauwerk, und ihr Brüllen warnte Cook schon von weitem vor einem nahen Eisklumpen. Sie schienen dort noch keine Menschen gesehen zu haben, so friedlich folgten sie dem Schiffe des muthvollen Weltumseeglers.

Der Besitz äußerlicher **Ohren**, die ganz eigne Bildung der **Füße**, und die erstaunungswürdigen Sitten und Gewohnheiten, unterscheiden den Seebären von allen den schon beschriebenen Seethieren. Er ist größer als der größte Landbär. Seine **Augen** sind hervorstehend; seine **Ohren** bestehen aus einer Spalte, die er im Wasser schließen kann; die **Stirne** ist gebogen und macht bey dem Uebergange zur Schnauze einen starken Absatz; die Nasenlöcher sind oval, und die obere Lefze geht über die untere etwas hervor. In seinem mit einem kurzen Bart umgebenen **Rachen** sind 36 Zähne, unter denen er die **Hundszähne** mit einer scharfen Schneide, wie das wilde Schwein seine Hauer, gebrauchen kann. Seine floßfederartigen **Füße** haben die Glieder nicht so unter der Haut, wie die Meerkälber, sondern sind mehr sichtbar. Zwar haben auch die Vordern 5 **Zehen** mit kleinen **Klauen**; allein eine Haut verbindet sie, so daß sie von oben wie ein unförmlicher Lappen aussehen. Die **Hintern** sind Schwimmfüße mit Zehen, die er im Gehen mühselig fortschleppt. Eben darum zieht er im Gehen ordentliche Furchen im Sande, und ist, um nicht zu viel Sand unter sich zu häufen, wenn er flieht, zu schlangenförmigen Wendungen genöthiget. Im Schwimmen sucht er hingegen seinen

Mei-

Meister, denn er legt in einer Stunde 2 deutsche Meilen zurück. Seinen Schwanz drückt er immer fest zwischen die Hinterbeine. Das Haar ist lang und dick, bey den Männchen am Leibe schwarzbraun, und an den Füßen gelbröthlich; bey den Weibchen aschgrau. Die Sinnen dieses Thieres sind so gut, daß es auch im Schlafe, auf eine ziemliche Weite die Ankunft eines Menschen wittert: und die Stimme desselben verschieden, bald blöckend, bald brüllend, bald ächzend, je nachdem eine Leidenschaft dieselbe erregt. Es nährt sich mit Fischen und Schaalthieren.

Die Seebären sind Zugthiere, die in ungeheuren Schaaren von mehrern Tausenden große Reisen machen. Ueberhaupt können sie fast in allen Meeren leben. Gegen Norden sind sie am häufigsten. In zahlloser Menge sieht man sie da zuweilen die Küsten bedecken. Sie halten sich da Familienweise zusammen, deren Eine oft aus 120 besteht, die sich nie mit einer andern vermischen wird. Der Mann ist der Vielweiberey ergeben, und hat 15 — 20 Weibchens, an deren und seiner Jungen Spitze er immer geht und schwimmt. Sein Hausrecht behauptet er gegen den, der ihm ein Weibchen oder eine erwachsene Tochter verführen will, mit entsetzlicher Wuth. Er ist Herr, Anführer und Gesetzgeber, und wenn zween

solche Hausväter miteinander in Krieg gerathen, so wird der, der den andern erlegt, Herr seiner Familie, die er nun mit der seinigen vereinigt. Man wird bey keinem Thiere die Liebe und den strengen Ernst im Hausregiment finden, als bey dem Seebären. Wenn Steller (*) oder seine Gefährten der Mutter ein Junges wegnahmen, so wagte sie erst das Aeußerste, es wieder zu bekommen. Gelang es ihr nicht, und kam sie leer zurück, so hatte sie erst die grausamste Züchtigung von ihrem Manne auszustehen. Wüthend faßte er sie an, und schleuderte sie gegen Steine. In Thränen, die in großen Tropfen über die Wangen und die Brust rollten, fast zerfließend, schmiegte sich das arme Weibchen an ihren Mann, küßte ihn, und schien demüthig um Verzeihung zu bitten. Mit funkelnden Augen und zähneknirschend gieng der trostlose Vater auf und ab, und schüttelte unwillig den Kopf. Endlich trat Zärtlichkeit an die Stelle der Wuth. Große Zähren floßen aus seinen Augen, und er war tiefbetrübt. Auch bey andern Veranlassungen weinen

(*) Dieser hatte unglücklicher Weise Gelegenheit genug, sie zu beobachten. Ein Schiffbruch an der Beerings-Insul nöthigte ihn, vom November 1741. bis in den August 1742. unter Seebären, Seelöwen 2c. zu wohnen.

nen die Seebären. Wenn die Zeit des Werfens herankommt, so verlassen sie ihren bisherigen Wohnort, und eilen in unbekannte Gegenden, ferne von Menschen. So fett sie abreisen, so mager kommen sie hingegen zurück. Sie werfen gewöhnlich 2 Junge, die mit offnen Augen und 32 Zähnen auf die Welt kommen. Sehr bald spielen die Kleinen und üben sich im Kämpfen. Artig ists, wie dann der Vater dem Sieger schmeichelt und schön thut, indessen die Mutter den Ueberwundnen in Schutz nimmt, und für das erlittne Ungemach tröstet. Im Alter verlassen die Seebären ihre Familien, und leben in großer Menge unter ihres gleichen. Dann sind sie höchst fürchterlich, und fallen Menschen und Thiere ungereizt an. **Einer** fängt den Kampf an. Die Uebrigen sind Zuschauer. Er weicht keinen Schritt von der Stelle. Würde er fliehen, so würden seine eignen Kameraden den feigen Flüchtling umbringen. Bey den Kämpfen, die sie untereinander haben, helfen sie den Schwächern treulich. Ueberhaupt können sie entsetzlich beissen, und ihre Stärke ist so groß, daß, von einer Harpune getroffen, sie das Boot, aus dem der Wurf geschah, pfeilschnell mit sich fortreissen, und zuweilen gar umwerfen. Ihr **Leben** ist zäh. Und wenn Steller auch durch mehr als 200 Keulenschläge

einem Seebären den Kopf zerschmettert hatte, so wehrte er sich noch; ja er traf nach 2 Wochen noch auf derselben Stelle einen lebend an, dem er die Augen ausgeworfen und die Hirnschale zerschmettert hatte. Für diese und andere Grausamkeiten, die er sich gegen diese Thiere erlaubt hatte, belagerte ihn einmal 6 Stunden lang eine Menge Seebären auf einem Berge, auf den er sich gerettet hatte, weil sie ihm dahin nachzusteigen nicht vermochten; dennoch versuchten es einige Wagehälse, und er war genöthigt, sich mit Lebensgefahr auf einen steilen Felsen zu begeben, bis sie, des Wartens müde, sich zerstreuten. So blutige Kämpfe der Seebär mit der Meerotter oft hat, so friedlich geht er dem Seelöwen aus dem Wege.

Das Fleisch der Seebären fand Cooks Reisegesellschaft zu ranzig, doch waren die jungen noch eher zu genießen. Aus dem Fett wird sehr vortrefflicher Thran gebrannt. Ihr Fell gibt gutes Pelzwerk. Sehr hoch geschätzt werden die Witporokis; unter welchem Namen man die Felle der ungebornen Seebären versteht. Sie sind von der schönsten, glänzendsten Schwärze. Weil aber diese wenige Tage nach der Geburt sich verliert, so war der Luxus grausam und erfinderisch genug, nun vorzüglich auf die trächtigen Mütter Jagd zu machen, und, um eines kleinen Fellchens wegen, Mutter und Kind miteinander zu morden.

Tab.

Tab. XXXIII.

Das Meereinhorn.

Monodon, *la Licorne de Mer.* (65 *a*)

Der Pottfisch.

Cachalotus, *le Cachalot.* (65 *b*)

In entfernten Meeren und den entlegensten Abgründen wohnen die ungeheuren Kolossen, gegen die auch beträchtliche Landthiere noch immer klein zu nennen sind, und die man unter dem gemeinschaftlichen Namen **Wallfische** zusammenfaßt. Ihre nähere Kenntniß ist die größte Lobrede auf den unternehmenden Geist des Menschen. Denn erst mußte er sie besiegen, ehe er sie näher kennen lernte. Auf den ersten Anblick sollte man die **Wallfischarten** für wahre Fische halten. Allein, abgerechnet die äußerliche Bildung, haben sie durchaus nichts von Fischen, sondern sind wahre vollkommne Säugethiere. Sie haben warmes Blut, athmen durch Lungen, und bringen lebendige Junge, die sie säugen. Man hat bereits 15 Arten entdeckt, die sich nur durch die Größe, Zähne und Luftlöcher unterscheiden. Sie alle zu beschreiben, würde die Gränzen dieses Werkchens weit überschreiten. Wir müssen uns daher begnügen, uns auf

das,

das, was sie als Wallfische gemein haben, und auf die nähere Beschreibung drey vorzüglich merkwürdiger Arten einzuschränken.

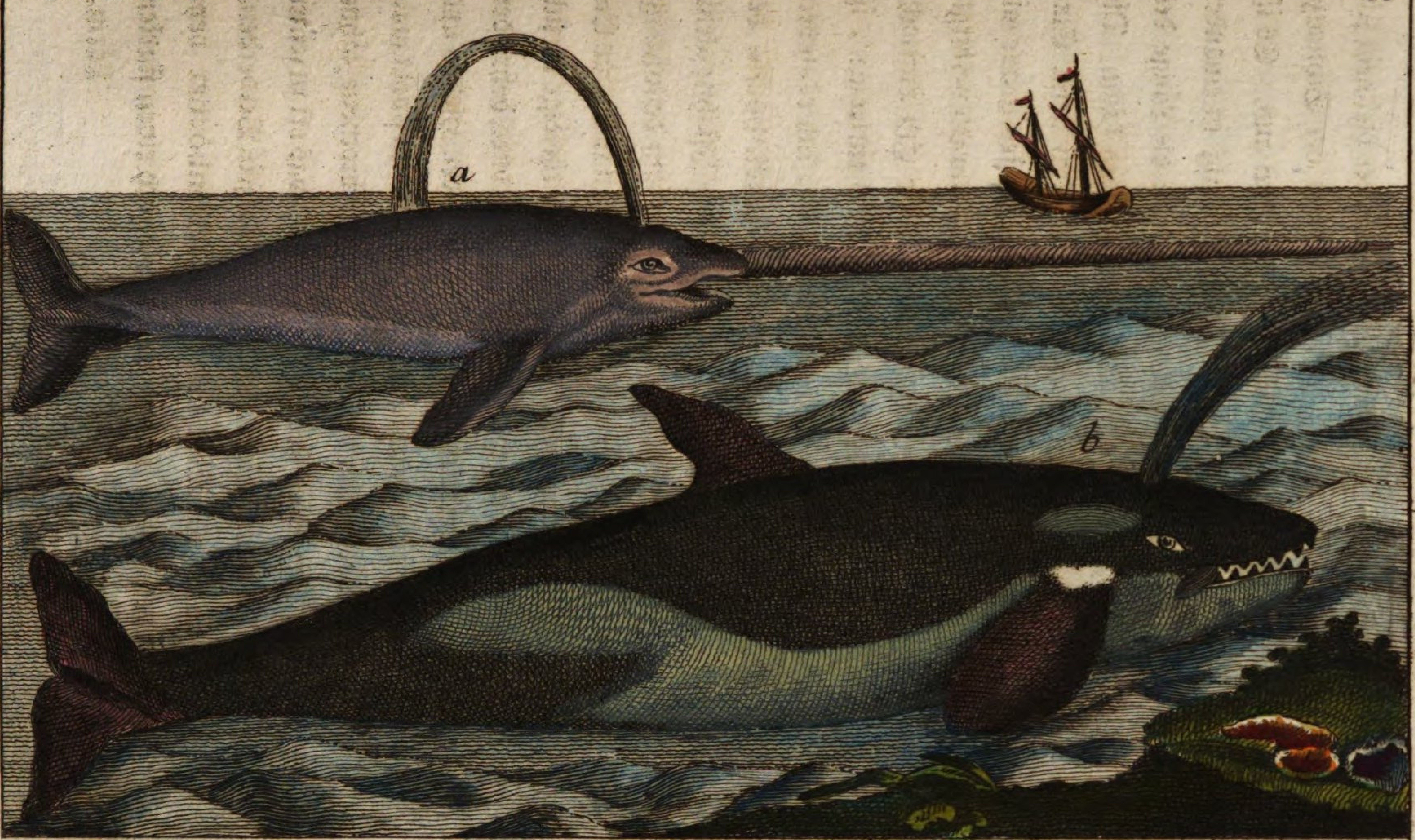
Auch bey einem nur flüchtigen Blicke in das Gebiethe dieser Ungeheuer muß man erstaunen, wie so schwere Massen sich auf dem Wasser halten, wie sie mit solcher Leichtigkeit sich bewegen, wie, da sie mit Lungen athmen, der Aufenthalt unter dem Wasser möglich sey, und welcher Waffen sie sich bedienen, da ihnen zum Theil die Zähne fehlen. Bestünden sie aus bloßem Fleische, so müßten sie untersinken und jede Bewegung würde sehr mühsam seyn. Allein, das Fettgewebe, das den ganzen Körper umgibt, macht ihn viel leichter, als er scheint, und verhindert zugleich das Stocken im Kreislaufe des Blutes. Denn nothwendig müßte das eiskalte Wasser, ohne jene wärmende Hülle, diesen Erfolg haben. Zu ihrer Bewegung erhielten die Wallfische starke Flossen, die von den gewöhnlichen Fischflossen sehr verschieden sind. Die letztern sind dünne mit einer Haut verbundene Gräthe; die erstern artikulirte Knochen, beynahe wie die Hände und Finger des Menschen gestaltet. Sie werden durch Muskeln in Bewegung gesetzt, deren Kraft man aus der Größe und Schwere des Thieres beurtheilen kann. Unentbehrlich ist zu diesen Bewegungen

gungen der Schwanz, der den Lauf bald hemmt, bald beschleunigt. Wäre dieser nicht, so würden sie ihren Kopf oft an einer Klippe zerschmettern. Er ist das einzige Gewehr des zahnlosen **Wallfisches**. Es kostet ihn keine Anstrengung, eine Schaluppe damit umzuwerfen, und ein Schlag desselben auf die Wasserfläche gleicht einem Kanonenschusse. Auch die Blase im Rachen, in der sie einen Luftvorrath mit unter das Wasser nehmen, und die Wasserlöcher, durch die sie den Ueberfluß von Wasser, in hohen Strahlen brausend, dem Weltmeere wieder geben, sind ihnen wohlthätige Geschenke der Vorsehung. So scharf und fein ihr Gehör ist, so sieht man doch außen keine Spur von Ohren. Das Alter, das sie erreichen, ist ungewiß. Daß sie es aber sonst weit höher als jezt brachten, ist keine Frage. Ihr Geschlecht wurde in verschiedne Gattungen eingetheilt. Die Einen nahmen zwo an: Wallfische mit glatten, und mit rauhem Rücken. Andere nahmen auf die Zähne Rücksicht und setzten dreyerley fest, mit einem, mit zwey und mit keinen Zähnen. Von der ersten werden wir jezt das **Meereinhorn**, von der zweyten den **Pottfisch**, und von der dritten den **grönländischen Wallfisch** näher beschreiben.

Das **Meereinhorn** oder der **Narwhal** zeich-

net sich durch sein gewaltiges Horn oder vielmehr seinen Zahn, der aus der linken Seite der Schnauze vom Oberkiefer hervorgeht, hinlänglich aus. Es ist wie wenn zween Zähne schneckenförmig in einander gewachsen wären, und hat beynahe die Länge des Thieres, das immer 20—30 Fuß haben kann. Die Augen und die Schnauze sind ziemlich klein. Eine dicke Fetthülle umgibt den Körper, dessen graue mit Roth und Weiß gemischte Farbe der Unrath verbirgt, der ihn gemeiniglich bedeckt. Nur Ein Luftloch, durch das sich das Thier des Wassers entlediget, ist am Kopfe sichtbar; eine Klappe ist da, um es zu verschließen. Die Nahrung des **Meereinhorns** besteht in kleinen Fischen und Insekten. Ist ihm gleich hiezu sein Zahn völlig unnütz, so ist er ihm desto schätzbarer, um, wenn er frische Luft schöpfen will, das Eis damit aufzubrechen. Muthvoll vertheidigt es sich mit demselben gegen seine Feinde, durchbohrt den Wallfisch, zerbricht ihn aber oft bey den Hieben und Stichen, die es damit austheilt. Zuweilen findet man bey Ausbesserung der Schiffe solche zerbrochene Zähne im Schiffsboden stecken. Aber das, was oft zu seiner Vertheidigung dient, wird manchmal sein Verderben. Wenn die Ißländer mehrere **Meereinhörner** beysammen sehen, so erregen sie plötzlich einen starken

Tab. XXXIII. 65



Lärm. Schüchtern fahren dann diese Thiere mit ihren Zähnen gegen einander, und verwickeln sich. Ehe sie wieder auseinander kommen, tödtet man einige. An den Küsten von Ißland, Grönland, und in der Straße Davis wird das **Meereinhorn** am häufigsten gefunden, und um die Antillen will man welche gesehen haben, aus deren Stirn ein langes Horn hervorgeht und deren Rachen mit Zähnen besetzt ist. Im J. 1684 brachte ein Schiffskapitain einen solchen Kopf mit 2 Zähnen nach Hamburg.

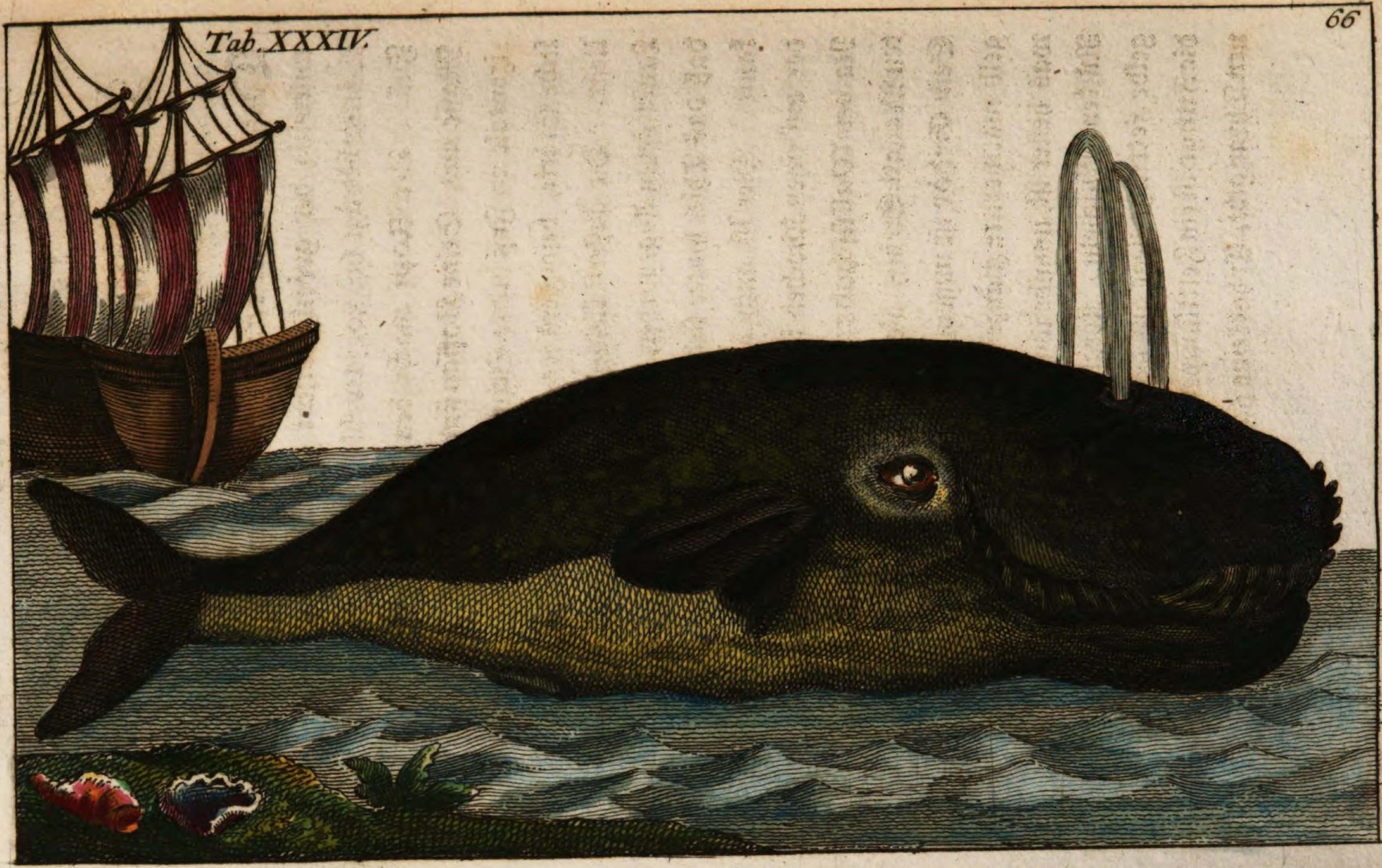
Aus dem Fette wird Thran gebrannt. Der Zahn wird höher als Elfenbein geschätzt, weil er weisser, fester und dem Gelbwerden nicht ausgesetzt ist. Wahrscheinlich ist in diesem Thiere der Ursprung der Fabel vom **Einhorn**, als Landthier betrachtet, zu suchen. Man fand den Zahn, erfand ein Thier dazu, und bildete es tausendmal ab, bis endlich Männer, die nicht nachzubethen gewohnt waren, das Landeinhorn so lange aus der Reihe der Wesen ausstrichen, bis man wirklich einmal das seltne Geschöpf sähe.

Fast noch einmal so groß und so dick ist der **Pottfisch** oder **Cachalot**, der bald nur ein Kiefer, bald beyde mit sehr verschieden gestalteten Zähnen besetzt hat. Man findet sichelförmige, zackige und Backenzähne wie Gurken. Er begnügt sich nicht bloß mit

kleinen Fischen; sondern auch solche, von beträchtlicher Größe, werden seine Beute. In großen Schaaren ziehen die Pottfische miteinander herum. Wenn ein solcher Zug von 50—60 geschwommen kommt, der an der Spitze einen Anführer zu haben scheint, so tönt von Ferne das Brausen des fallenden Wasserstrahls wie Glocken; das Meer bewegt sich heftiger, und man glaubt eine Armee anrücken zu sehen. Stärke, Muth, List und Geschwindigkeit machen sie schwerer als den Wallfisch zu fangen. Nur an einigen Stellen ist ihre Haut verwundbar: sie ist grün und schwarz. Die Flossen und der Schwanz fallen ins Röthliche. Nur Einen Wasserstrahl und zwar nach vorne zu werfen sie aus. Man will zweyerley Arten gefunden haben, die, außer einigen Abweichungen in der Farbe, sich auch dadurch unterscheiden sollen, daß die Eine einen beinigen, die Andre einen hautigen Deckel an der Oeffnung hat, die man oben am Scheitel bemerkt. Es ist ein fürchterliches Schauspiel, den Schwertfisch mit dem Pottfisch kämpfen zu sehen. Das Meer färbt sich auf eine große Strecke mit Blut. Sehr leicht wurde im J. 1723. den Bewohnern von Rizebüttel, ohnweit Hamburg, ein glücklicher Pottfischfang. Ein fürchterlicher Sturm warf 17 solcher Ungeheuer, die zu ihrer Begattung

einen seichten Grund gesucht hatten, ans Land. Die eintretende Ebbe, und ein gewaltiger Westwind trugen das Ihrige bey, daß sie ohne Rettung verloren waren. Man denke sich das Gewühl 17 solcher Massen von 60—70 Schuhen im Sande. Das Gehirn und den Thran nahm man nun, und überließ die übrigen Körper den Wellen. Das große Weltmeer ist der gewöhnliche Aufenthalt dieser Riesen. Sie sind nicht ohne mannigfaltigen Nutzen für die Menschheit. Denn nicht nur geben sie Thran in Menge, sondern auch der berühmte **Wallrath**, (Sperma ceti, blanc de baleine) den man, lächerlich genug, für Wallfisch-Laich hielt, kommt von ihnen. Wenn man nämlich den Kopf, den besonders Eine **Pottfisch**-Gattung von ungeheurer Größe hat, öffnet, und die Hirnhaut wegnimmt, so entdeckt man zuerst das kleine Gehirn, das eigentlich den besten Wallrath gibt. Neben diesem bemerkt man eine öhlichte Masse, die den übrigen Theil der Hirnschale erfüllt. Sie ist in Zellen, fast wie in den Bienenstöcken Honig und Wachs, vertheilt. So wie man davon ausschöpft, so tritt wieder aus einer großen längs dem Rücken hin gehenden Höhle, neues Oehl hervor und füllt die leere Stelle. Daher einige es für Rückenmark halten. Die Menge dieser Materie ist außerordentlich. Man kann von einem Fische

wohl 12 Tonnen ausfüllen. An der Luft verhärtet er wie Talg, und wird in Muscheln verkauft. Die Weiße und der Geruch sind für den Kenner Beweise der Aechtheit. In Geschwüren und Brustkrankheiten wurde er sonst für ungemein heilsam gehalten, allein **Haller** behauptet, er sey schädlich für die Brust. Die Eitelkeit wußte eine unschädliche Schminke und eine verschönernde Pomade daraus zu verfertigen, wodurch die Konsumtion, aber auch die Verfälschung mit Wachs sehr gestiegen ist. In einer länglichen Blase im Bauche des **Pottfisches** findet man immer große Stücke **Ambra**, die oft 80 Pfund schwer sind. Die Entstehungsart dieses werth gehaltnen Rauchwerks, das die Wellen auswerfen, ist noch völlig unbekannt. Wie im Bernstein sind auch im Ambra eingeschloßne Körper, die aber nur Ueberbleibsel von unverdauten Fischtheilen zu seyn scheinen. Berühmt sind zwey Ambra, einer von 182, der andere von 225 Pfunden. Den Einen kaufte die ostindische Komp. in Holland um 11000 Thaler. Und der andere wurde im J. 1761. um 52000 Liv. verkauft. Seine Wirksamkeit in Nervenkrankheiten, oder wenigstens der Glaube an sie, hat ihm den hohen Werth verschafft.


Tab. XXXIV.
66

Tab. XXXIV.

Der grönländische Wallfisch.

Balæna, *la Baleine*. (66)

Das größte aller bekannten lebendigen Geschöpfe ist unstreitig der grönländische Wallfisch. Seine Länge beträgt 60, 80, ja wohl oft mehr denn hundert Fuß. Der Kopf macht den dritten Theil seiner Masse aus. Seine Flossen sind 8 Fuß lang. Der horizontale 20 Fuß breite Schwanz hat eine fürchterliche Stärke, besonders wenn das Thier auf der Seite liegt. Die äußerst kleinen Augen haben wie bey den Landthieren Augenlieder, und sie liegen so zweckmäßig, daß das Thier hinter sich, vor sich und über sich sehen kann. Hier ist auch der Gehörgang angebracht, der auf einen Knochen im Kopfe führt, dem man den Namen Wallfischohr gab. Dieß sind die berüchtigten Manati-Steine, die sonst so hoch geschätzt wurden. Sein Gehör ist ungemein scharf. Eine schwarz und gelb marmorirte glänzende Haut, die am Bauche etwas heller ist, umgibt ihn, und man findet auf seinem Rücken Muscheln, Korallen ꝛc. Eine Schuhdicke, gelbe Fettlage liegt auf dem hochrothen Fleische, und die Zunge ist ein Fettklumpen, der allein mehrere Tonnen Thran gibt. Er hat keine Zähne, sondern Barten,

die

die man fälschlich Fischbeine nennt. Ein Kiefer hat 700 Stücke, die nach der Reihe von 30 bis zu 1 Fuß wie Orgelpfeifen stehen und so eingerichtet sind, daß die obere gerade in die untere passen. An den Seiten dieser Barten sind verschiedene Anhänge wie Franzen um die Lefzen herum, die theils die Schärfe der Barten den Lippen und der Zunge unschädlich machen, theils dazu dienen, damit wenn der Fisch einen Strom Wasser voll Insekten und Polypen einschlürft, diese als in einem Seiher hier liegen bleiben, und von ihm gegessen werden. In hohen Strahlen fließt das übrige Wasser durch die Löcher weg. So ungeheuer sein Rachen ist, so muß er sich doch wegen der Enge des Schlundes und dem Mangel der Zähne nur auf die Würmer und Polypen einschränken, deren das Meer eine unübersehbare Menge hervorbringt. So friedlich er auch mit andern großen Seethieren lebt, so scheinen doch beynahe alle, selbst die Wallfischarten, sich gegen ihn verschworen zu haben. Am furchtbarsten kämpft gegen ihn der Einhorn= der Schwert= und der Sägefisch. Mit stürmischer Wuth greift ihn besonders der Letztere an. Der Wallfisch schlägt nach ihm mit seinem Schwanze und würde ihn, wenn nicht seine Geschwindigkeit dem Schlage auswiche, zerschmettern. Jetzt sucht der Sägefisch diesem

sein auf den Rücken zu kommen, und ihn mit der Säge zu verwunden. Tobend schwimmt der Wallfisch hin und her, und schlägt auf die Wasserfläche, daß es weit ertönt. Er taucht sich unter; umsonst! sein Qualgeist treibt ihn wieder in die Höhe und arbeitet mit der grausamen Säge immer tiefer in Fett und Fleisch. Doch eben so furchtbar ist ihm ein Insekt, die **Wallfischlaus**, die sich von seinem Specke nährt. Eben darum vermeidet er den seichten Meeresgrund, und wählt unter der dicken Eisrinde, die die unzugänglichen Abgründe bey Spitzbergen bedeckt, seinen Aufenthalt. Um Luft zu schöpfen bricht er sie, wo sie am dünnesten ist, mit dem Kopfe auf, auch wenn sie 2—3 Schuh dick wäre. Hier sowohl als um Grönland, Finnland, auch im Atlantischen und im stillen Meere ꝛc. findet man diese Gattung **Wallfische**. Am häufigsten aber in der Straße Davis. Alle zwey Jahre nur Ein Junges von der Größe eines Stiers, nach einer Tragezeit von 9—12 Monaten, wirft das **Weibchen**. Um es zu säugen, wirft sich die Mutter auf die Seite und verlängert die sonst glatt anliegenden Zitzen fast einen Schuh. Sie wird von diesem Geschäfte sehr mager, das Junge aber so fett, daß es 50 Tonnen Thran gibt. Durch die zärtlichste Sorgfalt, die die grönländischen **Wallfische** für ihre

Jungen tragen, wußte der gütige Schöpfer ein Thiergeschlecht, das die gränzenlose Habsucht der Menschen und die Verfolgung anderer Thiere bald ausrotten würde, vor der gänzlichen Zerstöhrung zu schützen. Mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit braucht die gute Mutter die Flossen als Arme, umfaßt damit ihr Junges, eilt davon, oder taucht unter, je nachdem sie es mit einem Feinde zu thun hat. Keine Wunde, keine Gefahr trennt sie von ihrem Lieblinge. Ihm zu lieb verläßt sie, auch bey der drohendsten Gefahr, den sichern Meeresgrund, und eilt in die Höhe, weil es nicht so lange unter dem Wasser aushalten kann, als sie. Mit viel Mühe und Zärtlichkeit erzieht sie es, macht eine Menge Versuche im Schwimmen, Untertauchen, Wenden rc. mit ihm, und überläßt es nicht eher seinem Schicksale, als bis es stark und klug genug ist, Gefahren zu entgehen, seine Nahrung zu finden, und sich selbst in der Welt fortzubringen.

Weder die Größe und Stärke des grönländischen Wallfisches, noch die Entfernung und die fürchterlichen Eismassen, die die Schiffahrt im äußersten Norden so gefahrvoll machen, nichts konnte den unternehmenden Geist des Menschen, dem die Beute dieses Thieres glänzende Vortheile versprach, abhalten, ihm nach dem Leben zu trachten. Die Biscayer scheinen

nen dem Europäer zuerst dieses Wagestück eingegeben zu haben, und der indüstriöse Holländer, der ohnehin seine Wohnsitze dem Meere abtrotzte, war zu vertraut mit diesem furchtbaren Elemente, als daß er diesen ihm in der Folge so unendlich wichtigen Zweig der Handlung nicht aufs sorgfältigste zu benützen gesucht hätte. Von Kindheit an lernte er die Gefahren des Meeres verachten, sah das ohnmächtige Brechen der Wellen an seinen Dämmen, und fand in dem Meere eine unerschöpfliche Goldgrube. — Es war daher kein Wunder, daß der holländische Nationalgeist mit solchem Eifer den **Wallfischfang** betrieb, so daß man nicht weiß, ob man mehr über ihre Klugheit und Kühnheit, oder über den reichen Ertrag desselben erstaunen soll. Wenn die Holländer auf den **Wallfischfang** ausgehen, so sollte man aus den Anstalten fast schließen, sie hätten eine neue Welt zu erobern im Sinne. Auf neun Monate mit Lebensmitteln versehen, laufen aus verschiednen Hafen mehrere hundert Schiffe aus. Diese Flotten eilen nun nach der Davis-Straße, an die Küsten von Grön- und Finnland, und streifen oft bis an die amerikanischen Küsten. Sobald man an den Ort gekommen, wo man **Wallfische** in der Nähe vermuthet, so halten die Schiffe, bleiben aber immer im seegelfertigen Stande. Im

Mastkorbe lauert ein Matrose. Sobald er einen entdeckt, so gibt er ein Zeichen. Jetzt eilt das Schiffsvolk in die Schaluppen und rudert dem Ungeheuer entgegen. Auf dem Vordertheile steht der Harpunier, mit einem großen zweyschneidigen Eisen, das man Harpune nennt, versehen. Er hat den gefährlichsten Posten; denn der verwundete Wallfisch scheint auf ihn am meisten erbost und schlägt mit dem Schwanze gewaltig nach ihm. So kühn als geschickt schleudert nun der Harpunier den tödtlichen Stahl in den Rücken des Wallfisches. Dieser fühlt sich verwundet, eilt in die Tiefe und flieht. Man knüpft neue Seile an das Harpunenseil und folgt dem Fliehenden beständig nach. In einer Entfernung begleitet das Schiff die Schaluppe. Um Luft zu schöpfen kommt er herauf, wird mit Lanzen und Harpunenstichen empfangen, und tobt mit den Floßen, dem Schwanze und den brausenden Wasserstrahlen entsetzlich. Der Verlust des Blutes beraubt ihn endlich des Lebens. Nun wird er an die Seite des Schiffes herbeygezogen und mit Ketten an dasselbe befestiget. Die Schiffszimmerleute besteigen den Rücken des todten Ungeheuers. Weil dieser sehr glatt und schlüpfrig ist, so haben sie ihre Stiefeln mit eisernen Zacken bewaffnet, und ein Seil um den Leib. Sie schneiden das Fett allenthalben weg, und biethen es

auf

auf das Schiff. Hier wird es sogleich geschmolzen. Durch die Erfindung, den **Wallfischthran** gleich auf dem Schiffe zu schmelzen, hat Franz Soupitte den Wallfischfahrern den größten Dienst erwiesen. Ehe man dieß konnte, verlor das frische Fett auf dem Transport von seiner Güte ungemein. Es wurde ranzig und minder brauchbar. Auch die Barten werden nun aus dem Rachen des todten Thieres genommen. Alles Uebrige aber den Wellen Preis gegeben.

Es muß ein großer Anblick seyn, die sonst einsamen nordischen Meere im May und Juny so erstaunlich bevölkert zu sehen. Mehrere hundert Schiffe, zu deren jedem 5—6 Schaluppen gehören, geben dem Meere das Ansehen eines großen Ackers, der von Arbeitern wimmelt. Das Gemälde wird aber dadurch noch lebhafter, weil, wenn ein Zug von 50—60 Wallfischen sich nähert, man glauben sollte, es nähere sich eine ungeheure Stadt mit rauchenden Schornsteinen. Denn diese Wirkung thun in der Ferne die gewaltigen Wasserstrahlen. Hier verfolgt eine Schaluppe den Flüchtling; dort wird gerade ein Wallfisch vollends getödtet; hier arbeiten die Zimmerleute in dem Leichnam des Riesen, und dort überläßt man ein Gerippe dem Meere. Rechnet man hiezu, das Brüllen der verfolgten Thiere, das Brausen der Wasserstrahlen, das

Schreyen der Arbeiter, das Ungestümm der bewegten Wellen, den Rauch der Thranofen u. d. so wird man nicht in Abrede seyn, daß der Wallfischfang eins der glänzendsten Schauspiele sey, das die menschliche Industrie nur immer geben kann, über dessen Größe man die damit verbundne Gefahr bald vergißt. Und in der That, die Gefahr ist nicht geringe. Fast alle Jahre werden Menschen und Schiffe ein Opfer derselben. Nicht selten gerathen Schiffe an die schwimmenden Eisfelsen. Sie bleiben hängen. Der Vorrath an Lebensmitteln geht zu Ende. Der Hungertod ist das Loos der Unglücklichen. Oder der tobende Wallfisch wirft die Schaluppe um; oder Sturm, Schiffbruch, Sandbänke ꝛc. bedrohen sie. Unmöglich können wir den kühnen Menschen unsere Bewunderung versagen. Allein um wie viel mehr Bewunderung verdient erst der amerikanische Wilde. Er bedarf keiner Flotten noch Harpunen. Eine Keule und zween Zapfen — mit diesen armseligen Werkzeugen besiegt er das Ungeheuer. Versehen damit, wirft er sich ins Meer, sobald es sich den Küsten nähert. Muthig klimmt er ihm auf den Hals. Er hascht den Augenblick, da der **Wallfisch** aus den Luftlöchern kein Wasser sprudelt, und schlägt einen Zapfen in das eine Loch. Das Thier brüllt, daß man es eine Viertelmeile weit hört. Es eilt in die Tiefe; der sich anklammernde Wilde mit ihm: fest überzeugt, daß es bald wieder in die Höhe kommen müsse. Dieß geschieht, und nun

schlägt er den andern Zapfen in das zweyte Loch. Jetzt ist sein Werk vollendet. Er schwimmt ans Land. Der Wallfisch erstickt und bleibt todt auf der Oberfläche des Wassers. Andere Wilde eilen nun in ihren Kanots herbey und theilen brüderlich die Beute.

Die **Vortheile** von dem Wallfischfange sind für die Engländer und Holländer sehr beträchtlich. Auf jedes Jahr kann man immer rechnen, daß 2000 Wallfische von allen Nationen gefangen werden. Auch ein mittelmäßiger wirft immer 8—9000 Fl. ab. Freylich sind auch die Rüstungskosten sehr ansehnlich. Man findet oft welche, die 130 Tonnen **Thran** oder 100000 Pf. Speck geben. Dieser Thran wird von Lederarbeitern, in Tuchmanufakturen, zur Seife ꝛc. häufig gebraucht. Man verfertigt auch daraus den Theer, mit dem man Schiffe und andre der Luft und dem Wasser ausgesetzte Dinge vor den Folgen derselben schützen kann. Aus dem **Kothe**, der durchaus keinen übeln Geruch und eine schöne Farbe hat, wird Farbe verfertigt. Die Kamtschadalen und Nordamerikaner wissen den Wallfisch noch besser zu benützen. Aus der **Haut** machen sie ihre Schuhsohlen; aus den **Gedärmen** Hemden; und die Sehne ihres aus seinen **Barten** verfertigten Bogens ist eine Wallfischsehne. Mit den **Knochen** stützen sie ihre armseligen Hütten, und **Fleisch** und **Speck** essen sie. Bey uns stehen die Barten in ziemlichem Werthe. Aus ihnen werden Stöcke, Regenschirme und besonders Schnür-

brüste

brüste verfertiget. Durch diese letztern, die den Athem hemmen, und den Rückgrath krumm machen, rächt der Wallfisch seinen Tod auf eine grausame Weise; und es ist nur zu beklagen, daß seine Rache gerade den Theil der Menschheit trifft, der an seinen Leiden am unschuldigsten ist, und ihn sicher ganz ungestört in seinen kalten Regionen wohnen ließe.

Von dem **Kraken**, oder dem Seeungeheuer, das bey Norwegen zum öftern gesehen worden seyn soll, sagen wir hier nichts. Denn wenn auch wirklich dieses berüchtigte Geschöpf, das eine Meile lang seyn, und Fühlhörner wie Mastbäume haben soll, existirte, so würde es doch immer eher für einen Polypen als einen Wallfisch angesehen werden müssen. Eben so wenig wollen wir den Bischoffsfisch, den nur ein Fieberkranker gesehen haben kann, beschreiben. Im J. 1433 soll ein solcher von einem Könige in Pohlen, gefangen worden seyn. Man weiß von ihm eine Menge Wunder. — Es ist traurig, daß man, obgleich die Natur so unaussprechliche Wunder enthält, die durchaus keines Schmucks bedürfen, doch, statt diesen nachzuspüren, einer üppigen Einbildungskraft den Lauf ließ, und die ehrwürdigste aller Wissenschaften durch kindische Fabeln herabwürdigte.

Register.

Die erste Zahl bedeutet die Ordnung, nach Blumenbach: die zweyte den Band dieses Werkchens, die dritte die Nummer des abgebildeten Thieres, und die vierte die Seitenzahl des Textes.

	O.	B.	K.	S.
Aeneas	VI.	II.	14	55
Affe: Orangutang	II.	—	41	173
— große Gibbon	—	—	42	177
— kleine Gibbon	—	—	43	—
— Magot	—	—	44	178
— Pavian	—	—	45	180
— Mandrill	—	—	46	182
— Kallithrix	—	—	47	187
— Ouarina	—	—	48 *a*	189
— Coaita	—	—	48 *b*	190
— Miko	—	—	48 *c*	193
Ameisenfresser	III.	—	54	217
Armadill	IV.	—	4 *c*	14
Auerochs	IX.	I.	41	165
Bär, brauner	VII.	II.	1	2
Beutelratte	VI.	—	13	49
Biber	XI.	—	52	203
Bisamthier	IX.	—	16	62
Büffel	—	I.	42	171
Dachs	VI.	II.	49	196
Dächsinn	—	—	50	201
Dammhirsch	IX.	I.	3	14
— — Kuh	—	—	4	18
Einhornfisch, s. Narwhal.				
Eichhorn	VI.	II.	3 *a*	9
Eisbär	VII.	—	2	8
Elennbock	IX.	I.	49	199
— kuh	—	—	50	203
Elephant, Männchen	X.	II.	57	229
— — Weibchen	—	—	58	240
Esel	VIII.	I.	25	99
Eselinn	—	—	26	102

	D.	B.	K.	S.
Faulthier	III.	II.	53	214
Fehe	VI.	—	3*b*	12
Fischotter	XI.	—	51	203
Fledermaus, gemeine	V.	II.	11	41
— — Hufeisen	—	—	12	46
Flußpferd	X.	I.	35. 36	139
Formosanischer Teufel	IV.	II.	4*d*	16
Frettchen	VI.	I.	53 *b*	218
Fuchs, Birk=	VII.	II.	31	130
— Brand=	—	—	32	131
Gazelle	IX.	—	15	57
Gemse	—	I.	48	190
Giraff=Hengst	—	—	17	70
— Stute	—	—	18	72
Hamster	VI.	II.	9	33
Hase, Männchen	—	I.	7	28
— Weibchen	—	—	—	29
— gehörnter	—	—	8	34
Hermelin	—	—	53 *a*	216
Hirsch	IX.	—	1	1
— kuh	—	—	2	2
— eber	—	—	19	75
Hund, Hirten=	VII.	—	29	124
— Dogge=	—	—	30	130
— Wachtel=	—	—	31	126
— Bullenbeisser	—	—	32	129
— Wind=	—	—	33	126
— Wasser= oder Pudel	—	—	34	127
Hyäne	—	II.	35	144
Jaguar	—	—	24	98
Ichnevmon	VI.	—	56	226
Igel	IV.	—	37	155
Iltis	VI.	I.	54*c*	219
Kameel, gemeines	IX.	—	39	157
Kaninchen, zahm	VI.	—	9	36
— — wild	—	—	10	37
Katze, wilde	VII.	II.	19	74
— zahme	—	—	20	—
Kuguar	—	—	30	118

	Th.	B.	K.	S.
Lama - - - -	IX.	II.	17	65
Leming - - - -	VI.	—	10	36
Leopard - - -	VII.	—	26	106
Löwe - - - -	—	—	21	81
Löwinn - - - -	—	—	22	89
Luchs - - - -	—	—	27	110
Manati, s. Seekuh.				
Marder - - -	VI.	I.	54 d	221
Maulesel - - -	VIII.	—	27	106
Maulwurf - - - -	VI.	II.	40	165
Maus, Haus= - - -	—	—	5 b	21
— Feld= - - -	—	—	6 c	—
— Wasser= - - -	—	—	6 d	24
— Spitz= - - -	—	—	7 a	25
— Hasel= - - -	—	—	7 b	27
Meereinhorn, s. Narwhal.				
Meerkalb, s. Seehund.				
Meerkatze, s. Affen. S. 188				
Meerschweinchen - -	—	—	38	158
Mönchsrobbe - -	XI.	—	62	256
Murmelthier - -	VI.	—	39	160
Narwhal - - -	XII.	—	65 a	271
Nashorn, asiatisches -	X.	I.	57	230
— — afrikanisches -	—	—	58	233
Ochs, Hausbulle -	IX.	—	21	87
— Kuh - -	—	—	22	85
— spanischer Stier -	—	—	23	98
— verschnittener -	—	—	24	93
Panther - - -	VII.	II.	25	101
Pferd, Hengst - -	VIII.	I.	11	51
— Stute - -	—	—	12	—
— Barbarisches -	—	—	13	60
— Englisches -	—	—	14	61
— Theile - -	—	—	15	65
— Gebrechen - -	—	—	16	67
Pottfisch - - -	XII.	II.	65 b	271
Ratte - - -	VI.	—	5 a	17
Rehbock - - -	IX.	I.	5	19
— ziege - - -	—	—	6	23

Renn=

	D.	B.	K.	S.
Rennbock - - - -	IX.	I.	51	207
— kuh - - - -	—	—	52	210
Rhinoceros, s. Nashorn.				
Schaf: Männchen, Widder	—	—	43	175
— — Weibchen - -	—	—	44	177
Schakal - - - -	VII.	II.	36	148
Schwein, wildes - -	IX.	I.	37	—
— — zahmes - - -	—	—	38	149
— — Hirsch, s. Hirscheber.				
See-Bär - - - -	XI.	II.	64	266
— Hund - - - -	—	—	59	255
— Kalb - - - -	—	—	60	251
— Kuh - - - -	—	—	61	259
— Löwe, glatter - -	—	I.	59	241
— — zottiger - -	—	—	60	—
Serval - - -	VII.	II.	28	114
Siebenschläfer - -	VI.	—	8	29
Stachelschwein - -	IV.	—	37	151
Steinbock - - - -	IX.	I.	47	190
Tamandua, s. Ameisenfresser.				
Tapir - - - -	X.	—	20	78
Tieger - - - -	VII.	II.	23	92
Trampelthier - - -	IX.	I.	40	157
Unze - - - - -	VII.	II.	29	115
Vielfraß - - - -	VI.	—	55	220
Vigogne - - - -	IX.	—	18	70
Wallfisch - - - -	XII.	—	66	279
Wallroß - - - -	XI.	—	63	263
Wolf, gemeiner - - -	VII.	—	33	133
— weißer - - -	—	—	34	141
Zebra - - - - -	VIII.	I.	28	109
Zibethkatze - - - -	VI.	—	56	228
Ziegenbock - - - -	IX.	—	45	184
— Ziege - - - -	—	—	46	—
Zobel - - - -	VI.	—	55	224

Augsburg, gedruckt mit Deckardtschen Schriften.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelm, Gottlieb Tobias,

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte

Bd.: [2]

Augsburg 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1814 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279279-1
VD18 80144616-001